

mit mir seinen schweren Geldbeutel auf die Erde, weil wir auf den Zug zu warten hatten. Ich sage zu ihm: Nun, werden Sie auch Ihr vieles Geld beim Einsteigen in den Zug vergessen? Er antwortet: Das kann nicht geschehen, denn an dem Gelde hängt mein Herz. „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz“, hat unser Herr und Meister gesagt. Ach, sucht nicht nur die Schätze, die ihr hier auf dem Marktplatz ausgebreitet seht, sucht die Schätze, die euch auch mit dem Tode nicht genommen werden. Jesus, unser Heiland, bietet sie euch an, kommt zu ihm, wir kommen in seinem Namen und bitten euch darum. Wir hören noch eine kurze Ansprache und einen Bhajan (christliches Lied mit indischer Melodie) und können weitergehen. Doch noch ein kleines Erlebnis: Als ich den gekommenen Christen die Hand reichte, sage ich zu einem: „Dich habe ich doch anderwärts gesehen?“ Er: „Ja, Baghmari!“ Sofort wußte ich's und sagte: Thik hai Baghmari Paulus Pracharak (Richtig, der Katechist Paulus aus Baghmari in Assam). Er verließ damals schon seinen Zegarten, als ich noch in Assam war. Da der Älteste seines Dorfes bei ihm stand, fragte ich den: Nun, wie beträgt sich Paulus in deiner Gemeinde, hat er etwa das Trinken hier gelernt? Seine Antwort: Nahin, nahin! (Nein, nein). Und dann erzählte er, wie Paulus ihnen allen mit gutem Beispiel voranginge. Paulus stellte mir dann auch gleich seine Frau vor, die auch zum Basar gekommen war. Und am nächsten Tage mußte ich in Kauhapani auch seine Töchter begrüßen. Werdet Vorbilder! Welche Freude, wenn wir sehen und hören dürfen, daß Seelen, die uns anvertraut sind, in der Wahrheit wandeln und Vorbilder werden.

Bei den Begrüßungen in den einzelnen Gemeinden ist es oft rührend, den Wetteifer der Christen zu sehen. Eine Ehrenpforte genügt nicht, es müssen zwei oder drei gebaut werden und von jeder grüßt ein: Willkommen (Willkommen) oder ein Tishu sahay (Jesus ist Hilfe) und einmal die Hände waschen genügt erst recht nicht, alle Frauen möchten diesen Liebesdienst einem erweisen. Ebenso genügt es ihnen nicht, daß eine Blumenkette uns um den Hals gelegt wird, jede Frau und jedes Kind möchte einem am liebsten eine umlegen. Singend gehts dann in die Kapelle, oder es wird vor der Kirche unter einem schattigen Baum, wo schon ein Tisch und Stühle bereit gestellt sind, Halt gemacht. Hier wird ihnen zuerst in der Begrüßungsansprache auch ein kurzes Gotteswort zugerufen. Meistens knüpft man an das an, was man gesehen hat oder sieht, an den mit viel Mühe bereiteten Weg — bereitet dem Herrn den Weg, an die große Freude, die sich in allen Gesichtern zeigt — Freuet euch in dem Herrn allewege, an das Kommen eines Menschen — siehe, ich will kommen und Wohnung bei euch machen, spricht der Herr.

Auch bei den Hausbesuchen werden in der Unterredung die einzelnen gefragt, ob sie irgend eine Stelle aus der Heiligen Schrift auswendig wissen. Ich erzähle ihnen dann von den Assam-Frauen, die bei den Hausbesuchen, nachdem sie einem zur Begrüßung die Hände gewaschen hatten, auch ein Bibelwort auf sagten. Hocherfreut war ich in Mandar, als eine Frau den Spruch auf sagte: Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Als ich sie fragte: „Weißt du auch, bei welcher Gelegenheit es der Herr gesagt hat?“ sagte sie sofort: „Im Gespräch mit der Samariterin.“ „Weißt du auch, welcher Evangelist uns dies Gespräch erzählt?“ Sofort hieß es: „Ja, Johannes.“ Auch das Kapitel fand sie bald. Es stellte sich dann heraus, daß sie unsere Bethesda-Schule besucht hatte und Lehrerin gewesen ist. Es ergab sich von selbst sie zu bitten, ihre Mitschwester in wöchentlicher Frauenstunde zu sammeln und sie zu unterrichten. Werdet Vorbilder! Die Frauen haben in Maria, der Mutter Jesu, das größte Vorbild, von der geschrieben steht: Maria behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.

Fast in jeder Gemeinde wurde in der Aussprache mit den Christen auf das Laster des Trunkes eingegangen. Auch im Kampf mit dieser Sünde sind die Vorbilder derjenigen in den Gemeinden so notwendig, die selbst von diesem Laster befreit worden sind und die die anderen retten helfen. Ganze Gemeinden sind durch den Trunk dem geistlichen Tode verfallen. So Raganathpur, eine Gemeinde,

von der gesagt wird, daß früher einmal geistliches Leben vorhanden war. Was fanden wir jetzt? Keine Gebetsstunden, keine Sonntagsschule, schlechten Besuch der Gottesdienste und verarmte Leute. Warum? Es fehlt am Segen des Herrn. Die Ernte ist dort in diesem Jahre schlecht ausgefallen, weil eine Reisfrankheit viel Schaden angerichtet hat. Die meisten haben nur die Hälfte, andere nur den dritten und vierten Teil geerntet von dem, was sie sonst in guten Jahren geerntet hatten. Bei den Hausbesuchen bittet mich ein alter Mann: Bitte, schenken Sie mir eine Schlafdecke, dabei weist er auf seine alte, schmutzige und zerrissene hin. Ich sage: Der Sohn (der dabei stand) wird dir sicher eine zum Fest schenken. Der Sohn wies auf seine vielen Kinder hin und meinte: Es wird nicht soweit reichen, daß die Kinder ein Kleidungsstück zum Fest bekommen. Nun, dem alten Mann wurde seine Bitte erfüllt. Darauf sagte er: Ja, früher hatte ich alles, aber meine beiden Söhne, die jetzt schon tot sind, haben mich in's Unglück gestürzt, beide waren Trinker, der eine noch dazu ein Hans- und Opiumraucher. Dieser Sohn hat mir soviel Geld weggenommen (dabei hielt er beide Hände einen Fuß breit voneinander entfernt). Am nächsten Morgen redete ich wieder mit ihm, als er sich im warmen Sonnenschein sonnte. Wir kamen wieder auf den Trunk der beiden Söhne zu sprechen, und ich fragte ihn: „Wie steht's denn mit dir, trinkst du auch?“ „Ja, soviel habe ich immer getrunken (dabei zeigte er auf die Hälfte seiner Hand). Er wollte damit sagen: Ich habe mäßig getrunken. „Aber deine Söhne haben es bei dir gesehen und von dir gelernt, da bist du mit schuldig an dem frühen Tod deiner Söhne und am Ruin deines Hauses.“ Er mußte es zugeben, bedauerte auch die bösen Folgen, aber wirkliche Buße zeigte er nicht. In einem anderen Hause waren die beiden Söhne gestorben und die Mutter mit den beiden jungen Witwen versuchen die Wirtschaft weiterzuführen, aber alles machte einen sehr ärmlichen Eindruck. Auch sie klagten über die schlechte Ernte. In einem dritten Hause sagte der Präsident, der mich begleitete, zu mir: „Dies ist der Vater des Obed.“ Wer ist dieser Obed? Ein Mann, der die Universität besucht hat, der infolge seiner Kenntnisse in den besten Verhältnissen leben könnte, der auch schon einmal Mitglied des Kirchenrats gewesen ist, aber Hochmut, Trunk und andere Sünden haben ihn gesangengenommen. Ein Vorbild ist er nicht geworden. Jetzt ist er zufrieden mit einem Schreiberposten, bei dem er monatlich 20 bis 25 Rs. verdient und er könnte das Zehnfache verdienen. Auch hier mußte dem Vater gesagt werden: „Gib den Trunk auf, fange ein neues Leben an, werde ein Vorbild in der Gemeinde!“ Er könnte es; denn er hat ebenfalls gute Schulbildung genossen.

Ähnlich wie in dieser Gemeinde fanden wir die Verhältnisse in der Kuru-, Murgu- und Bargar-Gemeinde. Ueberall bemühten wir uns, diejenigen zu sammeln, die da Vorbilder der Herde werden wollten, und zwar unter Männern und Frauen. Wir bestimmten die Tage der Gebetsstunden für die Männer und Frauen, bestimmten auch die Männer und Frauen, die die Führung in die Hand nehmen sollten. In Kuru erklärten sich einige Lehrer bereit, in der Arbeit tatkräftig mitzuhelfen und ermahnten zu ganzem Bruch mit der Sünde. Der Pastor J. Tiga erzählte: „Mein Vater war auch ein Trinker. Als ich auf der Universität war, schrieb ich ihm: Entweder du gibst den Trunk auf oder mich, deinen Sohn, jedenfalls komme ich nicht eher nach Hause, als bis du es vor Gott dem Herrn und Menschen versprochen hast, daß du das Laster aufgeben willst.“ Der Pastor bezeugte, daß sein Vater nun von dem Laster frei wäre.

In der Sonatoli-Gemeinde fanden wir einen Katechisten, der ein Vorbild seiner Gemeinde ist. Wie ist er es geworden? Der Herr hat ihn im Feuer der Trübsal gereinigt. Er, seine Frau und vier Kinder waren krank gewesen, sonderlich hatten er und eine Tochter dem Tode ins Angesicht geschaut, seit einem Monat hatten sie fast nur von etwas Milch und Wasser gelebt. Die Christen kamen zu ihnen und und beteten für sie. Es wurde ihnen geraten, ihr Wohnhaus auf einem anderen Plage neu zu bauen. Die Frau des Katechisten wurde mit am ersten wieder hergestellt und sie hat an dem Krankenlager ihres Mannes um sein Leben mit dem Herrn

gerungen. Der Pastor Suleman Kula besuchte ihn ebenfalls wiederholt, brachte ihm Medizin und betete für ihn. Der treue Herr hat die vielen Gebete erhört. Der Katechist aber bekennet: Gereinigt, um mehr Frucht zu bringen.

Als wir zur Nachversammlung in der Namjari-Gemeinde versammelt waren, erzählte der dortige Katechist davon, wie der Herr eine Christin vom Schlangengiß wieder hatte genesen lassen. Die heidnischen Verwandten der Christin hatten die Zauberer geholt und wollten für sie Opfer bringen lassen. Als der Katechist gerufen wurde und sah, was die heidnischen Verwandten tun wollten, trieb er zunächst die Heiden aus dem Hause und betete dann für die Kranke. Im Gebet gewann er die Ueberzeugung: Du bist erhört, der Herr wird hier beweisen, daß er der Herr ist und stärker als alle bösen Geister. Als die Zeit zum Mittagessen herangekommen war, ging er in sein Haus zum Essen; bald folgten ihm einige Brüder, die da meinten, die Frau würde sterben, er solle doch gleich mit ihnen wieder umkehren. Der Katechist aber befehl seiner Frau, auch diesen beiden Brüdern etwas Reis zu bringen, nach dem Essen wolle er gleich wieder mit ihnen zurückgehen. Als sie zurückkamen, meinten die heidnischen Zauberer: Bei der Frau helfen weder unsere Opfer noch deine Gebete; sie wird sterben. Der Katechist aber ging ins Haus der Kranken und hielt an am Gebet. Nach etwa fünfzehn Minuten verlangte die Kranke Wasser zu trinken, etwa nach einer Stunde bat sie auch um Reis zum Essen. Die Frau ist dann wieder gesund geworden. Der Herr hat seinen herrlichen Namen sichtbar dort unter Christen und Heiden verherrlicht. Der Erfolg davon ist auch der, daß in dieser Katechistenschaft mehr Heiden kommen, um Christen zu werden. Werdet Vorbilder im Glaubens- und Gebetsleben!

In Rauhapani erzählte Pastor Suleman Vage davon, wie der Herr ihnen in der eigenen Familie geholfen habe. Ihr etwa sechs Monate altes Söhnchen war todfrank gewesen. Die teilnehmenden Christen hatten bestimmt mit dem Tode des Kindes gerechnet, ja, sie hatten schon gefragt, wo sie auf dem Friedhof die Gruft für den Kleinen graben sollten. Der Pastor Suleman und seine Frau hielten an im Gebet, gaben das Kind in Gottes Hände und sangen sich zum Trost das Lied: Harre, meine Seele, harre des Herrn. Zufällig besuchte sie ein Polizeieinspektor, der ihnen sagte: „Das Kind ist viel zu warm eingepackt; entfernt die warmen Kleidungsstücke, und die Mutter lege das Kindchen an ihre Brust.“ Das Kindchen hatte seit zwei Tagen das Trinken der Muttermilch aufgegeben, aber jetzt fing es wieder an zu trinken zum Erstaunen aller Anwesenden. Und der Herr hatte den Glauben seines Knechtes und seiner Magd neu gestärkt. Größer als der Helfer ist die Not ja nicht!

Eine Stunde innerer Erhebung erlebten wir in Takarma, als wir am Abend zur Nachversammlung mit dem Pastor Suleman Kula, den Katechisten und Ältesten der Gemeinde auf Schwester Augustes Veranda saßen und von dem innersten Leben und Erleben erzählten. Ein Ältester erzählte von einer Frau, die mit ihrem Leiden ins Namdara-Krankenhaus zur Behandlung gebracht worden war. Sie war aber ungeheilt von dort wieder entlassen worden. Zu Hause wieder angekommen, setzten die Christen ihre Hoffnung allein auf den lebendigen Gott, beteten in seinem Namen für die Kranke und gaben die Medizin, die sie kannten. Und der allmächtige Gott hat ihr Gebet im Namen Jesu erhört. Ein Wunder vor aller Augen und auch besonders für Schwester Auguste Frig, die den sehr ernststen Fall kannte.

Ein anderer erzählte von seiner Mutter, wie sie 1918, als sie alle an der Grippe erkrankt waren, auf ihren Knien um das Leben ihrer Lieben mit dem Herrn gerungen hätte. Eines Nachts hätte die Mutter die Erscheinung eines Engels gehabt. Auf ihre Frage, was er bringe, habe sie die Antwort erhalten: Ich bringe euch Medizin. Seit dieser Nacht hatte die Mutter die Gewißheit, uns wird geholfen, und keiner ihrer Lieben wurde von der Grippe hingerafft.

Ein anderer erzählte, wie er es sich zur Regel gemacht habe, auf seinen Gängen durch den Urwald oder sonst, wenn er die Christen besuche, sich mit einem Gotteswort zu beschäftigen, mit Gebet darüber nachzudenken und die einzelnen Gemeinde-

glieder im Gebet dem Herrn zu bringen. Man merkte, wie sie Gottes Wort auslebten: Betet ohne Unterlaß! Ueberhaupt merkte man es in der Takarna-Gemeinde, daß hier einst ein Missionar, der viel Kniearbeit getan hat, gearbeitet hat. Ich denke an Br. Eidnäs, der ja noch immer betend hinter seiner alten Gemeinde und hinter uns steht. So vielsagend war es, als in Vano bei der Evangelisationsversammlung sich zwei alte Christen erhoben und sagten: „Ja, solche Versammlungen müssen wir wieder öfter haben, so hat uns auch Missionar Eidnäs angepakt und zum Bruch mit der Sünde ermahnt.“

Weiter erzählte einer der Katechisten von der Bewahrung vor einem Bären. Seine Frau und er hatten sich in einem Christenort länger aufhalten müssen; so kam es, daß sie nachher im Dunkel eine Strecke durch den Urwald gehen mußten. Plötzlich sehen sie vor sich einem Bären stehen. Die Frau will in den Urwald hinein fliehen. Der Mann aber sagt: „Das hilft uns nichts, wir bleiben stehen und beten zum Herrn um Errettung.“ Während des Gebets hören sie das Grunzen des Bären und sehen, wie er in den Urwald hineintrollt. Sie besflügelten nun ihre Schritte und lobten den Herrn für seine sichtbare Bewahrung.

Der Pastor Suleman Kula sagte den Versammelten: Ihr wißt, daß in unserm Hause Zank und Streit eingekehrt war. Es schien kein anderer Ausweg übrigzubleiben, als uns voneinander zu trennen und die gemeinsame Wirtschaft aufzulösen. Ich sagte damals zu meinem Bruder: „Lieber Bruder, ehe wir uns trennen, wollen wir noch eins tun, versprich mir, daß du damit einverstanden bist.“ Er versprach's, und Suleman fuhr fort: „Ehe wir uns trennen, soll jeder von uns in die Einsamkeit gehen und nach des Herrn Willen fragen.“ Das taten sie, jeder fragte im Gebet den Herrn und jeder erhielt die Antwort: Ihr sollt euch nicht trennen, sondern weiter zusammen wirtschaften. Damit war ihr Zwist beigelegt. Wie einfach und wie praktisch! Werdet Vorbilder!

W. A d s i e - Mandi.

Brautfahrt nach Indien.

Reisebericht von Frau Missionar K l i m k e i t geb. Treichler.

Meine Reise nach Indien begann aus dem memelländischen Dörfchen Ruß. Als ich am Morgen des 13. Januar im Elternhause erwachte und durchs Fenster schaute, konnte ich einen Laut des Entzückens nicht unterdrücken. Heimatdorf, wie hast du zum Abschied dich für mich geschmückt. Im zarten Raubreißschmuck schaust du wie die schönste Braut im Hochzeitsstaat aus. Bald stand das Schlittensfuhrwerk, das mich nach der eine Stunde entfernten Bahnstation bringen sollte, bereit. Bekannte, meine liebe Jungmädels-Gruppe und viele Kinder hatten sich um den Schlitten zum Abschied versammelt. Zum letzten Male durste ich allen Lieben die Hand zum Abschied drücken. Dann ging es hinaus aus dem Dorfe, die durch das Bismarcker Moor führende verschneite Landstraße. Ganz still saß ich zwischen Vater und Schwester, die mich begleiteten, und nahm die liebe Winterlandschaft in mich auf. Ich nahm Abschied von der weiten Ebene, über die sich der weiße Teppich gebreitet hatte, von den kleinen Bauernhöfen, die oft von einem Kranz beschneiter Tannenhecken umsäumt waren, vom märchenhaften Winterwald, durch den ich so oft gestrichen und seinen herben Duft eingeatmet hatte. Nordische Heimat, du bist rauh und kalt, aber dennoch unendlich schön, doch wie sehr ich dich liebe, das merke ich erst jetzt, wo es heißt, von dir Abschied zu nehmen.

Auf dem Bahnhof Heidkrug nahm unser verehrter Pfarrer Schernus mich in Empfang. Er war aus Memel gekommen, um zusammen mit meinem Vater mich über die Grenze nach Tilsit zu begleiten. Als es auch hier hieß Abschied zu nehmen, war das Herz schwer, und ich mußte die Tränen unterdrücken. Ein letztes Winken, dann stand ich allein am Fenster und konnte meinen Gedanken freien Lauf lassen. Da brach die Sonne durch die Wolkenwand, der Schnee funkelte auf wie tausend Diamanten. Mein Herz wurde wieder froh und meine Augen wieder hell. Fröhlich fahre ich durch das liebe Ostpreußen, durch den polnischen Korridor, durch die

Mark Brandenburg. Spät am Abend öffnen sich für mich die Pforten unseres Gossner-Missionshauses, wo ich noch einige schöne Tage verleben darf. Nachdem die letzten Vorbereitungen für die Weiterreise getroffen sind, geht meine Fahrt am 18. Januar, begleitet von den innigen Gebeten und Segenswünschen des Gossnerhauses, von Berlin weiter. Um 6 Uhr früh erreichten wir Basel, wo ich, nachdem die Zollbeamten ihre Pflicht getan hatten, in einen andern Zug steigen mußte. Im selben Abteil befand sich ein deutsches Ehepaar, dessen Ziel Genua und weiter Japan mit Dampfer „Oneisenau“ war.

Von der schönen Schweiz hatte ich viel gehört. Man hatte mir Bilder von den herrlichen Bergen und Seen gezeigt, aber kein Dichter und kein Maler konnte sie mir so geben, wie ich sie selbst am 19. Januar an dem klaren Sonnentage erleben durfte.

An der Grenze Schweiz—Italien kam der Geldwechsler durch den Zug, Pässe und Koffer wurden geprüft. Am Abend bligten die ersten Lichter der Hügelstadt Genua auf, grüßten die ersten Palmen. Meine Reisebegleiter brachten mich in das mir zugewiesene Hotel. Hier wurde mir ein Brief von Präses Stosch übergeben, in dem er seine Ankunft in derselben Nacht ankündigte. In dem Gedanken, für die Weiterreise einen Schutz und Beistand zu haben, schief ich sanft in dem freundlich eingerichteten Gastzimmer. Herr Präses Stosch hätte mir gerne noch vieles von Genua gezeigt, leider war die Zeit zu kurz bemessen, und, nachdem alles Nötige erledigt war, mußten wir zu unserem Dampfer „Oneisenau“.

Am 20. Januar verließ unser Dampfer den Hafen von Genua. Wir standen an der Reeling und schauten auf das verschwindende Europa zurück. Ich hatte es gut, daß ich mit Herrn Präses Stosch reisen durfte, konnte er mir doch auch auf der weiteren Fahrt vieles zeigen und erklären. Er kannte ja jeden Ort, jeden Berg und jede Insel. Er kannte, wie er selbst einmal scherzend sagte, jeden Baum am Roten Meer. Mein Wunsch, ein bißchen seekrank zu werden, ging gleich am ersten Abend in Erfüllung. Recht froh war ich, als der Dampfer einen Tag in Port Said hielt. Ich ging nicht, wie andere Leute, an Land, sondern wollte vom Schiff aus alles Neue beobachten. Bald kamen Araber, Neger, Schwarze und Braune auf unsern Dampfer. Hier wurde Geld gewechselt, dort zeigte ein Zauberer seine Künste. Kaufleute priesen immer wieder laut und aufdringlich ihre Ware an. Sie kamen mit ihren Booten, in denen sie meistens Handarbeiten ausgelegt hatten, an unseren Dampfer. Wollte man etwas besichtigen oder kaufen, so wurde an einem langen Seil ein Korb hochgezogen, in dem die Waren drin waren. Nachdem der Gegenstand einer genauen Prüfung unterzogen war, hub ein kräftiges Handeln an. Danach wurde der Gegenstand entweder behalten und das Geld dafür in den Korb heruntergeschickt, oder die Ware zurückgegeben. Auch als der Dampfer 11 Uhr nachts den Hafen verließ, gaben einige Kaufleute den Kampf nicht auf, sondern begleiteten uns ein Ende in ihren Booten, immer wieder eine schöne Decke, ein Kissen oder eine Handtasche hochhaltend. Durch den Suez-Kanal mußte unser Schiff langsam fahren. Zu beiden Seiten sah man Wüste, hin und her Däsen, an denen kleine Hütten erbaut waren. Reiter und Kamele zogen an uns vorbei. Hin und wieder sauste auch ein Auto auf der nach Kairo führenden Asphaltstraße dahin, was aber nicht in die Gegend hineinpaßte. Frauen und Kinder winkten dem vorbeifahrenden Schiffe zu.

Auf unserem Dampfer befanden sich zwei deutsche und zwei englische Missionare mit ihren Frauen, außerdem auch mehrere Missionschwester. Des Morgens versammelten wir uns zu einer Morgenandacht. Nach dem Abendessen waren wir oft gemeinsam auf Deck, schauten in den herrlichen Sternenhimmel, in die aufspritzenden Wellen oder sangen Volkslieder. Wir beobachteten die Blinklichter oder grüßten die vorbeifahrenden Schiffe. Manchmal wurden Erlebnisse aus der Missionsarbeit erzählt. Diese Abendstunden waren mir die schönsten des Tages. Ja, auf unserer schmucken, sauberen „Oneisenau“ konnte ein jeder sich wohlfühlen. Die Verpflegung war so reichlich und vielseitig, daß sie einen jeden zufriedenstellen

konnte. Die Sportler konnten sich im Tisch-*Ringtennis* und anderen Spielen messen. Das Entzücken der meisten war das große, eingebaute Schwimmbassin. Ueberall sah man fröhliche Menschen. An den Abenden fanden oft Feste statt, an denen sich viele beteiligten. Aber auch für die Kleinen war gesorgt. Gerne ging ich in das Kinderzimmer, das mit kleinen Tischen und Stühlen möbliert war. Hier wurde gebaut, dort zankten sich zwei Jungen um das Schaukelpferd, ein Mädchen hielt entzückt die Lieblingspuppe im Arm. Manchmal erzählte ich den Kindern ein Märchen. Wenn ich sah, wie die Kleinen sich ganz hineinträumten, wie sie mit geöffneten Lippen und gläubigen Augen lauschten, dann war ich herrlich belohnt.

Am 31. Januar mußten wir unsere liebgewonnene „Gneisenau“ verlassen. Nur einen Tag konnte ich die Schönheit Colombos bewundern, schon am selben Abend bestieg ich das englische Schiff, die „Domala“, mit dem ich weiter nach Kalkutta fahren sollte, während Herr Präses Stofsch die Fahrt mit dem Zuge weitermachen mußte. Die acht Tage auf dem englischen Dampfer konnte ich sehr gut dazu benutzen, um meine englischen Kenntnisse aufzufrischen, da hier nur englisch gesprochen wurde. Am 4. Februar liefen wir Madras an, so hatte ich Gelegenheit, auch diese heiße und schmutzige Stadt kennenzulernen.



Das Brautpaar Klimkeit wird in Ranchi begrüßt.

Je näher wir dem Ziele kamen, um so mehr überkam mich ein Gefühl freudiger Erregung, aber auch leisen Bangens. Vor mir das Land meines neuen Wirkens, das meine zweite Heimat werden soll. Werde ich auch der Arbeit und allen Schwierigkeiten äußerlich und innerlich gewachsen sein? Unser Dampfer kam nur langsam voran, anscheinend hatte er in Madras zu viel geladen. Worte aus dem Gedicht „Colombo“ stelen mir ein: „Nach Osten, ach, nach Osten hin, beflügle dich, mein Kiel, dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn, du meiner Sehnsucht Ziel.“

Und während ich so diesen meinen Gedanken nachgehe, gleitet unser Schiff auch schon langsam an den mit schönen Palmen besetzten Ufern eines Armes des Ganges entlang. Mit zwei Tagen Verspätung gelangen wir am 8. Februar in den Hafen von Kalkutta, noch eine kleine Geduldsprobe, bis die Brücke zum Lande fertig war, dann durfte ich meinen Verlobten gesund und froh wiederhaben und die prächtigen indischen Begrüßungsrosen in Empfang nehmen. Gleich am selben Tage fuhren wir nach Ranchi weiter, wo ein herzlicher Empfang meiner harrete. Groß und Klein hob immer wieder die Hand zum Gruß „*Tisu sahai*“. Blumenfränze und Sträuße wurden überreicht und die Hände gewaschen. Traute, liebe Melodien wie „*Harre, meine Seele*“ und „*Lobe den Herren*“ klangen an mein Ohr. Dann stieg von den versammelten Brauen und Weissen ein Dankgebet zu Gott zum Tropenhimmel empor.

Renate Treichler.

Nachrichten vom Missionsfeld.

Aus Missionsdirektor Stosch's Reisebericht:

„Von Colombo fuhr ich am 31. 1. abends gleich weiter, mit Bahn, und war in 23 Stunden in Trichinopoli. Den 2. 2. hatte ich freigelassen für Gespräch mit Bischof Sandegreen, der mir Wichtiges für meine Arbeit zu sagen hatte. Er lud mich zum 10. 4. nach Kalkutta ein, zu einer Konferenz der Exekutive des Lutherschen Kirchenbundes.

Die Nacht vom 2. zum 3. Februar fuhr ich nach Madras, stieg schon in dem Vorort Tambaram aus, wohin kürzlich das Christian College aus Madras verlegt ist, in dem im Dezember 1938 der Weltkonvent stattfinden soll. Prof. Asirvadam, Sekretär des Luth. Bundes, ist Lehrer am College und hat mich gebeten, einige Stunden bei ihm zu sein. Er war ja im April 1937 auf der Synode in Ranchi gewesen und hatte mein Kommen vorgeschlagen. Wir sprachen uns aus.

Den Nachmittag verbrachte ich mit Stählin's in Madras, er schilderte mir die Lage dort. Ich ließ mir von seiner Seminararbeit erzählen. Ein tapferer Mann, seine Frau nicht weniger. Ich schlief auch die Nacht noch in diesem Hause, in dem ja meine Eltern 1890—92 als Leipziger Missionare gewohnt haben.

Am 4. Februar fuhr ich in 9 Stunden nach Tenali, der Eisenbahnstation der amerikanischen Mission. Dr. Dunkelberger fuhr mich im Auto weiter nach dem Zentrum ihrer Mission, Guntur. Dort sind jetzt Cannadeys, die früher Ranchi betreut haben. Er ist jetzt Finanzmann seiner Mission.

Sonntag, 6. 2. abends, fuhr ich von Guntur weiter bis Kalkutta: zwei Nächte und den dazwischenliegenden Tag. Ja, das sind Entfernungen. Am 8. 2. morgens war ich hier in Kalkutta.“

Missionar Klimkeit und Frau sind am 25. Februar nach Kinkel gereist, um von Missionar Schiebe die Station zu übernehmen.

Gosners Ruf an seine Gosnergemeinde.

„Ich bitte euch nur eines: verharret im Gebet. Betet um Ausgießung des Geistes. Es geht nicht anders, es muß erbeten sein. Gott läßt sich gar nichts nehmen. Haltet an am Gebet. Sehet den Paulus an, wie oft und wie viel er betete und andere anruft und anschreibt, sie sollen beten für ihn und fürs Wort, daß es laufe.“ (Aus „Gosnerworte“.)

Am 26. März fand in Ranchi die Missionarskonferenz statt.

Am 27. März hat Stosch mit einem Festgottesdienst in der Christuskirche zu Ranchi die diesjährige Generalkonferenz eröffnet.

Vom 28. bis 31. März fand die Generalkonferenz, die Mahajabha, in Ranchi statt. Den Abschluß bildete eine zweite Missionarskonferenz am 1. April.

Wir haben noch keine Nachrichten über den Verlauf. Aber wir wissen, daß um ernste und schwerwiegende Fragen gerungen wurde. Es toben Stürme um das Gebäude der Koliskirche, die verhängnisvollen Schaden anrichten können. Wir sind von mannigfaltiger Not umdroht.

Darum laßt euch von Vater Gosner aufrufen: Haltet an am Gebet. Betet fürs Wort, daß es nicht gehemmt werde, sondern daß es laufe!

Das Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1937 der „Großen Biene“ ist fertiggestellt und wird auf Wunsch kostenlos vom Sekretariat zugesandt.

Für den Inhalt verantwortlich: Präses Foertsch, Halle (Saale), Henriettenstraße 21.

Verlag der Gosner'schen Mission, Berlin-Friedenau.

Postcheckkonto Berlin 7950 für die Gosner'sche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin 173 96.

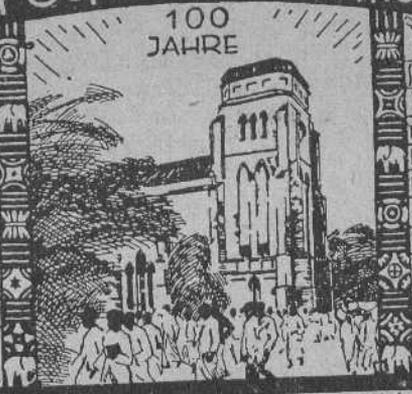
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenten), Berlin C 2, Wallstraße 17/18.

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Monatsblatt der Gößner'schen Missionsgesellschaft

100
JAHRE

findet
die Biene auf
ihrem Flugziel / bringt
sie Ergiebiges von ihrem
weiten Felde zurück / und
kann sie Köstliches daraus
bereiten / so bringt sie es u.
fordert zum Danke auf u.
zum Preise des Herrn /
der es gegeben / dem der
Weinberg u. alles / was
darinnen ist / gehört



findet
sie wenig oder
Nichts / findet sie es
mager und kommt
leer zurück / so kann
sie auch nichts geben /
als etwa zum esfrigen
inbrünstigen Gebete
erwecken / daß der Herr
das Feld mehr bethauet
und Pfingstregen da-
rauf fallen lasse

Der Herr / daß die Ernte und das ganze Arbeitsfeld / so wie die Ehre und
die Schande ist / wolle die geringe Arbeit der Biene segnen / an ihr selbst u.
an Allen / die von ihrer Arbeit etwas genießen werden. Amen / Joh. Gößner

105. Jahrg. Berlin-Friedenau, Mai 1938 Nummer 5

Rogate.

Weiter, liebe Brüder, betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde, wie bei euch. 1. Thess. 3, 1.

Teure Missionsgemeinde!

Es ist nicht in unser Belieben gestellt, ob wir Mission treiben oder nicht. Daran entscheidet es sich, ob eine Gemeinde Gemeinde Jesu Christi ist und sein will oder nicht. Mission — das müssen wir wieder einmal sagen — ist nicht Privatsache eines dafür besonders interessierten Kreises. Sie ist die selbstverständlichste Lebensäußerung der Kirche Jesu Christi. Der Herr hat seinen Jüngern den Missionsbefehl erteilt, und wir sind seinem Befehl unbedingten Gehorsam schuldig, wenn wir auf den Christennamen und damit auf Jesu Jüngerschaft Anspruch erheben. Er hat seiner Gemeinde den Missionswillen und Missionstrieb eingestiftet. Nicht einem Amt, etwa dem Bischofsamt, sondern der Gemeinde ist die Apostolische Sukzession gegeben, auch darin, daß sie das Werk der Apostel weiterführt. Wir kennen das Wort des größten aller Missionare, des Apostels Paulus: „Daß ich das Evangelium predige, darf ich mich nicht rühmen, denn ich muß es tun. Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte.“ Dieses heilige, unausweichliche „Muß“ hat ihn von Land zu Land, von Ort zu Ort geführt, um die Christusbotschaft in die griechisch-römische Welt hineinzutragen. In diesen ihm von Gott befohlenen Dienst hat er seine Gemeinden mit hineingezogen. Auch sie sollen sich ihrer Missionsaufgabe bewußt werden. Sie sollen an dem Dienst der Sendboten Jesu teilnehmen, zum wenigsten durch ihr Gebet und ihre Gaben. Wer einen Einblick in das Leben unserer Kirche, unserer Gemeinden hat, der weiß, daß die wirklich lebendigen Gemeinden sowohl das Werk der äußeren wie der inneren Mission zu ihrer Sache machen, und daß sie durch ihren Missionsdienst in ihrem eigenen Glaubensleben gestärkt werden.

So sollte jede Gemeinde eine Missionsgemeinde sein, jede Missionsgemeinde aber — das sagt uns unser Textwort — zuerst und vor allen Dingen eine **Betgemeinde**.

Es gibt ein kleines, feines Büchlein Luthers, daß den Titel trägt „Eine einfältige Weise zu beten für einen guten Freund“. Ein schlichter Mann aus dem Volke hatte dem Reformator sein Leid geklagt, daß er nicht recht beten könne, daß es ihm schwer sei, seine Gedanken zum Gebet zu sammeln und die rechten Worte

zu finden. Darauf schrieb ihm Luther jenes Büchlein. In ihm hören wir, wie Luther selber sich für das Gebet vorbereitete. Er nahm seine Bibel mit in die Kammer, nahm den Psalter oder die 10 Gebote oder das Vaterunser oder andere Schriftworte bei sich vor, betrachtete sie, bis das Herz warm wurde und zu sich selber kam. Man möge, so meint er, solch ein Stück aus Bibel und Katechismus zum Feuerzeug nehmen und in seinem Herzen ein Feuerlein aufschlagen. So wollen wir es mit dem Apostelwort machen: Weiter, liebe Brüder, betet für uns, daß des Herrn Wort laufe und gepriesen werde wie bei euch! Wir wollen es einmal ganz still und ganz schlicht zu uns reden lassen, wollen unser Ohr an jedes Wörtlein legen und auf das horchen, was Gott uns damit sagen will, uns ganz persönlich.

Liebe Brüder, betet für uns. Es ist etwas ganz Großes, wenn wir diese Mahnung als an uns gerichtet ansehen dürfen. Denn beten kann nicht jeder. Luther wußte, daß das rechte Beten unsere Antwort auf Gottes Anrede ist. Gewiß, auch die Heiden beten. Wo Religion ist, da ist auch Gebet. Menschliche Sehnsucht, menschliche Wünsche, menschliche Schuld, menschliche Not treiben ins Gebet. In der ganzen Welt viel ergreifendes Rufen zum Himmel empor. Aber es ist immer ein Schrei ins Leere, wenn es kein Reden mit dem lebendigen, wirklichen Gott ist. Das Beten der großen Männer in der Bibel gründet sich auf Gottes Offenbarung. Es sind Menschen, die Gott angeredet hat. Das ist es ja, was uns über alle anderen Geschöpfe hinaushebt, daß Gott uns anspricht, daß wir seine Stimme hören und ihm antworten können. Darin liegt unsere Gottes-Ebenbildlichkeit, unsere uns von Gott gegebene Menschenehre, daß Gott sich uns offenbart, daß er zu uns spricht und uns zur Teilnahme an seinem Reich beruft. Gerade das ist ein Beweis für die Einheit des Menschengestirnes, daß Gott allen ohne Unterschied der Rasse die Sehnsucht ins Herz gelegt hat, ihn zu suchen, ob sie, wie Paulus sagt, ihn fühlen und finden möchten, und daß in allen Völkern sich Menschen finden, die in ihrem Innersten durch Gottes Wort und Geist berührt und angefaßt werden können. Sonst könnte ja kein Missionar auf ein lebendiges Verstehen und Annehmen des Evangeliums rechnen. Daß auch die Heiden wirkliche Beteter werden, daß sie in heiliger Ehrfurcht und in freudigem Vertrauen zu Gott, dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, aufschauen lernen, das ist das letzte und höchste Ziel aller Missionsarbeit.

Welch ein Beteter war Paulus! Da liegt das Geheimnis der Persönlichkeit wie alles missionarischen Wirkens eines Paulus und aller Großen im Reiche Gottes, auch eines Gofner, daß über ihrem Leben das Wort steht „Siehe, er betet“. Aber auch ein so glaubensstarker Beteter wie Paulus sucht Mitbeteter. „Weiter, liebe Brüder, betet für uns.“ Er sucht die, die mit ihm und für ihn beten unter seinen „Brüdern“, das heißt unter denen, die wie er mit Gott reden können, weil Gott mit ihnen geredet hat. Er sucht sie unter denen, die sich in die Gemeinde Jesu Christi berufen wissen. In die Gemeinde derer, die in tiefster und stärkster Liebe, in fürbittender Liebe, miteinander verbunden sind.

Aber nicht um seine Person ist es dem Apostel zu tun, wenn er schreibt „Liebe Brüder, betet für uns“, sondern um die Sache, die er vertritt, um die Sache seines Herrn. Betet, daß des Herrn Wort laufe und gepriesen werde wie bei euch. „Wie bei euch“, das erfüllt des Apostels Herz mit großer Freude. Das läßt ihn so zuversichtlich sie um ihre Fürbitte angehen, daß bei ihnen, den Thessalonichern, des Herrn Wort seine Siegeslaufbahn begonnen und dort eine Gemeinde entstanden ist, die das Wort des Herrn angenommen hat und es als die Gotteskraft preist, durch die sie selber aus der Finsternis zum Licht geführt worden sind.

Man kann nicht verlangen, daß jemand für die Missionsaufgabe der Christenheit Verständnis hat, der selber nicht die Kraft des Evangeliums an seinem Herzen erfahren hat, der nicht die unumstößliche Gewißheit in seiner Seele trägt: es ist in keinem andern Heil, weder für den einzelnen, noch für die Völker, als allein in Christus.

Wäre das Christentum nur eine Religion neben anderen Religionen, eine aus Blut und Boden, Rasse und Volkstum, aus menschlichen Gedanken und

Wünschen entstandene Religion, so hätte es keinen Sinn, den nichtchristlichen Völkern ihre artgemäße Religion zu nehmen und eine andere fremdartige an ihre Stelle zu setzen. Aber „des Herrn Wort“, von dem der Apostel redet, das Evangelium von Jesus Christus, ist etwas ganz anderes und bringt etwas ganz anderes, als was wir im allgemeinen unter Religion verstehen. Es ist etwas wesentlich anderes als der Versuch, der alle Religionen kennzeichnet, mit eigener Vernunft das Rätsel des Daseins zu lösen, hinter den Vorhang des Diesseits zu schauen, vom Menschen her in eigener Kraft zu Gott durchzustoßen. Die Christusbotschaft bringt den, in dem der ewige Gott Himmels und der Erde Fleisch geworden ist, in dem er den Himmel zerrissen hat, aus seiner Verborgenheit herausgetreten ist und sich uns in der ganzen Fülle seiner Liebe enthüllt hat. In Christus, in seinem Leben, Sterben und Auferstehen hat Gott ein für allemal uns den Weg zu sich erschlossen und die Welt mit sich versöhnt. Christus ist kein Religionsstifter, er ist die Gotteshand, die sich vom Himmel her uns entgegenstreckt. Er ist auch keine nur geschichtliche Größe der Vergangenheit, er ist lebendige Gegenwartgröße. Wer von Christus selber, von seiner königlichen Macht und Gnade überwunden ist, der versteht das Wort der Apostel: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben.“ Der wird selber ein Zeuge und Bekenner Jesu Christi, der muß mit denen Erbarmen haben, die noch in Finsternis und Todeschatten sitzen. Aus dem Glauben an den, der von sich sagen konnte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich“ erwächst Missionspflicht und Missionsfreudigkeit.

Wir erleben es je und je, auch heute wieder, daß die Religionen der Völker sterben. Dadurch werden die Völker entwurzelt, haltlos, heimatlos. Da hilft kein Religionsersatz, kein Wiedererwecken einer erstorbenen Väterreligion, auch keine neue von Menschen gemachte Religion. Da hilft nur einer, der aus Wurzellosigkeit und Heimatlosigkeit, aus Gottesferne und Ichgebundenheit herausreißt, Jesus Christus. Gott sei Dank, des Herrn Wort läuft durch die Lande, auch heute noch, trotz aller Hemmungen und Schwierigkeiten, trotz aller Anfeindungen, trotz alles Antichristentums. „Gottes Wort ist nicht gebunden“, wie Paulus einmal gesagt hat, als er selber ein gebundener Mann war. Gewiß, es kann eine Zeitlang gebunden sein. Es kann, wie wir das im bolschewistischen Rußland erleben, alle Freiheit der Verkündigung mit Blut und Terror unterdrückt werden, jede religiöse Bewegung mit Gewalt im Keim erstickt werden. Aber des Herrn Wort wirkt doch im Verborgenen und bricht schließlich mit siegender Kraft durch alle Hindernisse hindurch.

Des Herrn Wort beweist auch in Indien, auch unter den Kols seine Kraft und Freiheit. Wir müssen es immer wieder dankbar anerkennen, daß die Christen dort im Weltkriege trotz aller Drohungen und Lockungen nicht nur unserem Herrn Christus, sondern auch unseren Missionaren, ihren deutschen Vätern, unserer Gossner-Mission die Treue gehalten haben. Es sind arme, kleine Gemeinden dort, Gemeinden mit vielen Schwächen und Gebrechen. Auch viel Uneinigkeit und Zerrissenheit ist in ihnen, was zum Teil in der Verschiedenheit der Rassen und Stämme begründet ist. Aber doch auch bei ihnen viel ehrliches Mühen, viel ernstes Beten und Ringen, daß das Wort des Herrn in seinem Lauf nicht gehindert und es bei ihnen gepriesen werde als Gotteswort, als rettende Gotteskraft. Und bei aller Armut viel Opferfreudigkeit, ihre Kirche zu erhalten und durch diese schwere Zeit hindurchzuretten. Aber weil sie noch in den Kinderschuhen stecken, weil sie mit so vielen Nöten und Schwierigkeiten zu kämpfen haben, brauchen sie unsere Hilfe, unseren Dienst. Es wäre traurig, sowohl im Blick auf unsere Christenlehre als auch auf unseren deutschen Namen, wenn wir sie im Stich lassen müßten. Sie brauchen vor allem unsere Fürbitte.

Darum wollen wir uns zu einer wirklichen Betgemeinde heiligen lassen. Wir wollen uns treuer scharen um unsere liebe Gossner-Mission und ihre Leitung, um unsere Gemeinden draußen und um alle, die in ihnen dienen. In dem Tagebuch Sören Rierkegaards heißt es: „Das Kämmerlein, in dem ein wirklicher Vater in aller Aufrichtigkeit betet, ist der Punkt außerhalb der Welt, von dem er die

Welt aus den Angeln hebt. Ja es ist unglaublich, was ein solcher Vater, wenn er seine Tür schließt, darinnen nicht alles vermag.“ Und ich setze das Wort des gottinnigen Detinger hinzu: „Unsere evangelische Kirche stirbt, wenn sie nicht ganz anders es lernt, mit der G e m e i n d e zu beten.“

Wir wollen aus unserem Textwort die Mahnung mitnehmen, uns selber immer tiefer in des Herrn Wort hineinführen zu lassen, einsam und gemeinsam, damit der Herr selber zu uns rede, und wir mit ihm reden in Gebet und Lobgesang, und wir, von ihm gerufen und gefordert, kämpfen und arbeiten und mithelfen, daß alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.

Missionspredigt,
gehalten von Generalsuperintendent D. Bits, Berlin.

Gandhi und Nehru.

Der politische Willen der Hindus hat seinen wesentlichen Ausdruck in der von Gandhi großgemachten Kongresspartei gefunden, neben ihr spielen Splitterparteien, in denen Hindus vertreten sind, keine Rolle. Das von Mahatma Gandhi aufgestellte Programm der Kongresspartei sieht als wichtigsten Punkt die Erringung der vollen nationalen Unabhängigkeit Indiens vor, der die Zusammenfassung aller



Pandit Jawaharlal Nehru

Indier ohne Unterschied der Religion, Kaste oder landschaftlichen Zugehörigkeit in einem modernen Staat folgen soll. Wirtschaftlich wird die nationale Selbstversorgung angestrebt, wobei das Schwergewicht der Produktion auf die Hausindustrie fällt. Die Rolle der Großindustrie soll auf die Ergänzung des Handwerks beschränkt bleiben. Gandhi wünscht die Zähmung der Technik, ihre Unterordnung unter uralte indische Arbeitsweisen. Er selbst zieht den Dampfschienen der Eisenbahn vor. Wo der Fortschritt nicht zu umgehen ist, sind ihm durch Sozialisierung seiner Einrichtungen die Gitzähne auszubrechen. Das Kastenwesen betrachtet der Kongress als erledigt; es wird die Gleichberechtigung der 65 Millionen Parias propagiert und Alkoholprohibition, ein Rauschgiftverbot und freie Erziehung für jedermann gefordert. Das Ideal der Regierungsform ist die allindische Demokratie, deren Vertreter vom Volk gewählt werden. Nach außen wünscht Kongress-Indien friedliches Zusammenleben mit allen Völkern.

Der Krieg wie die Anwendung jeder Gewalt zur Erreichung politischer Ziele wird verworfen.

In der Bejahung dieser Ziele sind sich alle Kongressmitglieder einig, über die Durchführung sind die Meinungen geteilt. Im Schoß der Partei gibt es zwei Strömungen, eine mehr konservative, die sich um Gandhi schart, und eine radikale, die aus sozialistischen Quellen gespeist wird und in Pandit Nehru ihren Vertreter sieht. In der ersteren paart sich der jedem Hindu eigentümliche Passivismus mit der Einsicht, daß allzu große Beschleunigung der Reise der Massen nicht entspricht und der Gesamtsache nur schaden kann. Der ewig meditierende Sinn des Meisters Gandhi, die selbst seinen engsten Vertrauten oft nicht erklärbare Rätselhaftigkeit seiner Gedanken und Aussprüche, die hinzunehmen schon die Ehrfurcht gebietet, wappnet diese Gruppe mit einer nur aus östlicher Geisteshaltung verständlichen Geduld. Gandhi und seine Gefolgsleute sind weniger Kämpfer als streitbare Dulder.

Ihre Haltung entspricht durchaus der der Massen. Das Geheimnis von Gandhis Größe liegt wesentlich darin, daß er nichts tut, was den Menschen fremd oder un-

verständlich wäre. Es dürfte schwer sein, in Indien zwanzig Männer zu finden, die wegen einer politischen Ueberzeugung bereit wären, ein mit Engländern besetztes Auto auf offener Straße anzugreifen. Tausende aber würden sich begeistert viele Stunden auf die Straße legen, um dem Auto die Weiterfahrt unmöglich zu machen. Es ist die Erkenntnis dieser besonderen indischen Seelenhaltung, die Gandhi zum Führer erhoben hat.

Gandhi kann niemals scheitern, er kann nicht einmal irren. Die Mystifizierung seiner Person ist viel zu weit fortgeschritten. Er ist ein „Heiliger“. Das haben heute auch die Engländer begriffen und ihn als solchen anerkannt. Und wie alle „Heilige“, hat Gandhi denen, die ihn steinigen wollten, vergeben. Er mag noch predigen, aber diese Predigten — man braucht nur seine Zeitschrift „Harijan“ aufmerksam zu lesen — sind eher Meditationen, Selbstgespräche eines Klosterbruders, der die Einsamkeit der Zelle dem Lärm der Straße vorzieht. Gandhi haßt weder, noch liebt er, noch meint er, was er sagt. Er wünscht die Freiheit seines Volkes, und er betont gelegentlich sein Recht als britischer Bürger, mehr noch, seinen Stolz darüber. Wenn England sich heute entschließen sollte, innerhalb einer Woche



Mahatma Gandhi beim Spinnen

Indien zu räumen, seine Kanonen, seine Flugzeuge, seine Soldaten, seine Kriegsschiffe aus dem Lande zu ziehen, so wäre Gandhi der erste, der den Vizekönig bitten würde, diese Maßnahme wenigstens aufzuschieben. Es ist nicht Gandhi allein, der so denkt. Indische Politiker meinen niemals wirklich, was sie sagen. Sie stellen eine Höchsthforderung auf, weil sie wähen, dann wenigstens die Hälfte zugestanden zu bekommen. Das Leben des alternden Gandhi ist Indiens kostbarster Besitz, der Inder wie der Engländer. Er ist das Beruhigungsmittel für ein unruhig werdendes Volk. Der Mahatma ist das Zünglein an der Waage, er hält das Gleichgewicht, wie es jeder echte Denker tut, die kleinste Verschiebung bedeutet den Sturz ins Ungewisse, das jeder echte Denker scheut. Gibt es eine größere Macht als die Haltung des Gleichgewichts? In der Politik nicht. Das ist auch die Erkenntnis des Pandits Jawaharlal Nehru, des Führers der radikalen Gruppe, der sich Gandhis Entschlüssen doch immer wieder beugt.

Es ist die Auffassung über die Zweckmäßigkeit der Mittel, die beide trennt. Gandhi, der über den Umweg der christlichen Mission in Südafrika in die Hindu-Philosophie zurückfand, glaubt, daß der Osten dem Westen nur dann erfolgreich be-

gegnet kann, wenn er sich seiner Eigenart bewußt bleibt, zu den Mitteln greift, die ihm seit Jahrtausenden gemäß sind. Nehru, der seine Jugend in Oxford verbrachte, eingehender und weiter gereist ist als Gandhi, ist überzeugt, daß Europa nur mit seinen eigenen Waffen zu schlagen ist. Er wünscht einen indischen Aktivismus, er wünscht — ohne es jemals zu äußern — einen bewaffneten Aufstand, er wünscht Sozialismus, Kommunismus, er würde auch ein Bündnis mit dem Teufel nicht scheuen, wenn es ihn seinem Ziel der indischen Unabhängigkeit näherbrächte. Sein Ideal ist die Demokratie, er selbst ist ein Autokrat. Im Gegensatz zu Gandhi, der vorschlägt, befiehlt Nehru. Er glaubt an einen „Bauern- und Arbeiterstaat“, mit der Einschränkung freilich, daß er, der Aristokrat, der Hochbramahne, die Führung darin hat. Die Jugend liebt ihn, die Älteren mißtrauen ihm, sein Führertum wird nicht bestritten, solange Gandhi gebietet und er sich fügt. Aber seine Anwartschaft auf Gandhis Nachfolge steht in Zweifel. Vielleicht wird er immer Zweiter bleiben. Nehru als Erster bedeutet offenen Kampf gegen England und wahrscheinlich noch vorher die Spaltung der Kongresspartei und damit den Zusammenbruch der Bewegung. Gandhi ist für England ein Glück, Nehru eine Gefahr. Nur Gandhis Tod wird entscheiden, ob eine wirkliche.

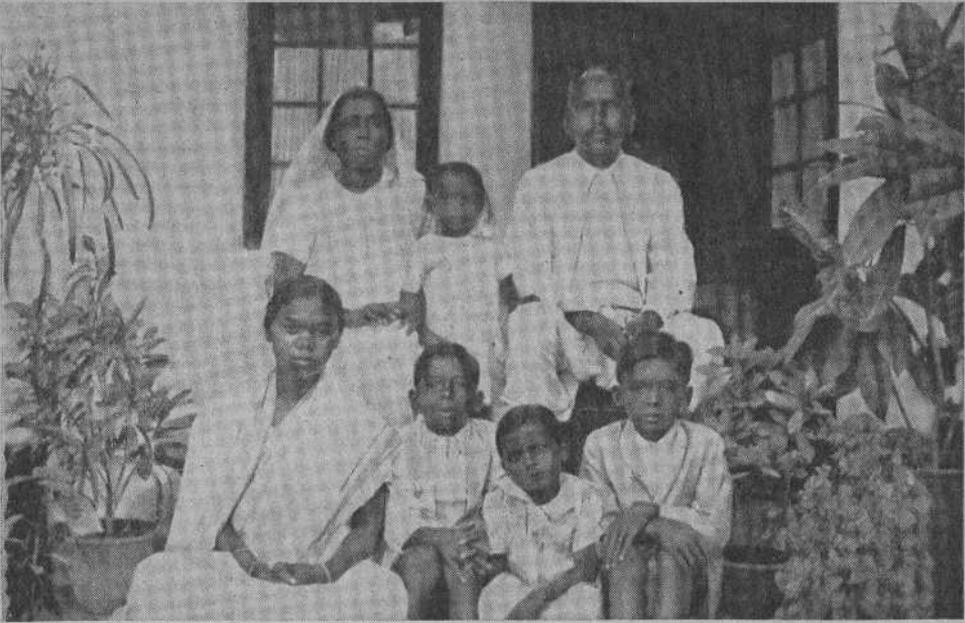
Aus der Artikelreihe „Männer und Mächte in Indien“
von H. G. v. St u d n i z („Berliner Lokal-Anzeiger“).

Der Verlauf der diesjährigen Generalkonferenz (Mahasabha).

27. bis 31. März 1938.

Am Sonntag Lätare hielt ich die Eröffnungspredigt über den vorgeschriebenen Text Joh. 6, 1—15; es schloß sich die Ordination zweier Kandidaten an. Der Ordinator war der bisherige Präsident Daud Kujur; Radstet und ich assistierten. Die gemeinsame Abendmahlsfeier der Delegierten leitete ebenfalls der Pastor Daud Kujur.

Da ich gehört hatte, daß in einigen Gemütern Zweifel entstanden seien, ob meine Berufung zum Präsidenten der Kirche mit außerordentlichen Vollmachten nicht gegen die Konstitution der Kirche verstoße, nahm ich an der ersten Sitzung nicht teil, sondern ließ an die Mahasabha durch den Präsidenten die Frage stellen, ob sie wünsche, daß ich diese Mahasabha leiten solle. Da die Mahasabha einstimmig mit Ja antwortete, übernahm ich am Montagnachmittag das Präsidium. Der erste Vormittag geht wesentlich mit geschäftsordentlichen Dingen hin. Am Schluß wurde der Hirtenbrief des Kuratoriums verlesen und mit aufrichtigem Dank aufgenommen. Er wird im Gharbandhu gedruckt. Zwei und ein halber Tag gingen auf die Verlesung der üblichen Berichte hin: Es berichten über ihr Arbeitsgebiet der Präsident, der Sekretär, der Rektor der High-School, der über unser Schulwesen gesetzte Inspektor, die Leiterin der Bethesda-Mädchenschule, der Kassierer, der Vertreter der Vermögensverwaltung der Kirche. An jeden Bericht schließt sich eine Debatte an, die in der Regel mit der Beschlußfassung über Anträge ihr Ziel erreicht. Der Vormittag des vierten und letzten Tages der Synode gehörte dem Vortrag des Pastors Suleman Kulla (Zafarma) über das Thema: „Was haben wir in der gegenwärtigen wirtschaftlichen Schwierigkeit unserer Kirche zu tun?“ Kulla ist nicht nur ein feuriger Redner, sondern auch ein erfolgreicher Arbeiter in der finanziellen Verselbständigung seines Kirchenkreises, und namentlich aus diesem Grunde hatten wir ihn für den Vortrag bestimmt. Es folgte eine gute Debatte, an der sich auch der Präsident emeritus Johan Topono beteiligte. Das Beste sagte der Pastor Benjamin Minz, indem er zeigte, daß es für alles schon lange ausgezeichnete Gesetze und Regeln gibt, daß nur eins noch fehlt: Die Tat!



Der neugewählte Sekretär der Kirche: Nathanael Topono, Hauptlehrer in Govindpur mit seiner Familie

Am letzten Nachmittag wurde meine Vollmacht durchberaten, die nach den Beschlüssen von 1937 in 3 Punkten über die konstitutionelle Vollmacht des Präsidenten hinausgeht: 1. Verufung auf 5 Jahre, während die Zeitdauer eines Präsidiums sonst 3 Jahre ist; 2. nach hiesiger Ordnung ist der Präsident der Synode *nur* Verhandlungsleiter. Mir wird das Recht zugestanden, in der Debatte zu reden und Anträge zu stellen; 3. es wird mir für die Verhandlung nach außen Vollmacht gegeben, ich soll nicht abhängig sein von vorheriger Befragung der Mahasabha oder des Kirchenrats. Bisher hatte ich nur den Vorsitz über diese Tagung der Mahasabha übernommen, jetzt übernahm ich das Präsidium der Kirche, versprach Treue gegen die Konstitution der Kirche. Weil unsere Zeit in Gottes Händen steht, versprach ich nichts für eine bestimmte Anzahl von Jahren, ich sagte aber, daß ich gern meine Kraft dieser Kirche gäbe, solange ich ihr Vertrauen hätte. Ohne dieses Vertrauen würde ich hier nicht arbeiten wollen.

In der Debatte war geäußert worden, daß man, wenn nötig, die Vollmacht des Präsidenten noch erweitern würde. Diesen Gedanken kam ein Brief Bischof Sandegrens entgegen, den ich für die Mahasabha erhalten hatte, und der in Hindi übersetzt und gedruckt den Abgeordneten verteilt wurde. Der Brief legt der Kirche nahe, die bischöfliche Verfassung einzuführen und setzt für diesen Gedanken die Autorität des Lutherischen Weltkonvents und seines Präsidenten D. Marahrens ein. Die Mahasabha hatte hierzu eine Reihe Fragen. Wie steht es mit dem Bischofsamt in dem Lande Goshners (nicht Luthers! das ist nicht so wichtig)? Wie steht das Kuratorium dazu? Und anderes mehr. Es war nur eine vorbereitende Debatte. Aber die Mahasabha erklärte sich bereit, in der nächsten Tagung zur Entscheidung zu kommen.

Hier legte ich der Mahasabha den Wunsch des Kuratoriums vor, das Agreement (Ordnung des Verhältnisses zwischen den deutschen Missionaren und der Missionskirche) neu zu gestalten. Man beschloß, zu einer Beratung über einen neuen Entwurf in der nächsten Tagung bereit zu sein.

Der frühere Präsident Daud Kujur war gern ein Jahr früher von seinem Amt zurückgetreten. Er war bis 1939 gewählt. Er gehört zu denen, die keinen Geburtschein haben, er ist im Dschangel als Heidenkind geboren. Es fehlt aber sicher nicht mehr viel an 70 Jahren, und er war im Grunde dankbar, die Verantwortung abgeben zu können. Er bleibt im Amt als Assistent-Präsident und steht für besondere Aufträge zur Verfügung.

Nun kamen noch die Wahlen. Zu wählen war der Sekretär der Kirche, „der mächtigste Mann“ in der Kirche. Es wurde nur einer aufgestellt und einstimmig gewählt: Nathanael Topono, der Hauptlehrer der Mittelschule in Govindpur. Vor 30 Jahren war er einer meiner ersten Schüler, er war der tüchtigste und hat im Leben gehalten, was er in der Jugend versprach. Ein rechter Nathanael, etwas schwerfällig und ohne Falsch.

Zwei Mitglieder des Kirchenrats schieden aus, wurden aber wieder gewählt, unter ihnen Bruder Kerschis.

Es waren viele dankbare Herzen, die sich am 31. März um 5 Uhr zum Schlußgebet vereinten. Gott helfe weiter! St o s ch.

Der Dienst der Mission an der jungen Kirche.

Es ist wichtig, daß wir uns von vornherein darüber klar sind: es ist ein Liebesdienst, den die Mission einer werdenden Kirche leisten darf. Die Mission steht im Dienste des Herrn, der ihr den Auftrag gab: Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker durch die Taufe auf den Dreieinigem Gott und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. — Dieser Doppelauftrag gibt der Mission die Macht und zugleich die Berechtigung, zu verkündigen und bei der Gestaltung der Gemeinde zu helfen.

Mission und werdende Kirche.

Die deutschen Missionen wurden jäh aus ihrer Arbeit der Verkündigung des Evangeliums und dem Aufbau der gewordenen Gemeinden durch den Weltkrieg gerissen. Was sollte nun aus den Gemeinden werden? Würden sie standhalten? Sie hielten sich nicht nur zum größten Teil, sondern erstarkten auch in der Zeit der Not und Heimsuchung. In diesen Jahren erkannten sie zweierlei: 1. Gott steht zu seinem Versprechen, seine Gnade hat uns durchgeholfen. 2. Die Anfechtung, die wir als schutzlose Gemeinden erfuhren, zeigte uns unsere große Schwäche und Unzulänglichkeit. Die Folge dieser Erkenntnis war, daß die „Väter in Christo“ dringend gebeten wurden, ihre Arbeit wieder aufzunehmen und den Erfordernissen zu entsprechen. Diese dringende Bitte war auch dort sehr vernehmbar zu hören, wo eine Kirche „autonom“ geworden war, bei der man also hätte annehmen müssen, daß sie der Mission nicht mehr bedurfte. Aber in diesem Falle hatte sich die Kirche eines Schutzmantels, der die Aufschrift „autonom“ trug, bedienen müssen, um eben den Versuchungen von außen her standhalten zu können. Wenn die Mission wieder gerufen wurde, so war also ihr Dienst noch nötig. Dies zeigte sich vor allem in einem Punkte, den ich kurz erwähnen muß. Wenn nach jahrelanger, harter Arbeit die ersten Taufbewerber gewonnen wurden, so war das in manchen Ländern, wo Kastenwesen und Familiensinn stark ausgeprägt sind, das Zeichen zu großen Gruppenbewegungen. So geschah es, daß viele, die noch keine Stellungnahme zu Christus gewonnen hatten, mit hineingerissen wurden und auch die Taufe empfingen. Wenn nun der in Christus neugeborene Mensch ganz besonderer Wartung und Pflege bedarf, wieviel mehr derjenige, welcher noch nicht neugeboren ist, aber doch schon zu der Schar der Christen zählt. Tatsache aber ist, daß diese die Mehrheit bilden. Und sie zu lehren und zu Christus zu führen, war die wichtigste Aufgabe der Missionare, die sich vielfach ungelehrter Katechisten als Hilfskräfte bedienen mußten. Diese ganze Arbeit hatte während des Krieges so gut wie brach gelegen und nun zu einem Notstand geführt, der

sehr nach der Hilfe der Missionare verlangte, sollten nicht böse Folgen für die Kirche entstehen.

Wie mußte sich die Mission dazu stellen? Vor ihr stand eine Gemeinde, die zwar gelernt hatte, den Kampf, der verordnet ist, zu führen. Ganz gewiß ein Grund der Freude und des Dankes. Aber damit war noch nicht bewiesen, daß der Pflichten- und Aufgabenbereich der Mission geringer geworden sei. Im Gegenteil, jetzt galt es erst recht, die von Gott so wunderbar durchgeretteten Gemeinden weiter zu leiten. Denn auf den geistlichen Lebensstandard der Gemeinden gesehen, konnte es nur ein Wunder Gottes gewesen sein. Mit verdoppelten Kräften war aufs neue wieder einzusetzen, um Veräuertes nachzuholen, um in dem großen Bereiche der Lehre Christi (alles, was ich euch befohlen habe) weiter zu arbeiten und um dem ersten Teil des Auftrages: „machtet zu Jüngern alle Völker“ nachzukommen. War ein „Agreement“ (Ordnung des Verhältnisses zwischen den europäischen Missionaren und der Eingeborenen-Kirche) mit der Kirche einzugehen, so mußte von Beginn darauf geachtet werden, daß der Mission, um ihren Auftrag erfüllen zu können, volle Freiheit gelassen wurde, besonders da, wo es die Festigung und den Aufbau der Gemeinde betraf. Natürlich waren in der Kirche schon Kräfte vorhanden, die unbedingt mit eingespannt werden mußten, solche, die den Missionaren als Mitarbeiter zur Seite gestellt werden konnten. Ihre Auswahl hatte in der Hauptsache die Mission zu treffen, wollte sie nicht, daß unnötig Kräfte, Zeit und Geld beansprucht würden. (Fortsetzung folgt.) M. Schiebe.

Wie unsere Kolspastoren predigen.

1.

Kurze Predigt vor der Gemeinde über Matthäus 13, 44
von Pastor Johan Kujur, Kinkel (1936).

Als ich kürzlich in einer Gemeindeversammlung fragte: „Woran liegt es, daß Brüder und Schwestern so schnell ihren Herrn verleugnen und durch ihr schlechtes Betragen Anlaß zur Trauer geben?“ gab einer zur Antwort: „Der Grund dafür liegt an unserer Unkenntnis über das Wesen des Christseins.“ — Das Wesen des Christseins ist etwas wie ein verborgener Schatz, der nur dem offenbar wird, der danach sucht.

Dieser himmlische Schatz ist unser Herr und Heiland selbst! Durch ihn gewinnen wir alles andere, was zum Himmel gehört, wie z. B. die Sündenvergebung, Gemeinschaft mit Gott und Freude im heiligen Geist.

Der Herr sagt, dieser Schatz befindet sich im Acker. Das Wort Gottes und die Predigt sind der Acker. Graben wir darin nach, so finden wir diesen köstlichen Schatz, den Herrn selber. Der Herr hat gesagt: „Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darin, und sie ist es, die von mir zeuget.“ Aber nun kommt es darauf an, daß wir richtig und ernstlich suchen, so wie etwa einer von euch im Schweiße seines Angesichtes seine Nahrung dem Acker abzuräumen versucht. Viele aber hören das Wort Gottes nur mit dem äußeren Ohr und lassen nicht zur Tat werden, was es ihnen sagt. Der Apostel Jakob sagt: „Seid aber Täter des Wortes und nicht Hörer allein . . .“ Und denkt an des Herrn Wort: „Viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt.“

Wie finden wir nun diesen köstlichen Schatz? Im Text heißt es: „Der Mann ging hin und verkaufte alles, was er hatte.“ Und in dem Gleichnis von der köstlichen Perle heißt es: „Er ging hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte dieselbige.“ Die Sache ist also die, daß, wenn wir den Herrn finden wollen, wir auch alles für ihn dahinzugeben vermögen nach seinem Worte: „Wer nicht alles verläßt, was er hat, kann nicht mein Jünger sein.“ Der reiche Jüngling wollte Jesu gerne nachfolgen, aber er konnte nicht, weil sein Herz am Gelde hing. So ging er traurig von dannen. Die Pharisäer, die Jesu Predigt fast täglich hörten und seine Wunder sahen, fanden doch nicht den großen Schatz. So war es auch mit Pilatus, dem König Herodes, Felix und Agrippa. Sie alle

finden das Kleinod nicht in ihrem Hochmut und dadurch, daß sie achtlos und müßig waren. Und so ist es auch noch heute mit uns. Wir denken, wir bedürfen des Herrn nicht. Und ob wir ihn brauchten, nehmen wir uns nicht die Mühe, ihn zu suchen. Auf diese Weise werden wir ihn nie finden. Aber alle, die den Preis zahlen, sich selbst geben, denen wird er auch offenbar. Die Jünger taten so, deshalb hatten sie mit ihm und durch ihn alles. Paulus bekennt im Philipperbrief 3, 8: „Ja, ich achte es noch alles für Schaden gegen die überschwengliche Erkenntnis Christi Jesu . . .“ So dachte auch eine Lydia und viele andere nach ihnen bis auf den heutigen Tag. Sie haben alles für Schaden geachtet und dahingegeben, um Ihn, das Kleinod, zu gewinnen. Sie haben eine Freude erfahren, die sie durchs ganze Leben begleitet hat. Ihr Leben wurde ein Dienst für den Herrn, auf daß sein Reich komme, sein Name geheiligt werde und sein Wille geschehe. Andere Leute sehen dann gewiß auch bei uns das Leuchten dieses Schatzes und werden dadurch gewonnen, diesen Schatz auch für sich selbst zu suchen, um das zu erfahren, was Paulus in 2. Korinther 6, 10 zum Ausdruck bringt: „Als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts haben, und doch alles besitzen.“

2.

Evangelisationsansprache, gehalten im Jahre 1933 in Kinkel, anlässlich einer Evangelisation, durch die 25 Seelen für den christlichen Glauben gewonnen wurden.

Der Bankbeamte R. M u n z n i (Uraon) hielt folgende Ansprache:

„Liebe Brüder, der Aufforderung meines Freundes entsprechend erlaube ich mir, ein kurzes Zeugnis über mich vor euch abzulegen. Um mich in kurzem euch vorzustellen: Mein Mutterland ist Chota-Nagpur, mein Großvater war einer der ersten Katechisten der lutherischen Gemeinde. In den ersten Tagen der Mission fielen meine Vorfahren dem christlichen Glauben zu. So wurde ich von Kindesbeinen an in der christlichen Lehre erzogen und kann daher von keinen Erfahrungen reden, wie sie einer hat, der vom Heidentum zum Christentum übertritt. Zum mindesten kann ich Euch erzählen, was ich in meinen Entwicklungsjahren über das Christtum dachte, und warum ich später zum christlichen Glauben hielt, trotz all' der verschiedenen Einflüsse, denen ich ausgesetzt war. Als Beamter hatte ich Gelegenheit, mit Menschen verschiedenster Bekenntnisse zusammenzukommen. Ich habe so gut wie alle Teile Indiens bereist und nahm gleicherweise teil an den Gebetsübungen der Hindus und Moslems. Dabei versuchte ich, in ihre Denkungs- und Lebensart einzudringen, bekenne aber, daß ich nicht für eine Sekunde meinen christlichen Glauben aufgab. Zu Zeiten wurde ich verspottet und verlacht von meinen Freunden. Warum? Vernehm es! Nicht, daß ich zum Glauben kam, angelockt durch die geldliche Hilfe der Missionare, nicht, daß das Christentum mir irgendeine besondere Stellung im Leben verschaffte. Wäre ich auch Heide, dennoch würde meine Stellung dieselbe sein, denn, meine Vorfahren waren begütert und nicht ungebildet. Aber ich bin fest überzeugt, das Christentum ist der wahre Weg zur Rettung. — Meine Kindheit verstrich im Frieden eines schlichten Kinderglaubens, der mir durch den Mund und das Leben meiner lieben Eltern vermittelt wurde. Aber im Mannesalter wurde ich dem Wirbelwinde ausgesetzt, in dem meine Seele den Anfeindungen zu trotzen lernte. Dank der Güte Gottes und der Freundlichkeit der Missionare konnte ich mein theologisches Studium vollständig beenden: drei Jahre Philosophie und Naturwissenschaft und vier Jahre Theologie. Durch die Philosophie kam ich sanft hindurch. Jedoch die Theologie erzeugte in mir manchen Zweifel, und Schwierigkeiten türmten sich auf. Die Voraussetzung anzunehmen, daß der Mensch keine Vollkommenheit erlangen kann, es sei denn durch die Kraft einer offenbar gewordenen Religion, erschien mir leicht. Jedoch die Frage, welche unter all' den Religionen, zu denen sich die Welt bekennt, wahr sei, machte mir viel Kopfzerbrechen. Hundert Systeme versuchen den Beweis der Wahrheit zu erbringen. Aber wie es nur einen Gott gibt, so auch nur eine Wahrheit. Ganz in Verwirrung gebracht, offenbarte ich mich meinem Lehrer: Ich sei willens, meine Studien aufzugeben und entweder Atheist oder

Heide zu werden. Mein Lehrer antwortete mir auf meine Zweifel und ermutigte mich zu beten. Ich tat so. Nach einigen Tagen glaubte ich mich zu dem Entschluß durchgerungen zu haben, Gott in den Gesetzen der Natur zu finden und anbeten zu müssen. Aber mein „Guru“ (Lehrer) bat mich wieder, wie er das Beten und Forschen nicht aufzugeben. Unter seiner weisen Führung verglich ich Hinduismus, Buddhismus, Islam und Christentum, prüfte die inneren und äußeren Werte und las ihre Geschichte, lernte das Leben der Religionsstifter kennen. Dieses Studium brachte mich schließlich zu der Erkenntnis, daß das Christentum die alleinige Wahrheit birgt, weil es die Vergebung der Sünde hat. Das ließ mich zur vollen Befriedigung kommen nach all' dem menschlichen Trachten. Christus war mein Lehrer und mein Leben geworden. — Ich folgte ihm mit Frieden im Herzen, der seitdem nie wieder erschüttert worden ist. Niemals auch brauchte ich mich dieses meines Bekenntnisses zu schämen. Das Christentum, in welcher Form es auch in dieser Welt auftritt, es birgt nur in seinem Bekenntnis zu Christus das Glück und den Segen dieses und des zukünftigen Lebens. Und hiermit, liebe Brüder, fordere ich euch auf, das wahre Licht zu suchen und es dort aufzunehmen, von woher es kommt und geboten wird.“

Uebersetzt durch Missionar M. Schiebe, z. Zt. auf Heimaturlaub.

Nachrichten vom Missionsfeld.

1. Der Wahltag in Kalkutta (10. 4. 1938).

Missionsdirektor Liz. Stosch schreibt darüber:

„Die Kalkutta-Fahrt der Missionsgeschwister war eine feine Sache. Nicht nur, daß sie selber wieder einmal in Berührung mit der Kultur kamen und etwas anderes sahen und hörten — sie haben augenscheinlich auch einen guten Eindruck auf die deutsche Kolonie gemacht. Die Wahl fand auf einem deutschen Schiff statt. Die Missionsgeschwister waren Gäste der deutschen Kolonie und wurden alle dem Generalkonful vorgestellt.“

2. Die Stationierung unserer Missionare und ihr Verhältnis zur Missionskirche.

Missionsdirektor Liz. Stosch schreibt darüber:

1. Stosch — Präsident der Kirche mit besonderen Vollmachten.
2. Radtsch geht wieder nach Assam als Leiter der Mission dort.
3. Kerschis ist Leiter des Theologischen Seminars und Kassierer der Missionare. Kein Inder hat ihm in seine Arbeit hineinzureden, nur mit mir hat er sich in allen beiden Funktionen zu vertragen.
4. Wolff steht an der Spitze der Missionshochschule.
5. Klimkeit hat jetzt nach seinem ersten Lehrjahr die Station Kinkel bekommen. Er ist Klaka-Chairman (geschäftsführender Pfarrer oder Superintendent.) Die Pastoren des Kirchenkreises sind ihm unterstellt. Auch für die Mission in Jaspur haben wir ihm gleich die Leitung gegeben. Ich habe Klimkeit gesagt, ich hoffe, er wisse um seine Unerfahrenheit und werde Rat einholen von den Pastoren, die schon länger in der Arbeit ständen. Diese Pastoren habe ich nach der Konferenz einzeln zu mir gebeten und habe sie für dieses nicht ganz leichte Verhältnis zu dem jungen Sahab (Europäer) vorbereitet. Der tüchtige Pastor Laurentius, der in Jaspur arbeitet, sagte mir auf die Bitte, er wolle Klimkeit schön in sein Amt einführen und ihm die Leitung lassen: „Das ist doch ganz selbstverständlich!“ Es kam ihm von Herzen.
6. Schulze hat sich mehr und mehr von der Gemeindegearbeit gelöst und ist unumstrittener, höchst selbständiger Organisator der Mission in Gangpur. Kein deutscher Missionar steht unter einem Inder.“

3. Missionare auf Heimaturlaub.

Am 25. März traf Missionar Schernat mit Familie mit dem Dampfer „Odenfels“ der Hansa-Linie in Hamburg ein. Am 30. März hatte die Leitung der Gossnerschen Mission eine eingehende Aussprache mit ihm in Berlin. — Am 14. April

kam auch Missionar Schiebe mit Familie mit dem Dampfer „Stolzenseis“ der Hansa-Linie in Hamburg an. Vom 20.—22. April war er Gast des Missionshauses und begab sich dann mit seiner Familie zur tropenärztlichen Untersuchung nach Tübingen.

4. Ein Ehrenmal für die ersten Gofner-Missionare.

Am 23. April wurde in Brisbane in Australien für „Queensland's first free settlers“, die ersten Siedler in Queensland, durch den Gouverneur von Queensland und in Anwesenheit von Regierungsvertretern ein Ehrenmal eingeweiht. Es handelt sich um jene ersten Gofnerschen Missionare, die sich am 12. 12. 1836 bei Pastor Johannes Gofner zum Missionsdienst meldeten und am 9. Juli 1837 in der Bethlehemskirche zu Berlin nach Australien abgeordnet wurden. Ihre Namen: Pastor Schmidt, Nicquet, Hausmann, Franz, Wagner, Döge, Olbrecht, Schneider, Kode, Hartenstein und Zillmann. Wie unsern Missionsfreunden bekannt ist, arbeiteten diese Missionare an den Australnegern, zu denen sie entsandt waren, vergeblich; sie wandten sich aber sehr bald dem seelsorgerlichen Dienst an den ausgewanderten deutschen Siedlern zu und gewannen eine unvergeßliche Bedeutung, nicht nur für das kirchliche Leben der deutschen Volksgenossen in Australien, sondern auch für ihre wirtschaftliche, soziale und völkische Existenz. Darum freuen wir uns der Ehrung, die ihnen nach 100 Jahren zuteil wird und haben Missionsdirektor Theile von der Australischen Neu-Guinea-Mission in Brisbane gebeten, dem Gouverneur von Queensland, Mr. Wilson, zu dem Ehrentage der Gofnerschen Missionare unsere Grüße und Segenswünsche zu übermitteln. L.

Aufruf zur Fürbitte.

„Weise mir, Herr, deinen Weg“, Psalm 86, 11.

Die Frage, die die Leitung der Gofnerschen Mission bewegt, ist die Frage nach dem Wege des Gofnerschen Missionswerkes daheim und draußen. Was will uns Gott durch all' die Schwierigkeiten, mit denen wir seit Jahren zu ringen haben, sagen? Will Er uns mit alledem selber das Werk aus den Händen nehmen?

Wer von uns bisher in dieser oder jener Not, die sich uns entgegentürmte, ein Zeichen von Gott zu sehen glaubte, daß wir mit unserer Arbeit nachlassen sollten, der ist hinterher jedesmal beschämt worden, weil Gott dann doch noch „im letzten Augenblick“ anders handelte und wunderbar aushalf.

Eins steht für uns unveränderlich fest: Der Befehl unsers Herrn „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ An diesen Befehl halten wir uns für die Arbeit draußen und daheim.

Mögen nur die Wege, die wir in Erfüllung dieses Auftrages einschlagen, nicht unsere Wege, sondern der Weg unsers Herrn sein. Darum beten wir: „Weise mir, Herr, deinen Weg“, und bitten alle unsere Freunde, mit uns und für uns in demselben Sinn und Geist zu beten. L.

„Ich bitte euch nur eins: verharret im Gebet, haltet fleißig Wachtstunden, nicht mechanisch, sondern brünstig im Geist — um Ausgießung seines Heiligen Geistes. Es geht nicht anders; es muß erbeten sein.“

Johannes Gofner

Für den Inhalt verantwortlich: i. B. Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau.
Verlag der Gofnerschen Mission, Berlin-Friedenau.
Postcheckkonto Berlin 7950 für die Gofnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin 173 96.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenten), Berlin C 2, Wallstraße 17/18.

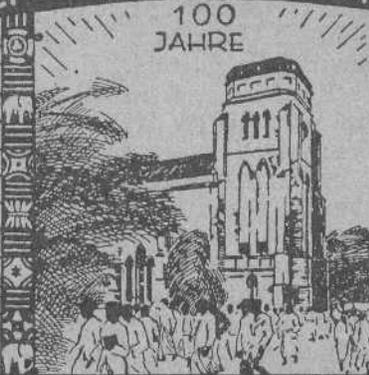
DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Monatsblatt der Gößner'schen Missionsgesellschaft

100
JAHRE

findet sie wenig oder Nichts/ findet sie es mager und kommt leer zurück/ so kann sie auch nichts geben/ als etwa zum eifrigen inbrünstigen Gebete erwecken/ daß der Herr das Feld mehr bethauet und Pfingstregen darauf fallen lasse

findet die Biene auf ihrem Flugel viel/ bringt sie Ergiebiges von ihrem weiten Felde zurück/ und kann sie Köstliches daraus bereiten/ so bringt sie es u. fordert zum Danke auf u. zum Preise des Herrn/ der es gegeben/ dem der Weinberg u. alles/ was darinnen ist/ gehört



Der Herr/ daß die Ernte und das ganze Arbeitsfeld/ so wie die Ehre und die Schande ist/ wolle die geringe Arbeit der Biene segnen/ an ihr selbst u. an Allen/ die von ihrer Arbeit etwas genießen werden. Amen/ Joh. Gößner

105. Jahrg.

Berlin-Friedenau, Juni 1938

Nummer 6

Einerlei Zunge.

Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache. 1. Mose 11, 1.
Es hörte ein jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten. Apostelgeschichte 2, 6.

Wir stellen zwei biblische Tatsachen einander gegenüber: die babylonische Sprachenverwirrung und das Sprachwunder des Pfingstfestes. Der alttestamentliche Text berichtet aus der Urgeschichte der Menschheit, daß alle Welt ursprünglich einerlei Zunge und Sprache hatte. Das trifft sogar noch für die Zeit nach dem Sündenfall und nach der Sintflut zu. So ist denn die Tatsache der Sprachenverwirrung nach der Darstellung der Bibel nicht schöpfungsmäßig gegeben, sondern erst in der Geschichte geworden. Die Ursache dafür ist dieselbe Versuchung, der auch Adam und Eva im Paradiese erlagen: sie wollten „sein wie Gott“. Jetzt aber handelt es sich nicht um ein Paar einzelner Menschen und um ein persönliches Einzelerlebnis; jetzt ist es die gesamte, damals lebende Menschheit, die, als Kollektiv zu einer zentralen Aufgabe kraftvoll zusammengefaßt, den Himmel zu stürmen und Gott vom Throne zu stoßen unternimmt. Ein Turm, der an den Himmel rührt, das gigantische Werk einer leistungsfreudigen, selbstbewußten Menschheit, soll den Namen seiner Erbauer zu ewigem Ruhm emportragen. Da aber brechen Gottes Strafgerichte herein. Die Sprache der Menschen verwirrt sich, daß sie einander nicht mehr verstehen; sie fallen in die verschiedensten Sprachen, Kulturen, Rassen auseinander. Ihr Werk wird zur Ruine und gerät in Vergessenheit. Besser kann über die Geschichte und den Zustand der Menschheit nicht geurteilt werden, als wie es in dieser Geschichte vom Turmbau zu Babel geschieht.

Seitdem sind Jahrtausende vergangen; aber der menschliche Versuch, sich aus eigener Kraft und Vernunft Gottes zu bemächtigen, hat immer wieder Nachahmung gefunden: nirgendwo eindrucksvoller als auf dem Gebiete der Religion. Was sind alle Religionsysteme der Menschheit anderes als das himmelsstürmerische Unternehmen, in einem Aufschwung menschlicher Geisteskraft und menschlichen Willens zu erobern, was Gott sich als ein freies Geschenk seiner Gnade vorbehalten hat! Wenn man allein auf Indien schaut, die Wiege, nach dem Ausdruck eines inbrünstig frommen Anders — „den brennenden Mutterschoß“ vieler Religionen, dann steht man immer wieder erschüttert da vor dem Uebermaß eines gewalttätigen, religiösen Ringens.

Die riesenhaften Tore indischer Tempelanlagen erinnern an den ersten Turm, der gebaut wurde, um von der Erde aus in den Himmel einzubrechen. Aber schon allein Indien zeigt auch das Strafgericht Gottes, das über die Welt der Religionen dahingefahren ist. So viele Millionen Menschen in Indien, so viele verschiedene Götter! Zu der Sprachenverwirrung ist die Verwirrung der Religionen getreten, und auch das imposante Gebäude indischer Religiosität wird einmal eine Ruine sein.

Alle Religionen trifft das Urteil: sie hielten es für „einen Raub, Gott gleich sein“. Genau den umgekehrten Weg geht der christliche Glaube. Hier erhebt sich nicht der Mensch zum Himmel, hier neigt sich Gott zum Menschen. Hier nimmt Jesus Christus menschliche Gestalt an, erniedrigt sich und wird — in striktem Gegensatz zu dem Menschen des Sündenfalls — gehorsam, ja, gehorsam bis zum Tode am Kreuz. „Darum hat ihn Gott erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.“ So schlägt Gott selber in Jesus Christus die Brücke, die aus seiner Welt in die Welt der Menschen und die Menschen in seine Gotteswelt führt. Darum gilt hier die menschliche Leistung nichts, hier ist nur von Gott und den großen Taten Gottes die Rede. In den Wirrwarr menschlicher Sprache fährt Gottes Wort darein. Wo aber Gott redet, da hat der Mensch nur zu hören; wo Gott handelt, da hat der Mensch nur zu empfangen. So ist denn auch das, was die christliche Mission in die Welt der Religionen hineinträgt, nicht schöpferische Leistung des Menschengeistes, sondern das durch den Geist Gottes gewirkte Zeugnis von dem durch Gott geschenkten Heil. Ja, auch um dieses Zeugnis zu verstehen, reicht menschliches Denken und menschliche Vernunft nicht aus. Gott selbst muß das Ohr und das Herz der Menschen für seine Heilsbotschaft öffnen: ein Hauptstück des christlichen Glaubensbekenntnisses! Luther sagt: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum glauben oder zu ihm kommen kann“ und fährt fort: „sondern der Heilige Geist — — —!“ Wo aber dieses beides zusammentrifft, daß ein Mensch in der Kraft des Heiligen Geistes Gottes Wort verkündet, und ein Mensch in der Kraft des Heiligen Geistes Gottes Wort hört und gläubig annimmt, da vollzieht sich das Wunder aller Wunder, das Pfingstwunder, immer aufs neue: „Wir hören sie mit unseren Zungen die großen Taten Gottes reden.“ Das ist die eine Sprache, die alle Welt versteht. Dann tritt wieder ein, was uranfänglich einmal war: „Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache.“ Eine neue Gemeinschaft entsteht im Umbruch der Zeiten: „berufen“, „gesammelt“ und „geheiligt“ durch den Heiligen Geist.

Wir Christen sind keine Träumer und geben uns keiner Täuschung hin. Uns ist nicht verborgen, daß die Menschheit heute verwirrter ist denn je. Die rassischen, völkischen, kulturellen und religiösen Gegensätze nehmen immer mehr zu. Das gegenseitige Verstehen der Menschen untereinander wird immer schwieriger, das Hinhören des einen auf den anderen immer hoffnungsloser. Selbst in der christlichen Kirche, selbst auf den Feldern der Mission versteht einer die Sprache des andern nicht mehr, sobald dort dem Wirken des Heiligen Geistes kein Raum gegeben wird. Und ganz gewiß werden einmal die Spannungen zwischen den Rassen und Nationen so groß sein, daß es zuletzt nur noch eine Sprache geben wird, in der man sich über alle rassischen und nationalen Schranken hinweg wird verständigen können: das ist die Sprache des Heiligen Geistes, die Pfingstsprache, geredet durch Menschen und verstanden von Menschen aus allen Rassen und Nationen. Für diese einzige, dann noch verbleibende Möglichkeit, sich über eine ganze Welt des gegenseitigen Hasses und gegenseitiger Verachtung hinweg zu verständigen, trägt aber die christliche Weltmission die ihr von Gott auferlegte Verantwortung. Welch' eine Aufgabe, Welch' ein Dienst! Möge sich die heimatliche Missionsgemeinde, mögen sich die jungen Missionskirchen in der Welt dieser Verantwortung bewußt sein! Sie ist erdrückend schwer, so schwer, daß sie uns ständig in das Gebet um die Gabe des Heiligen Geistes treibt, deren die heutige Christenheit dringender als jeder anderen Gabe bedarf:

Du heiliger Geist, bereite / ein Pfingstfest nah und fern; / mit deiner Kraft begleite / das Zeugnis von dem Herrn. / Öffne du die Herzen / der Welt und uns den Mund, / daß wir in Freud und Schmerzen / das Heil ihr machen kund. Lofkes.

Der Urwald der Religionen.

Man darf nicht an unsern deutschen Wald denken, wenn man vom Urwald spricht. Diese gewaltige graugrüne Masse ohne Konturen hat nichts mit der Heimeligkeit und Farbenschönheit, ja nicht einmal mit der Romantik unserer einsamsten Hochwälder etwas zu tun. Mühsam folgt man dem gewundenen Pfad. Der Himmel ist verdeckt. Zu beiden Seiten sieht man nur einige Meter weit, alles andere ist durch üppig wuchernde Schlingpflanzen und Luftwurzeln verhüllt. Schwüle und Modergeruch umfängt einen. Und wenn man einmal um einen gestürzten Baumriesen einen Umweg machen muß, bahnt man sich mühsam den Weg, man bricht in laubüberdeckte Löcher ein und haut und windet sich durch dichte Verschlingungen hindurch. Spinnweben kleben an der feuchten Haut, Mücken aller Art kann man kaum abwehren. Unheimlich ist die Nähe von Schlangen, die manchmal von den Bäumen hängen und von dünnen Nestern kaum zu unterscheiden sind. Und mitten in diesem undurchdringlichen Durcheinander leuchten plötzlich die schönsten und kräftigsten Farben tropischer Blütenpracht. Da ist ein Baum wie mit strahlend roten Kerzen besetzt. Dort findet man sogar einen Fruchtbaum mit herrlichen saftigen Früchten. Unheimlich ist das Brummen und Rauschen der großen Nashornvögel. Misttönend kreischt der Kakadu, dessen bunte oder schlicht weiße und gelbe Farben weithin leuchten. Zart, gleichsam ohne Anfaß wie der Ton eines hellen Gongs klingt der Ruf des Paradiesvogels, der ein Gefieder hat, das an Zartheit und Pracht der Farben unvergleichlich ist. Alles zusammen wildwucherndes Leben, ständiges Ringen um die Existenz, bei dem alle Schönheit und Fruchtbarkeit immer wieder untergeht in der unentrinnbaren Verschlingung zäher Schlinggewächse und in dem alle Gegensätze doch erhalten bleiben in ewig entscheidungslosem Nebeneinander.

Dieses Bild des Urwaldes in Neuguinea kommt einem immer wieder in den Sinn, wenn man den Durchblick durch die Vielgestaltigkeit indischer religiöser Lebens versucht. Es ist genau so ungliederbar, unübersehbar und in seiner wuchernden Fülle reich an unentschiedenen Gegensätzen wie der Urwald.

Da sieht man primitive Feldzauber, bemalte Töpfe, die den bösen Blick abhalten sollen, oder im Samulischen die Feldhüter, große Tonfiguren, einen Krieger auf dem Elefanten oder dem Pferd darstellend. Da man ihnen zuweilen ein neues Pferd verehrt und das alte dabei verfallen läßt, wirken sie wie halbzerbrochenes Spielzeug von Riesenkindern. Da opfert der Paria an einem armseligen Dreizack eine Ziege und sucht mit Gaben von Reis, Zitronen, Bananen, Müssen und Schnaps den Geist günstig zu stimmen. Wir nehmen in den Bergen Telugus an einem Götzfest teil, das alle zwei Jahre stattfindet, und zu dem viele Tausende von Menschen zusammenkommen. Am Rande eines weiten Feldes steht ein Schrein, nicht einmal mannshoch, darinnen eine kleine kunstlose Figur, eine Feuergöttin. An diesem ihrem Festtag ist morgens vor Sonnenaufgang eine zwei Meter breite und etwa drei bis fünf Meter lange Bahn aus glühendem Holz angelegt, die auf den Schrein zuführt. Bei Sonnenaufgang naht sich in langsamem Tanzschritt unter den aufreizenden Rhythmen der Trommeln der Zug der Priester. Die Menge drängt sich um ihn und bewirft ihn unter brausenden Zurufen mit Früchten, Hühnern und Tauben. Dann hält der Zug vor dem Feuerweg. Die Priester werden mit Wasser begossen, nehmen auf großen Schalen die hochgetürmten Opfergaben aufs Haupt und gehen bloßen Fußes und tänzelnden Schrittes, nicht einmal eilend, über die Glut, legen ihre Gaben nieder, kehren auf dem selben Weg zurück und kommen ein zweites und dann noch ein drittes Mal. Dann drängt die Menge herzu, um die geweihten Gaben aus dem Schrein zu empfangen, und ein gewaltiges Opferfest beginnt. Auf dem weiten Felde werden viele Hunderte von Ziegen, Schafen und Hühnern, alle in der Richtung zur Göttin hin, mit einem kräftigen Beilhieb, der den Kopf vom Rumpf trennt, geopfert. Dann verläuft sich die Menge oder drängt sich in der Budenstadt zu einem ländlichen Jahrmärtsgetriebe.

Wir stehen beim Abendopfer unter der andächtigen Menge im berühmten Tempel von Chidambaram. Die Glocke erklingt, das vierstimmige Tempelgeläut (aus Deutschland) setzt ein, aus dem Hintergrund tönt Musik. Vor dem Schrein, dessen Thür mit einem mehrfachen Kranz von rotgelb brennenden Lichtern umsäumt ist, wird geopfert. Der Gott wird bekränzt, Blumen werden gestreut, Rosenwasser gesprengt und Kämpfer auf einem feingliedrigen Leuchter verbrannt. Alles geschieht in schnellen, grazios geschwungenen Bewegungen, bei denen die dunkel glänzenden Körper der dienenden Brahmanen mit den weißen Lententüchern und der schmalen weißen Schnur über dem Oberkörper ein eigenartiges Bild geben. Und davor steht die schauende Menge, Brahmanen und andere Kastenleute, Bettler und Pilger in phantastischen Gewandungen, Frauen und Witwen in weißem Sari, versunken Gebete murmelnd. Im Tempel von Madura stehen wir vor einer offenen Halle, in der ein Brahmane andächtig lauschenden Hörern alte tief sinnige, heilige Texte zitiert, und wenige Schritte weiter liegen Betende auf dem Boden vor der graufigen übergroßen schwarzen Figur des Ganescha, des Gottes mit dem Elefantenkopf und den weit hervortretenden Augen. In einer Nische ist ein Brahmane mit offenem Licht beim Opfern, er verbrennt Blumen, eine Frau steht teilnehmend davor und läßt sich dann die Asche geben, um sie an die Stirn zu streichen. Nicht weit von diesem Bild eines zarten Kultes kommen wir am heiligen Wasser vorbei, einem Dümpel, in dem alle Flüssigkeiten, mit denen die Götter übergossen werden, zusammenlaufen. Wer darin badet, wird rein von allen Sünden. Wir sehen gerade eine große Ratte herauspringen. Und weitab von allem Trubel des Kults der Menge verfenkt sich der einsame Büsser in die Tiefen altindischer mystischer Erkenntnis. Eine unübersehbare Fülle der Formen!

Dabei ein ewig unentschiedenes Ringen der Gegensätze. Hier, wo man am schärfsten die Unvergleichlichkeit des Göttlichen, die Lehre herausgearbeitet hat, daß nichts in der Welt Abbild des Ewigen sein kann, stehen die Tempel, deren hohe Türme Tausende von Götterbildern tragen. Hier, wo das Wissen um die unentrinnbare und unausbleibliche Folge der bösen und guten Tat im Karmagedanken weit ins Volk gedrungen ist, wird leidenschaftlich der entscheidende Unterschied von Gut und Böse gelengnet. Man findet tiefe Gleichnisse vollendeter Hingabe. Bei einem Gottesdienst wurden durch die Reihen Schalen mit brennendem Kämpfer getragen, und jeder hielt die gespreizte Hand über das Feuer. Wie der Kämpfer so vollständig verbrennt, daß er nicht einmal Asche hinterläßt, so werden zu Beginn des Gottesdienstes die fünf Sinne (die Finger) hingegeben in die ganze, rückstandlose Hinwendung zum Göttlichen. Und in demselben Laube sieht man in den Tempeln vor aller Augen Darstellungen von perverter Unsittlichkeit. Das Volk, in dem der Büsser soviel gilt wie sonst nirgends auf der Welt, hat in jeder Kaffeebude am Weg das Bild von Krishna mit dem Hirtenmädchen, das zwar nicht für uns, aber für den Inder geladen ist von schwüler Sinnlichkeit. Hier, wo das hohe Lied der ehelichen Treue gesungen wird, haben wir noch ungebrochenes Tempeldirimentum.

Vielfach sieht man an den Wänden Darstellungen, die Ausdruck sind von der Verehrung der Kuh, und das Autofahren ist manchmal eine Qual, weil der Chauffeur allzu ängstlich vermeidet, diese Tiere, wenn sie mitten auf dem Wege ruhen, auch nur anzuschauen. Zugleich kann man nirgend so erschütternde Tierquälerei sehen, wie in Indien, wo zum Beispiel in einigen hinduistischen Landesteilen den Ziegen das unterste Glied der Vorderbeine scharf hochgebunden wird, so daß sie gezwungen sind, statt auf den Vorderhufen auf dem untersten Gelenk herumzuhumpeln, nur damit sie nicht entlaufen.

Das Land, in dem die zartesten Lieder der Gottesminne gesungen werden, die davon zu singen wissen, was es heißt, „seine Lust im Herrn zu haben“, und „das Sorgen lassen, wie Kinder tun, — die Mutter sorgt“, „er hat zum Gottesdienst gemacht alles, was ich tue“, ist zugleich das Land der tiefsten Menschenverachtung. Bei einem Eisenbahnunglück erlebt man es, daß der Streckenarbeiter,

der unter den Zug geraten war, sich in seinen Qualen windet. Vierzig Menschen stehen darum herum, aber keiner wagt den Unglücklichen anzufassen, es mußten erst Hunderte von Metern weit Standesgenossen von ihm herbeigeht werden, die sich bei der Berührung mit ihm nicht verunreinigten.

Alles, was Indien Großes an religiöser und sittlicher Erkenntnis gehabt hat, ist untergegangen in dem alles überwuchernden Schlingengewächs dieses Urwaldes der Religionen.

Dr. Walter Freytag
aus: „Die junge Christenheit im Umbruch des Ostens“.

Der Dienst der Mission an der jungen Kirche.

(Fortsetzung.)

Der Sinn des Dienstes.

Jeder Dienst verliert seinen Sinn, wenn er eigennützig ausgeführt wird. Die Mission steht für die Kirche, die Kirche für die Mission ein. Das „Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit“ will für die Mission ganz besonders ernst verstanden sein, wenn für sie die Verheißung „so wird euch solches alles zufallen“ in Erfüllung gehen soll. Sie hat mit der Gabe und Aufgabe, die sie vom Herrn empfangen hat, auch eine große Verantwortung und Verpflichtung auf sich genommen. Es gereicht ihr zur Freude und zum Segen, wenn sie dieser nachkommt. Denn damit kann sie auch einen Teil der „Schuld den Heiden gegenüber“ abtragen.

Das Verhältnis der Mission zur Kirche.

Dieses Verhältnis ergibt sich nicht zuerst aus der Entwicklungsgeschichte der werdenden Kirche, sondern ist von vornherein ein für allemal vorhanden, und zwar von dem Augenblick an, da durch die Evangeliumsverkündigung der Mission in Christo neue Menschen geboren werden (vgl. 1. Kor. 4, 15). Das Verhältnis ändert sich ebensowenig wie das der Eltern zu den Kindern, auch wenn letztere bereits erwachsen sein sollten. Wird diese natürliche Ordnung beibehalten und gepflegt, dann ist auch die Entwicklungsfreiheit des Kindes gewährleistet. Das Bild verändert sich nur insofern, als das Kind, so es zum „Manne in Christo“ herangereift ist, nunmehr selbst zu geben und zu tragen vermag, weiland aber getragen wurde und nur empfing. Es hätte damit das Gleichheitsverhältnis erreicht, das allein nach dem Grundsatz christlichen Dienstes bestehen kann: „Einer trage des anderen Last, einer diene dem anderen mit der Gabe, die er empfangen hat.“

Die heutigen Aufgaben.

Der Auftrag Christi: Geht hin und machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie tauft auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe, zeigt klar den ganzen Befehl, der darin besteht, zu evangelisieren und zu lehren. Das eine ist von dem anderen zeitlich nicht zu trennen, anderenfalls würde der Befehl nur halb ausgerichtet. Zum Evangelisieren muß das Lehren treten, und das Lehren darf nicht ohne das Evangelisieren ausgeführt werden. Doch das Gewinnen der Menschen für Christus ist vorangestellt, und zwar deshalb, weil das Lehramt durch die Evangelisation immer wieder belebt wird. Eine Kirche muß eine Missionskirche bleiben, will sie ihr eigenes Leben behalten. Vernachlässigt man aber den zweiten Teil des Auftrages, so besteht die Gefahr, daß die Früchte der ersten Arbeit, die noch nicht gefestigten jungen Christen, verlorengehen.

Um nun die Aufgaben der Mission näher formulieren zu können, muß auf die Forderungen der Kirche geachtet werden, der der Dienst geleistet werden soll. Da stellen sich folgende Punkte heraus:

1. Immer wieder und zu allererst die frohe Botschaft denen „ohne Christus“ zu bringen.
2. Durch gründliche Seminararbeit einen Stand von Pastoren, Lehrern und Evangelisten heranzubilden, im Blick auf die Führerschaft und Fortentwicklung einer selbständigen Kirche.
3. Eine ökonomische Grundlage zu legen oder zu befestigen, damit die Kirche später finanziell selbständig sein kann.
4. Eine Verbindung mit Missionen und Kirchen gleichen Glaubens zu erstreben, mit dem Ziel einer in sich gefestigten christlichen Kirche des betreffenden Landes.

Das sind Forderungen, nach denen sich die Missionsgesellschaft zu richten hat, und vor denen sie sich prüfen kann, ob sie es auch habe, hinauszuführen, will sie nicht Schiffbruch erleiden. Nebst einer zielsicheren Organisation sind eine bestimmte Anzahl Missionare und eine ausreichende Summe Geldes erforderlich. Sieht sich die Gesellschaft nicht imstande, diesen von der jeweiligen Lage gegebenen Forderungen nachzukommen, so ist es um der Missionskirche willen besser, sie gibt ihre Arbeit an eine andere ab, oder sie verbindet sich beizeiten mit einer Schwestermission, um den Auftrag des Herrn mit vereinten Kräften ausführen zu können. Denn die Mission ist für die Arbeit der Kirche auf dem Missionsfelde voll und ganz verantwortlich, selbstverständlich in Anlehnung an den, der sie sendet. Denn ohne ihn kann sie nichts, auch für ihr „Kind“ nichts tun. Damit ist nicht gesagt, daß diejenigen Eingeborenen, die mit einem Amt betraut wurden, etwa nicht dafür verantwortlich wären. Sie müssen und werden das unter dem Schutze der Mission lernen. Es geht nicht an, daß man die Verantwortung, die das Ganze tragen soll, auf die Vertretung der Kirche und der Mission verteilt. Das hat den Nachteil, daß bei wichtigen und schweren Entscheidungen keiner von beiden Teilen verantwortlich sein will. Welche Schädigungen das ergibt, ist leicht auszudenken.

Es liegt nahe zu befürchten, daß, je mehr Missionare aufs Feld kommen, desto stärker die Autorität der heranwachsenden Führer der Kirche leiden würde. Das braucht aber nicht der Fall zu sein, wenn die Arbeit der Missionare so organisiert ist, daß sie „mit und für“ die Kirche wirken, ohne „in“ der Kirche zu stehen. Ihr Einfluß als Europäer ist an sich groß genug, und es ist ratsamer, sie stehen, wenn möglich, nur als Berater den kirchlichen Körperschaften bei. Es kommt hierbei sehr auf die Persönlichkeit des Missionars an. Hat er sich das Vertrauen seiner Mitarbeiter erworben, so gilt sein Wort, auch wenn er nicht stimmberechtigt ist. Natürlich wird die Mission immer bestrebt sein, die Zahl der Missionare auf ein Minimum zu beschränken, doch so, daß die Arbeit darunter nicht leiden muß.

Das naheliegende Bedenken, daß geldliche Unterstützung dem Selbständigen werden hinderlich sei — und tatsächlich kann die Gebefreudigkeit der Kirchenglieder dadurch beeinträchtigt werden, es kann aus diesem Grunde tatsächlich Arbeiter geben, die um des Lohnes und nicht um der Arbeit willen arbeiten —, ist heute, wenigstens im Bereich der deutschen Mission, schon dadurch überflüssig, daß die Missionsgesellschaften ja nur noch die Möglichkeit haben, die notwendigsten Mittel zur Unterhaltung der utsch er Missionsarbeiter hinauszusenden. Darüber hinaus müßten aus anderen nichtindischen Quellen Geldmittel für die übrige Arbeit in den Gemeinden zur Verfügung gestellt werden, daß durch Pastoren und andere Beamte ein Einfluß auf die kirchlichen Abgaben in den Gemeinden ausgeübt werden kann, so daß diese regelmäßig einkommen. Erst dann, wenn ein fester Bestand zum Ausbalanzieren vorhanden ist, sind auch der Zentralisation dieser Einnahmen aus den Einzelgemeinden die Wege geebnet. Die Gebefreudigkeit in den indischen Gemeinden hat vielfach deshalb nachgelassen, weil Geld und Gut veruntreut wurden. Nun kann man diejenigen, die das taten, nicht allein für diese traurige Handlung verantwortlich machen. Die unzureichenden Gehälter und der Mangel an Missionaren, die solche Fälle klären und überwachen konnten, sind auch schuld daran. —

Wenn wir Christum verkündigen, geben wir den Menschen Gelegenheit, sich durch ihn zu erneuern. Wenn wir seine Lehre leben und bringen, geben wir ihnen den Grund und Halt, in allen Stücken zu wachsen zu Christus, dem Haupt.

Und dafür bereit und tüchtig zu sein, müssen wir alles daran geben und wagen, seinen Befehl ausführen zu können. Er hilft uns, Er ist bei uns bis an der Welt Ende.

Missionar Magnus Schiebe.

Ein Bildbericht über die diesjährige Generalsynode der Gossnerschen Kolskirche.

Die Mahasabha — so nennt man die Generalsynode auf Hindi — fand vom 27.—31. März statt. Wieder einmal waren, wie alljährlich, die Missionare, die eingeborenen Pastoren und die Vertreter der Kolsgemeinden aus Chota Nagpur und Assam in Ranchi versammelt, um über das Wohl und Wehe der Kirche zu beraten. Die Ausführung der Beschlüsse liegt dann in den Händen der obersten Kirchenleitung, des Kirchenrates. Die diesjährige Generalsynode gewann ihre



Die Herren Abgeordneten begrüßen sich.

besondere Bedeutung dadurch, daß sie in den Händen des Missionsdirektors Lic. Stofsch lag, der während der Tagung gleichzeitig das Präsidium der Kirche übernahm. Als Präsident der Eingeborenen-Kirche wurde er mit besonderen Vollmachten ausgestattet.

Wichtig für die Kenntnis unserer Missionsfreunde sind folgende Beschlüsse:

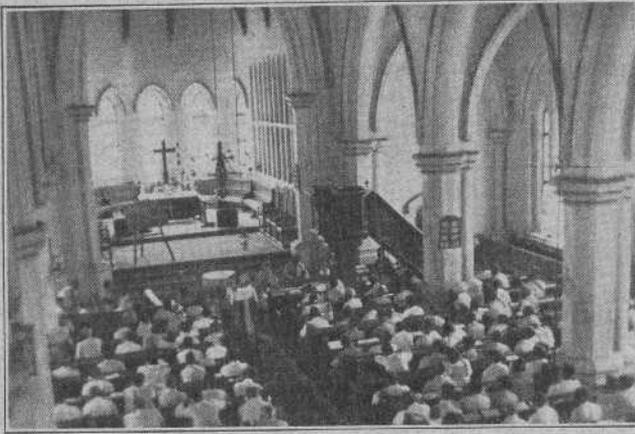
1. Es soll das Verhältnis der Missionare zu der Missionskirche neu geregelt und ein entsprechender Antrag auf der nächsten Generalsynode vorgelegt werden.

2. Es soll im Einvernehmen mit dem Kuratorium der Gossnerschen Missionsgesellschaft in Berlin die Einführung des Bischofsamtes erwogen und ebenfalls auf der nächsten Generalsynode durchberaten werden.

3. Bei den vorgenommenen Neuwahlen wurde zum Sekretär der Kirche der Hauptlehrer der Mittelschule in Govindpur, Nathanael Topono, gewählt. Durch seine Hände geht der amtliche Briefwechsel des Kirchenrats, so daß man ihn nach indisch-englischen Begriffen sehr wohl als den



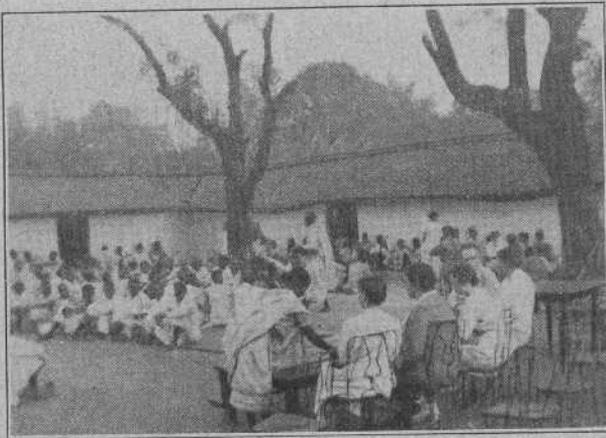
Seniorenkonvent.



Vollziehung der Mahasabha in der Christuskirche.
Der Präsident emeritus Johan Topono redet.



Wichtige Fraktionsbesprechung während der Mahasabha.



Getrinken nach Schluß der Mahasabha.

„mächtigsten Mann in der Kirche“ bezeichnen kann. Es ist für unsere Missionsfreunde wissenswert, daß Nathanael Topono das Vertrauen nicht nur der indischen Christen, sondern auch der Missionare in vollem Maße besitzt.

4. Die Mahasabha verlief im Frieden; nur die Frage der Missionshochschule wirbelte Staub auf. Wie unsere Freunde wissen, ist die Hochschule schon seit Jahren das Schmerzenskind unserer Mission. Unser Missionar, Dr. Wolff, der Leiter der Hochschule, widmet ihr seine besten Kräfte. Seine Bemühungen, die Leistungen der Schule zu heben, werden von allen Seiten anerkannt; so haben im April d. J. 50% der Schüler das Abschlußexamen bestanden, während die englische Hochschule nur 35% aufzuweisen hat: unser bestes Examen seit vielen Jahren! Und doch hat Dr. Wolff, vor allem in der Frage der Besetzung des Schulvorstandes und der Anstellung und Entlassung von Lehrern, keinen leichten Stand. Die Mahasabha schlug Missionsdirektor Lic. Stosch für den Schulvorstand vor, um die strittigen Fragen klären zu helfen.

Dies die wichtigsten Beschlüsse der Mahasabha. Möge Gott Gnade geben, daß der Kirche der Friede erhalten werde und alle, die in ihrer Arbeit stehen, Missionare und eingeborene Kirchenführer, sich einmütig zum gemeinsamen Dienste zusammenschließen. ♪

Missionarshochzeit in Indien.

Kommt sie oder kommt sie nicht? Das war eine bedeutsame Frage, die unseren Geschwisterkreis hier, vor allem aber den mit uns vor einem Jahr nach hier gekommenen Bruder Klimkeit, lange Zeit in Aufregung hielt, die Frage nämlich, ob Bruder Klimkeits Braut, Fräulein Renate Treichler, noch in diesem Winter hinausgefandt würde oder nicht. Kam ein hoffnungsvoller Brief aus Deutschland, so wurden große Pläne gemacht, die zukünftige Arbeit, nicht zuletzt aber auch die bevorstehende fröhliche Hochzeit betreffend. Die schmale Barschaft wurde überzählt, Vorschläge für die Hochzeitsfeierlichkeiten gemacht, ein den Verhältnissen entsprechendes Hochzeitsessen zusammengestellt, Schiffslisten auf ein mögliches Datum der Ankunft hin durchgesehen — und einen Tag später alle schönen Pläne wieder verworfen, weil ein Luftpostbrief die Trauerbotschaft brachte: Sie kommt nicht! Klang ein



Siegend: Miss. Dir. Lic. Stofsch, Schw. A. Diller, Schw. H. Schmidt, Miss. Kerschis, Christine Kerschis, Frau Dr. Wolff, Frä. D. Hahn, Frau Kerschis, Schw. A. Fris.
Stehend: Schw. J. Störin, Miss. Dr. Wolff, Frau Klimkeit, Miss. Klimkeit, Frau Schiebe, Miss. Schiebe, Schw. D. Radst.

nächster Brief wieder verheißungsvoller, so wurden alle die schönen Pläne wieder hervorgeholt und bildeten wieder für einige Tage unseren abendlichen Gesprächsstoff, wenn wir nach getaner Arbeit für ein Plauderstündchen in einem der Missionarshäuser zusammensaßen. Und dann kam eines Tages der langersehnte, beinahe nicht mehr für möglich gehaltene Brief: Sie kommt wirklich, ja, kein Zweifel ist mehr möglich, sie, die Braut, ist schon unterwegs. Da galt es, sich aber zu beeilen, denn bei der heutigen Verkehrsgeschwindigkeit, die eine Weltreise nach Indien in elf Tagen ermöglicht, vergeht die Zeit im Fluge.

Da die Braut bis zur Hochzeit in unserem Hause, dem Rektors Hause, wohnen sollte, fühlte sich die ganze Schule durch den Besuch geehrt und traf Vorkehrungen zu einem würdigen Empfang auf dem Schulgrundstück. Ehe wir es recht versahen, war auch schon der große Tag gekommen, an dem wir das Brautpaar von der Bahn

abholen mußten, denn Bruder Klimkeit war seiner Braut bis Kalfutta entgegengefahren. Aber so überstürzt und unerwartet wie die ganze Reise, war auch der Empfang. Als wir reichlich zeitig zum Bahnhof kamen, war der Zug schon angekommen und das Brautpaar bereits auf dem Wege zu unserem Missionsgrundstück. In Indien weiß man nämlich nie ganz genau, ob die Züge zwei Stunden zu spät oder zu früh ankommen, und da man nicht gern schon die ganze Nacht auf dem Bahnhof zubringt, muß man es dem Zufall überlassen, ob das Abholen klappt. Nach der ersten herzlichen Begrüßung bei Herrn Missionar Kerschis, bei der wir fröstelnd, in Wintermäntel gehüllt, die anscheinend abgehärtete weißgekleidete Braut bewunderten — in Ranchi war es nämlich noch bitterkalt — ging es in feierlichem Zuge zum Schulgrundstück, wo man inzwischen mit den Empfangsvorbereitungen fertig war. Am Tor begrüßten die Braut der stellvertretende Rektor der Hochschule, die gesamte Lehrerschaft mit ihren Frauen, die der Neugekommenen den ersten Gruß des Händewaschens und der Bekränzung erwiesen, die Seminaristen des Predigerseminars und ein großer Teil der Schulkungen. Nach einem Lied der Seminaristen begrüßte der stellvertretende Rektor, Mr. Tirkey, die Braut mit einer herzlichen Ansprache, in der er u. a. folgendes sagte: „Wir alle freuen uns, daß Sie heute Ihren Fuß auf das Land Chota Nagpur gesetzt haben. Wir danken Gott, daß er mit Ihnen war auf der langen Reise. Wir alle sind gekommen, die Studenten, die Lehrer und ihre Frauen, um Sie auf unserem Schulgrundstück zu begrüßen. Es ist das erste Mal, daß eine Braut hier auf unserem Grundstück als Gast weilt, um so mehr freuen wir uns, daß Sie bei unserem Rektor einkehren werden. Sie sind nun zu Ihrem Bräutigam Missionar Klimkeit gekommen als die eine, die für immer mit ihm sein will, das wird ihm viel Kraft geben. Wir bitten Gott, daß er Sie segnen wolle und ihnen verleihe, mitzuhelfen, daß der Name Gottes gepriesen werde im Lande Chota Nagpur.“ Nach einem Gebet bewegte sich der ganze Zug durch die spaltierbildenden Jungen zu unserem Hause, wo der Ranchier Geschwisterkreis zu einer kleinen Erfrischung noch ein Weilchen zusammenblieb.

Nun folgte eine schöne Zeit eifriger Hochzeitsvorbereitungen, denn 9 Tage nach der Ankunft sollte bereits Hochzeit sein, da kurze Zeit darauf Br. Klimkeit auf die Station Kinkel übersteden sollte, die durch die Heimkehr Br. Schiebes frei wurde. Die ganze Schwere unserer Lage trat für einige Zeit in den Hintergrund, weil nichts den Festesglanz und die Freude der Wiedervereinten stören sollte. Solche Fröhlichkeit und so viel herzliches Lachen hat unser Haus während des ganzen vergangenen Jahres nicht gehört, wie in diesen Tagen, wo mein Mann und ich, selbst erst 1½ Jahre verheiratet, der Braut fern dem Elternhaus die Brauteltern zu ersetzen versuchten. Unsere Diener waren schon ordentlich von der Fröhlichkeit angesteckt. Natürlich interessierte sie besonders die Frage, ob es auch ein bara Khana, d. h. ein Hochzeitessen indischen Stils für die eingeborenen Christen gäbe. Wenn ich antwortete: „Nein, dazu seien die Zeiten zu schlecht“, dann meinten sie: „Gut, dann werden wir arbeiten“, schlossen aber meist ganz verschmigt: „Die Memjahib sagt das nur so, zum Schluß werden wir wohl doch etwas bekommen.“

Die Hochzeit sollte nun den Verhältnissen angemessen in einen deutschen und einen indischen Teil zerfallen. Zunächst der Vorabend vor der Hochzeit, zu dem alle aus dem Geschwisterkreis, sofern sie zur Hochzeit kommen konnten, beitragen sollten. Am nächsten Tag eine deutsche Trauung in unserer schönen großen Christuskirche, zu der natürlich alle Gemeindeglieder Zutritt hatten, anschließend ein gemütliches Zusammensein im Geschwisterkreis und am nächsten Tag ein echt indisches Abendessen für die indischen Brüder und Diener mit Vorfürungen der Hochschulkungen in der Halle der Hochschule. Da gab es viel, aber gern getane Arbeit. Für den Vorabend mußte gedichtet und alles für die Unterhaltung vorbereitet werden, die Erfrischungen mußten rechtzeitig zubereitet werden, und in Indien braucht alles viel Zeit. Da für die indischen Diener alle diese Dinge fast völlig fremd sind, fällt die Hauptlast doch auf die Hausfrau bei solchen Gelegen-

heiten, die in diesem Fall doppelt belastet war, da der Unterricht in Hochschule und Predigerseminar nicht unter den Hochzeitsvorbereitungen leiden durfte. Die Braut half aber freudig bei allem mit, und auch der Bräutigam wurde nicht schlecht eingespannt, da ein Missionar ja, wie wir ihm immer wieder sagten, bekanntlich alle Arbeit können und tun muß. Kuchen wurde gerührt, ein echter deutscher Herings- salat zubereitet, das Kochen des Hochzeitessens auf die drei Missionarshäuser verteilt, damit alle ihren Anteil an den Vorbereitungen bekamen und die Arbeit sich etwas verteilte. Den Hochzeitsstrauß und Blumen für die Tafel lieferte ein Gärtner gegen ein Trinkgeld, Myrthen wachsen in unserem Garten, ja glücklicher- weise singen sie sogar gerade an zu blühen, so daß auch die Kranzorgen schnell behoben waren.

Und endlich war es so weit. Der größte Teil der Missionsgeschwister, nun noch vermehrt durch die Gegenwart unseres Präses Lic. Stosch, waren am Abend vor der Hochzeit bei uns zusammengekommen, um ein paar gemütliche Stunden zusammen zu sein. Sogar die Hochschulfungen ließen es sich nicht nehmen, durch einige Darbietungen den Abend verschönen zu helfen. Den Mittelpunkt bildete aber das strahlende Brautpaar, das alle mit seiner strahlenden Fröhlichkeit des Wiedervereintseins ansteckte und so recht an das große Geschenk echter Gemeinschaft und Verbundenheit erinnerte. Der nächste Morgen verging wie im Fluge mit letzten Vorbereitungen, und um 2 Uhr erwarteten wir die Missionsgeschwister in unserem Hause, weil wir in einem Zuge zu Fuß zur Kirche gehen wollten. Der ganze Compound war bereits in Aufregung, die Hochschule und die Mädchenschule hatten die letzte Stunde frei bekommen, um in die Kirche gehen zu können, denn eine deutsche Hochzeit und vor allem eine deutsche Braut zu sehen, ist ein großes Ereignis hier.

Und dann kam die Trauung. Die Kirche war bis auf den letzten Platz von unseren eingeborenen Christen gefüllt, die gespannt unseren deutschen Liedern lauschten, Lieder voll Lobes und Dankes, daß Gott trotz aller Schwierigkeiten diesen Tag hatte gelingen lassen. Lobe den Herrn, o meine Seele . . . Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren . . . Wenn Christus der Herr zum Menschen sich neigt . . . Der Traupredigt legt Herr Missionar Kerschis den Text Lukas 5, 4, zugrunde, das Wort Jesu an Petrus: „Fahre auf die Höhe!“ Dies Wort solle den Christen sowohl in der Arbeit als auch in der persönlichen Gemeinschaft immer wieder aus dem herabziehenden Alltag herausreißen und ihm immer wieder das Ziel zeigen, das ihm in der Gemeinschaft mit Christus gegeben ist, nur Letztem und Höchstem nachzustreben, wahrhaft ein Höhenmensch zu sein. Nach der Erledigung der Eheschließungsformalitäten in der Sakristei, die der Pfarrer in Ermangelung eines Standesamtes auszuführen hat, ging es nach Hause, um dort noch einige Stunden zur fröhlichen Hochzeitsfeier zusammenzusitzen.

Am nächsten Tage kam dann das große Ereignis unserer Christen, das gemeinsame Essen in der Halle unserer Hochschule. Etwa 100 Menschen waren versammelt. Der Präsident, der Kirchenrat, die Lehrer, natürlich alle mit ihren Frauen und z. T. auch Kindern, das Predigerseminar und eine Reihe angesehener Christen unserer Gemeinde. Man saß wie üblich auf Matten auf der Erde. Das Essen, bestehend aus Reis, Fleisch, Kartoffeln, Gemüse und Tomaten, wird von geflochtenen Blattellern mit den Händen gegessen. Da wir nun auch schon über ein Jahr hier sind, haben wir bereits einige Übung darin, aber immer wieder sieht der eine oder andere gespannt hin, ob wir es auch richtig machen. Da das Fleisch recht scharf gewürzt ist, paßten viele besonders auf, was für ein Gesicht die jung vermählte Frau machen würde. Und richtig, am nächsten Tag erklärte mir unser Diener lachend, der neuen Mensahib habe es doch wohl noch nicht geschmeckt, sie habe nach dem ersten Bissen so gemacht, und dann machte er mir gerren vor, was für ein Gesicht sie gemacht habe.

Die Jungen der Hochschule machten einige Vorführungen zur Unterhaltung, und dann kamen die Hochzeitsgeschenke. Da konnte man wirklich staunen, wie sich die Leute angestrengt hatten. Eine wunderschöne Sari, ein indisches Frauen-

gewand, und dann vor allem die hier üblichen Messinggeräte, die in der Küche gebraucht werden, in verschiedenster Weise, so daß die junge Frau gleich fast einen vollständigen indischen Haushalt auf die Station mitnehmen konnte. Töpfe und Pfannen zum Kochen, Gefäße zum Trinken, zum Wasser schöpfen, Teller, Tablett. Und richtig, wie es sich gehört, alles in doppelter Ausführung für beide zum Gebrauch. Und vor allem sah man, daß viel, viel Liebe für das junge Paar in all diesen Dingen steckte und man vor allem der neu Angekommenen Indien zur Heimat machen wollte, daß sie kein Heimweh spüren solle.

Nun ist das Fest schon wieder eine ganze Zeit vorbei. Wir stecken wieder in der Arbeit des Alltags und in seinen Sorgen, die uns manchmal mutlos werden lassen wollen. Auch das junge Paar spürt viel davon in seiner neuen Heimat Kinkel und hat gleich einen schweren Anfang in der jungen Ehe. Aber von einem solchen Tage der Freude und des Festglanzes und vor allem der Liebe der Menschen, unter denen und für die man arbeitet, geht ein Glanz aus für lange kommende schwere Zeit. Und eine solche große Freude, die Gott uns von Zeit zu Zeit schenkt, läßt uns wieder fester glauben, daß Gott uns wie ein Vater liebt und unser Bestes im Sinn hat, auch in einer Zeit, in der wir anscheinend im Dunkel tiefster Not und schier unüberwindlicher Hindernisse tapfen.

O Gott, laß deine Güte und Liebe mir immerdar vor Augen sein!
Sie stärk' in mir die guten Triebe, mein ganzes Leben dir zu weih'n;
sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen, sie leite mich zur Zeit des Glücks,
und sie besieg' in meinem Herzen die Furcht des letzten Augenblicks.

Dr. Hanna Wolff.

Kleine Nachrichten vom Missionsfeld.

1. Missionar Radstef hat seine Arbeit in Assam aufgenommen und ist von Ranchi nach der neuen Missionsstation Tezpur übergesiedelt. An seiner Stelle ist Missionsdirektor Lic. Stosch zum Senior der Missionare berufen worden.

2. Missionar John hat sich von seinem Schlaganfall erholt und gedenkt, nach Deutschland zurückzukehren, sobald seine Kinder, Missionar Schulze und Frau, ihren Heimaturlaub antreten.

3. Zu unserer Freude dürfen wir unseren Missionsfreunden mitteilen, daß die tropenärztliche Untersuchung der beiden auf Heimaturlaub befindlichen Missionarsfamilien, Schiebe und Schernat, ergeben hat, daß keine ernstlichen Krankheitserscheinungen vorhanden sind. In Erinnerung an die schweren Notzeiten, die beide Familien in Indien durchgemacht haben, wollen wir Gott dafür danken, daß ihre Gesundheit keine schwere Schädigung erfahren hat.

Betet ohne Unterlaß!

Alles lernt der Mensch, unglaubliche Dinge kann er zustande bringen, wenn er ernstlich will und sich durch Hindernisse und Fehlgriffe nicht abschrecken läßt. Soll er das eine Notwendige nicht erlangen können, wenn er es ernstlich will? Vertraue nur bei keinem Mittel auf das Mittel und nicht auf dich selbst = mach das Mittel nicht zum Zwecke, sondern bete und bete wieder und bete ohne Unterlaß, so wird dir zu allen unglaublichen Werken der Gottseligkeit genug dargereicht werden aus der Fülle des, der alles in allem erfüllt. Das Gebet muß bei allen Mitteln das Hauptmittel sein und bleiben.

G o s s n e r

Für den Inhalt verantwortlich: i. B. Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau.

Verlag der Gossnerschen Mission, Berlin-Friedenau.

Postcheckkonto Berlin 7950 für die Gossnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin 173 96.

Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenten), Berlin C 2, Wallstraße 17/18.

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

findet
die Biene auf
ihrem fluge viel/bringt
sie Ergiebiges von ihrem
weiten Felde zurück/und
kann sie Köstliches darauf
berelten/so bringt sie es u.
fordert zum Danke auf u.
zum Preise des Herrn/
der es gegeben/dem der
Weinberg u. alles/ was
darinnen ist/gehört



findet
sie wenig oder
Nichts/ findet sie es
mager und kommt
leer zurück/ so kann
sie auch nichts geben/
als etwa zum eifrigen
Inbrünstigen Gebete
erwecken/ daß der Herr
das Feld mehr bebaue
und Pfingstregen da-
rauf fallen lasse

Der Herr/ daß die Ernte und das ganze Arbeitsfeld/ so wie die Ehre und
die Schande ist/ wolle die geringe Arbeit der Biene segnen/ an ihr selbst u.
an Allen/ die von ihrer Arbeit etwas genießen werden. Amen/ Joh. Gößner

106. Jahrg.

Berlin-Friedenau, Dezember 1939

Nummer 12

Das Leben ist erschienen!

1. Joh. 1, 2. Monatspruch der Kirche.

Der heidnische Papua läßt sich ein Bambusrohr durch den Grabhügel an seine erloschenen Augen setzen, um aus der Welt der Todeschatten, der er verfallen ist, Ausschau halten zu können nach einer neuen Welt. Welch ein ergreifendes Bild für die uralte Menschheitssehnsucht nach unvergänglichem, unzerstörbarem, ewigem Leben. Seit jenem Tage, an dem das erste Menschenpaar mit Entsetzen auf das starre Bild des Todes blickte, ist diese Sehnsucht zur treibenden Kraft in allen Religionen der Menschheit geworden. Der Totenkult des alten Ägyptens, die Geheimreligionen der untergehenden Antike und die heute noch lebenden nichtchristlichen Religionen: sie alle lehren ihre Gläubigen die verschiedensten Wege und Methoden, die Krankheit des Todes zu überwinden und ein ewiges Leben zu gewinnen. Zauberei und Mystik, fromme Übungen und tiefe Gedankensysteme suchen dem Todfeind der Menschheit beizukommen: dem Tod. Vergeblich! Auch das Alte Testament ringt mit der Frage nach Tod und ewigem Leben, ohne sie beantworten zu können. Nur in einigen wenigen Psalmstellen und prophetischen Aussprüchen leuchtet die Hoffnung auf, daß Gott seine Gläubigen nicht im Tode lassen werde. Aber erst im Neuen Testament finden wir die volle Antwort auf jene Frage, die der Menschengeist von sich aus nicht zu lösen vermochte. Gott löst sie durch eine Tat und eine Tatsache. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Das ist Gottes Liebestat. Von der Tatsache aber, die dazu führte, daß dem Tode die Macht genommen und Leben, ewiges Leben ans Licht gebracht wurde, redet unser Monatspruch: Das Leben ist erschienen. Es ist erschienen in jenem Kindlein in der Krippe, in jenem Schmerzensmann am Kreuz, es ist erschienen in dem auferstandenen und erhöhten Herrn. Christus, er selber, ist die Quelle des Lebens. Wer aus dieser Quelle trinkt, hat Leben, ob er gleich stirbt. Das ist die frohe Botschaft, die die Kirche Jesu Christi der Welt zu verkündigen hat.

Wenn wir aber noch einmal kurze Umschau halten unter den Weltreligionen und uns prüfend fragen, ob sie denn auch mit letztem Einsatz und Ernst gesucht und geforscht haben, so müssen wir antworten: nein. Sie haben nicht tief genug gegraben. Sie haben das Uebel des Todes nicht an der Wurzel angefaßt. Sie sind der eigentlichen Todesursache ausgewichen, nämlich der Erkenntnis, die uns einzig und allein die Bibel vermittelt: daß der Tod der Sünde Sold ist. Erst mußte die Macht der Sünde gebrochen werden, damit auch die Macht des Todes zerbrach. Erst mußte die Menschheit mit Gott veröhnt werden, damit sie in Seiner Gemeinschaft auch Anteil erbielte an Seinem Leben. „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit“, sagt Martin Luther und legt damit den Finger auf den Lebensnerv unseres christlichen

Glaubens. Wir haben in Christus die Vergebung unserer Sünden und sind darum durch den Tod zum Leben hindurchgedrungen. Das ist es, was Johannes, der Jünger Jesu, mit weihnachtlicher Freude bezeugt, wenn er spricht: „Das Leben ist erschienen.“

Sünd und Hölle mag sich grämen, / Tod und Teufel mag sich schämen; / wir, die unser Heil annehmen, / werfen allen Kummer hin.

Sehet, was hat Gott gegeben! / Seinen Sohn zum ewigen Leben. / Dieser kann und will uns heben / aus dem Leid in 's Himmels Freud.

O gebenedeite Stunde, / da wir das von Herzensgrunde / glauben und mit unserm Munde / danken dir, o Jesulein.

Lofies.

Der erste Brief unseres Missionspräses Lic. Stosch aus dem Internierungslager.

Rev. J. Stosch,
Internment Camp A (Nr. 6239)
Ahmednagar

2. November 1939.

Ich nehme an, Sie haben gehört, daß alle deutschen Missionare in Ahmednagar, Internment Camp A (Nr. 6239) zusammengebracht wurden. Wir haben uns nicht zu beklagen, obwohl wir fühlen, wie hart es ist, von unserem Werk getrennt zu sein. Bevor ich Ranchi zu verlassen hatte, wurde mir genügend Zeit gegeben, die nötigen Vorkehrungen in bezug auf die kirchliche Arbeit zu treffen. Meine Weisungen an den Kirchenrat gingen dahin, daß sie nicht irgendwelche substantiellen Veränderungen in der Führung und Verwaltung der Kirche vornehmen sollten. Diese Angelegenheiten sollten in der gegenwärtigen Zeit als schwebende Angelegenheiten betrachtet werden. Es besteht durchaus Grund zu der Hoffnung, daß ich in nicht allzulanger Zeit aus diesem Lager entlassen werde und die Erlaubnis erhalte, meine Arbeit in Ranchi wieder aufzunehmen. Der Bischof von Kalkutta schrieb meinerwegen an den Staatssekretär in Simla, und die Provinzialregierung von Behar tut ebenfalls ihr Möglichstes.

Andere führende Missionare werden ebenfalls entlassen werden. Ich machte ein Gesuch für Kadrick, die Hochschule in Ranchi schickte ein Gesuch für Dr. Wolff ein. Bis Ende Oktober haben unsere amerikanischen lutherischen Freunde Mittel für die Unterstützung der Kirchen geschickt, und ich denke, daß sie diese finanzielle Unterstützung fortsetzen werden. Die Missionsfrauen bleiben auf ihren Missionsstationen und tun ihre Arbeit sowie auch einen Teil der Arbeit der Männer. Meine herzlichsten Grüße an alle Missionsfreunde in Deutschland. Wir alle befinden uns in guter Gesundheit.



Präses Lic. Stosch

Ihr

J. Stosch.

Wir sind für diese Nachricht von Herzen dankbar und hoffen zu Gott, daß die in dem Briefe unseres Präses ausgesprochenen Erwartungen bald in Erfüllung gehen.

Damit unsere Freunde sich unsere noch in Indien weilenden Missionsgeschwister recht vergegenwärtigen können, bringen wir auf den nächsten Seiten ihr Bild.

Wir befehlen sie der Fürbitte der Gossnerschen Missionsgemeinde und erinnern daran, daß wir im besonderen jeden Montagabend, 8 Uhr, unserer Missionsgeschwister und Missionsgemeinden gemeinsam gedenken wollen.

Lofies.

Ein gewisser Herr Lehmann.

Als am 12. Dezember 1836 jene jungen Männer Gofñers Haus betraten, mit denen die Gofñersche Missionsarbeit begann, da war es nach den Aufzeichnungen Gofñers „ein gewisser Herr Lehmann“, der ihr Kommen brieflich angekündigt hatte. Wir erfahren später nichts mehr von ihm. Ganzen Generationen Gofñerscher Missionsfreunde blieb dieser „gewisse Herr Lehmann“ eine geheimnisvolle, unbekante Persönlichkeit. Jetzt ist im Verlage Duden, Kassel, aus der Feder von Lic. Dr. Hans Luckey ein Buch erschienen „Gottfried Wilhelm Lehmann und die Entstehung einer deutschen Freikirche“, in dem die Vermutung ausgesprochen wird, daß es sich bei jenem von Gofñer erwähnten „Herrn Lehmann“ um den Gründer der ersten Baptisten-Gemeinde in Berlin und der baptistischen Freikirche in Preußen gehandelt habe. Wir möchten dieser Vermutung recht geben, da sowohl G. W. Lehmann (23. 10. 1799 — 21. 2. 1882) sowie seine Frau Eleonora geb. Eichner in engen Beziehungen zu der Böhmischo-Lutherischen Bethlehems-Gemeinde in Berlin, zu Pastor Jänicke, dem Vorgänger Gofñers, und zu Gofñer selbst standen.

Im folgenden bringen wir einen Abschnitt aus dem genannten Buche, der sich im besonderen mit G. W. Lehmann, Gofñer und der Gründung der Gofñerschen Mission befaßt.

„Im Jahre 1829 hatte der König mit glücklicher Hand Johannes Gofñer zum Patron der Bethlehems-Kirche bestimmt, der nun, nach Jänickes Tod, auf derselben Linie, aber mit feineren Gaben das Evangelium verkündigen sollte. Er war der begnadete Schriftsteller, dessen »Schatzkästlein« als Andachtsbuch in ungezählte Familien den Quell tiefer Herzensfrömmigkeit tragen sollte. Freilich, als Sechszwundfünfzigjähriger hatte er eine solch wechselvolle Geschichte hinter sich, daß er nur schwer in die bestehenden Verhältnisse sich einfügen konnte. Man braucht kein großer Schriftdeuter zu sein, um gleich an den eigenartigen Schriftzügen dieses Mannes zu sehen, welche seltener Kämpfe er gewesen sein muß.

1831 trat Gofñer, der Patron von Bethlehem, in die Leitung der Berliner Missions-Gesellschaft ein und wurde die Seele des Ganzen, freilich nicht für lange Zeit. Grundsätzliche Meinungsunterschiede kamen zutage. Wenn gebildete Männer wie die Hofprediger Theremin und Strauß, die Professoren Neander und Tholuck an der Spitze dieser Mission standen, dann konnte die Ausbildung der Missionare keine andere als eine gründlich theologische sein. Gofñer aber, der seit 1834 das Monatsblatt „Die Biene“ zur Förderung der Heidenmission herausgab, stand zu dem Ideal der Brüder-Gemeinde: Nicht anspruchsvolle Studiosi, vielmehr schlichte Männer sollten, kurz zugerüstet, aber als Handwerker mitten aus dem praktischen Leben genommen, auf den harten Missionsacker gehen. Ja, später schreibt er sogar im Blick auf das von ihm selbst be-



Missionar Radtke



Anni Diller



Hedwig Schmidt

gonnene Werk scharf, „er denke nicht daran, sich eine Missionsfabrik' anzulegen, darin Leute zu fabrizieren und dann auszusenden.“

1836 trat er aus dem Komitee aus. Schon wollte er sich von diesem Zweig seiner Arbeit völlig zurückziehen, als im Winter desselben Jahres ein „Herr Lehmann“ ihm brieflich mitteilte, daß erweckte junge Männer einen starken Drang verspürten, Missionare unter den Heiden zu werden. „Einige unter ihnen“, so heißt es in dem Brief, „haben sich schon bei dem Komitee der Berliner Missionsgesellschaft zur Aufnahme gemeldet, sind aber teils zu längerem Warten angehalten, teils abgewiesen worden, was ihre Herzen tief verwundet hat, ohne jedoch das Verlangen in ihnen zu unterdrücken, im Dienste des Heilands ihr Leben zu verzehren. Da nun außerdem einige unter ihnen die zu guten Tage (im Missionshaus) fürchten, andere wieder die Gefahr, durch ein langes Beschäftigen mit abstraktem Wissen und Lernen um die Einfalt in Christo zu kommen, einige auch die bedeutenden Kosten scheuten, welche sie der Missionskasse verursachen würden, wenn es sich, wie bisher schon so oft, nach längerer Zeit erst herausstellen sollte, daß sie kein Talent zum Studieren haben, so sind sie gemeinschaftlich einig geworden, von aller derartigen Unterstützung und Aufnahme in ein solches Seminar vorläufig ganz abzusehen. Sie denken nun dabei, daß wie vor alters beim Tempelbau in Jerusalem nicht nur Priester, sondern auch Leviten tätig waren, sie auch gewürdigt würden, das Geräte des Herrn zu tragen, und wünschen nun als christliche Handwerker oder als Katecheten und Schullehrer überall da eine Lücke auszufüllen, wo man ihrer bedarf, und etwa als Diener anderer von der einen oder der anderen Missionsgesellschaft mitgeschickt zu werden. . . . Indem sie an die Ausführung dieses Entschlusses denken, fühlen sie das Bedürfnis, einem erfahrenen, erleuchteten Manne, der ihnen rate, sie prüfe, wo es nötig ist, auch strafe und ihnen die rechte Richtung geben könnte, sich anzuvertrauen, und der ihnen dadurch erst die Möglichkeit anbahn, ihren Zweck zu erreichen, diesem in ihnen noch im Keime liegenden Gedanken und Wunsche die rechte Richtung und Gestalt zu geben.“



Auguste Fröh



Irene Störin

Was dann weiter folgte, wollen wir aus Gofners Aufzeichnungen selbst festhalten: „Nachdem ich den 2. Dezember dieses Jahres den einliegenden Brief von Herrn Lehmann erhalten hatte, kamen unerwartet Montag, den 12. Dezember 1836, morgens 8 Uhr, die folgenden Jünglinge zu mir und legten mir ihren Entschluß vor, in den Dienst des Herrn unter die Heiden zu treten: Holzhausen, Hausmann, Franz, Albrecht, Zabel, Wagner.“

Die mit diesen Zeilen mager beschriebenen, losen Blätter konnten wir einsehen. Sie haben Dalton, dem späteren Biographen Gofners, erst den Namen Lehmann verraten. Denn Gofner selbst hat, als er über diesen Vorgang, der doch den Anfang seines noch heute bestehenden Missionsunternehmens bedeutete, in der „Biene“ ein Jahr später berichtete, den Absender des Briefes nicht mehr erwähnt. Leider liegt das wertvolle Dokument, dessen Schriftzüge uns natürlich sofort Gewißheit geben würden, wer dieser „Herr Lehmann“ war, nicht mehr an der von Gofner bezeichneten Stelle, so daß der zwingende Beweis, es handle sich in diesem Falle um unseren Gottfried Wilhelm, vielleicht nie mehr erbracht werden kann.

Manches will indes diese Ueberzeugung festigen. Sehen wir vom Stil des Briefes ab, der ganz zu Lehmann paßt, dann dürfen wir zunächst darauf hinweisen, daß Gofner und Lehmann sich gut gekannt haben. Der Terminkalender, in dem Lehmann mit erstaunlicher Genauigkeit die Lebensereignisse unter seinen Verwandten und Bekannten festgehalten hat, zeigt z. B. den Vermerk: „14. Dez., Johannes Gofner geb.“ Es kann auch nicht der geringste Zweifel sein, daß Lehmann von den Grundsätzen Gofners hinsichtlich der Ausbildung von Missionaren gewußt hat und geschickt genug war, den Brief genau auf diese Linie abzustellen. Vor allem aber fällt ins Gewicht, daß unser Lehmann Jahre hindurch in seinem Hause einen Missions-Hilfsverein unterhielt, der an die im Briefe gemeinte Berliner Gesellschaft angeschlossen war. Zwar erfahren wir nur den Tag, aber nicht das Jahr, in dem dieser Verein ins Leben trat, nämlich den 2. Februar. Wir treffen



Dr. Wolff und Frau



Missionar Borutta und Frau

jedoch auch hier erneut auf persönliche Fäden. Lehmanns Kinder wurden — Joseph im Jahre 1833 und Marianne 1835 — von Prediger Kunze getauft, der 1838 das Missionshaus und den Beetsal dieser Mission an der Sebastiansstraße eingeweiht hat.

Soviel steht jedenfalls fest: Das Rätsel um den „Herrn Lehmann“ und um die Tatsache, daß er gänzlich unbekannt blieb, wäre völlig gelöst, wenn wir zu allem noch die Gewißheit erhielten, Gofner habe die Absicht Lehmanns, von Duden sich taufen zu lassen, erfahren und deshalb keine näheren Beziehungen zu diesem Freunde seiner Sache aufgenommen. Die Taufe fand ja fünf Monate später tatsächlich statt, und Lehmann klagt bitter darüber, daß ihn damals seine Brüder in Christus und Freunde allein ließen. Gofner aber war Lutheraner mit katholischer Vergangenheit!

Wir dürfen also mit guten Gründen die Ueberzeugung bei uns nähren, daß Lehmann der Heidenmission noch einen wichtigen Dienst getan hat, als er gerade dabei war, von den Böhmisches Brüdern, unter denen er soviel Liebes und Großes erfahren hatte, Abschied zu nehmen, weil er Baptist wurde.

Sein Bienenfleiß blieb, und der Segen ging mit ihm. Man durchblättere einmal die Jahrgänge des „Missionsblattes der Gemeinde getaufter Christen“ nach 1848, und man wird feststellen, wie die Macht der Fernstenliebe die kleine Schar der Baptisten immer wieder in ihren Vann zog und sie aus der Enge in die Weite führte. Sie half den Zeugendienst wachhalten.“

Mit wenigem viel tun!

Jahresbericht der Missionshochschule in Ranchi für das Jahr 1938.

Die Gofner-Hochschule hat mit über fünfhundert Schülern und Schülerinnen im vergangenen Jahr die höchste Schülerzahl, die sie bisher je gehabt hat, erreicht. Natürlich sinkt diese Zahl im Laufe des Jahres etwas ab. Im Lehrerkollegium hatten wir zwei Veränderungen. Leider verließ uns ein sehr begabter Lehrer, da er eine Ernennung als Schulinspektor erhalten hat. Andererseits konnten wir einen nach modernen Zielsetzungen ausgebildeten, qualifizierten Sportlehrer anstellen, wodurch ein sehr notwendiges Bedürfnis erfüllt werden konnte.

Im übrigen mußte meine Hauptarbeit auf die Instandsetzung der Klassenräume und Schulgebäude gerichtet sein. Das ist ein schweres Problem, wenn die notwendigen Verbesserungen mehr als dringlich und die zur Verfügung stehenden Gelder mehr als gering sind. Trotzdem gelang es, drei Oberklassen mit völlig neuem Mobilar auszustatten, außerdem das



Missionar Klimek und Frau

Hauptschulgebäude mit elektrischem Licht zu versehen und schließlich den Versammlungsaal völlig zu renovieren, vor allem durch einen umfangreichen Anbau zu erweitern. Diese Halle war längst viel zu klein geworden. So war es nicht möglich, die gesamte Schülerschaft während der Andachten oder sonstiger Zusammenkünfte dort zu versammeln, ein Teil mußte in den angrenzenden Klassenräumen bleiben. Der neue Anbau mit sechs großen gotischen Doppelfenstern und zwei Türen schafft nun für alle reichlichen Raum. Vor allem ist nun der sonst ziemlich dunkle Raum von Licht durchflutet und macht einen wirklich festlichen Eindruck. Der hintere Teil ist erhöht gebaut für die Sitze der Lehrer und Gäste. Elektrische Lampen modernster Ausführung, wie man sie heute in deutschen Schulen hat, machen auch Abendversammlungen für Schule und Gemeinde möglich. Das alles muß aus den regulären, gewöhnlichen Einnahmen bestritten werden.

Eine besondere Schulfeier brachte der Tag, an dem der bisherige Gouverneur die Provinz verließ. Die sechs Hochschulen von Ranchi gaben ihm einen wohlgefunenen Abschied. Unsere Gofner-Jungen hatten einen schönen Plan ausgeführt, es wurde die Entwicklung der Verkehrsmittel in Chota Nagpur dargestellt. Angefangen bei der primitivsten Beförderungsweise, wie man sie heute noch immer sehen kann: an einer Bambusstange, die zwei Männer über der Schulter tragen, hängen in Körben alle Habseligkeiten, die man zum Markt bringt, und auf dem Rücken werden die kleinen Kinder darin getragen. Dann wurde ein kleiner Sahib (Europäerkind) auf einem Stuhl vorbeigetragen, eine Fahrradkolonne radelte vorbei, bis schließlich mit einem Doppeldecker und einem Eindecker der Gipfel moderner Befördertechnik erreicht war.

Daß die Jungen auch mal einen Vertreter des deutschen Staates erleben durften, machte ihnen einen ungeheuren Eindruck. Ueber den Besuch des deutschen Vize-Konsuls in der Hochschule wurde noch lange geredet. Die beiden eindrucksvollen Reden, die bei dieser Gelegenheit von einem Christen und einem Nichtchristen gehalten wurden, sind in der „Wiene“ bereits abgedruckt worden. Freudig waren die Jungen bei der Sache, die schönsten Blumenketten waren zum Empfang fertiggestellt worden. Dankbar erkannte der Konsul an, daß ihm noch nie in Indien ein so schöner Empfang bereitet worden sei.

Von schweren Krankheitsfällen waren wir im vergangenen Jahr glücklicherweise verschont. Bei einer so großen Schar von jungen Menschen ist in dieser Hinsicht an sich immer etwas zu tun, zumal viele in Verhältnissen leben, in denen sie in Krankheitsfällen auch nicht eine Spur von Pflege haben. Nur ein Fall von Tuberkulose hat uns Monate hindurch schwere Sorge gemacht.



Missionar Jellinghaus mit Frau und Kindern

Ein Rückblick auf das vergangene Arbeitsjahr wird Anlaß zu besonderem Dank auch insofern, als die mancherlei seit vielen Jahren schwebenden Streitpunkte über die Hochschule endgültige Erledigung gefunden haben, so daß uns im vergangenen Jahr zum erstenmal ein wenig von der Ruhe geschenkt war, die alle Arbeit nötig hat, wenn sie ordentlich sein soll.

Den Bibelunterricht in den Oberklassen, von denen zwei doppelte Abteilungen haben, gaben meine Frau und ich. In der Abschlußklasse behandle ich Lebensfragen: Der Christ und die Arbeit — Der Christ und das Leid — Der Christ und die Freude — Der Christ und sein Leib, usw. In zwei anderen Kursen wurden Hauptperikopen des Neuen Testaments unter dem Leitwort „Christus unser König“ durchgenommen. Im theologischen Seminar habe ich Christologie behandelt. Nach langer Zeit konnte zum erstenmal wieder eine Einsegnung für die Hochschul-Jungen gehalten werden, in der ich 52 Jungen einsegnete, die in zwei Kursen, einen durch meine Frau, Konfirmandenunterricht erhalten hatten.

Gott helfe uns weiterhin hindurch, daß wir mit wenigem viel tun können zur Erbauung dieser Kirche und seiner Ehre!

Dr. D. Wolff.

Mitteilung.

Im Zuge der Verplanung aller evangelischen Missionszeitschriften stellen vier Blätter der Gossnerschen Mission ihr Erscheinen ein: „Die Kleine Biene auf dem Missionsfelde“, der „Kindergruß aus der Gossnerschen Mission“, beide redigiert durch Missionsinspektor Elster, der sächsische „Missionsbote“, redigiert von Konf.-Rat Förtsch-Halle, und der schlesische „Missionsbote“, redigiert von Pfarrer Gerhard, Hoggau-Rosenau.

„Die Kleine Biene auf dem Missionsfelde“ und der „Kindergruß aus der Gossnerschen Mission“ bleiben jedoch in einer anderen Form erhalten. Sie werden mit gleichgearteten Blättern mehrerer Missionsgesellschaften zusammengesetzt und gehen ab 1. Januar 1940 den bisherigen Lesern unter dem Titel „Blätter für Mission“ und „Weite Fahrt“ zu. Es ist dafür gesorgt, daß die Gossnersche Mission in diesen neuen Blättern dem verfügbaren Raum entsprechend zu Wort kommt. Wir bitten unsere Leser um eine freundliche Aufnahme dieser Blätter und bitten Gott, den Herrn, daß er die neuen Blätter so segnen möchte, wie Er die alten durch viele Jahrzehnte gesegnet hat.

Lokies.

Briefe und Postkarten an Zivilinternierte von jetzt ab gebührenfrei.
Anschrift unserer internierten Brüder: Hostile Aliens Internment Camp A, Ahmednagar (Britisch India).

Für den Inhalt verantwortlich: Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau.

Verlag der Gossnerschen Mission, Berlin-Friedenau.

Postcheckkonto Berlin 7950 für die Gossnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin 18796.

Druck: Heinrich Beenten, Berlin C 2

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Monatsblatt der Gößnerschen Missionsgesellschaft

findet
die Biene auf
ihrem fluge viel / bringt
sie Ergiebiges von ihrem
weiten feld zurück / und
kann sie Köstliches darau
berelten / so bringt sie es u
fordert zum Danke auf u
zum Preise des Herrn /
der es gegeben / dem der
Weinberg u. alles / was
darinnen ist / gehört



findet
sie wenig oder
Nichts / findet sie es
mager und kommt
leer zurück / so kann
sie auch nichts geben /
als etwa zum eifrigen
inbrünstigen Gebete
erwecken / daß der Herr
das feld mehr bebaue
und Pfingstregen da
rauf fallen lasse

Der Herr / daß die Erndte und das ganze Arbeitsfeld / so wie die Ehre und
die Schande ist / wolle die geringe Arbeit der Biene segnen / an ihr selbst u.
an Allen / die von ihrer Arbeit etwa genießen werden. Amen / Joh. Gößner

Das Schwert des Geistes.

„Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert.“
Hebr. 4, 12. Monatspruch der Kirche.

Selig, wer im Schwertamt Gottes steht! Das Schwert aber ist das Schwert des Geistes, das Wort Gottes. Ein wunderbares Schwert: es trifft das Herz des Menschen nicht zum Tode, sondern zum Leben! In unserem Monatspruch heißt es: „Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert und dringt durch, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens“. Gottes Wort trifft den Menschen im Lebenskern: in seiner Eigenliebe, Selbstgerechtigkeit und Ueberheblichkeit. Es zerteilt den Nebel, in dem der natürliche Mensch dahergeht. Es nimmt ihm alle Selbsttäuschungen und Illusionen, denen er sich über sich selbst, über Gott und die Welt hingibt. Vom Worte Gottes schmerzhaft getroffen, erkennt der Mensch seine Ohnmacht, seine Sünde und seine Vergänglichkeit. Zugleich offenbart sich ihm Gottes Allmacht, Heiligkeit und ewiges, unvergängliches Wesen. Wäre aber damit Gottes Schwertwerk am Menschenherzen vollbracht, so bliebe der Mensch von dumpfer Verzweiflung gelähmt am Boden liegen. Doch das Schwert des göttlichen Wortes trifft den Menschen nicht zum Tode, sondern zum Leben. In den Schnitt und Riß, den Gottes Wort zwischen Gott und dem Menschen aufreißt, tritt Er, der Mittler: Jesus Christus. Er schlägt die Brücke zwischen Gott und dem Menschen, Er in Seiner Person; und wer im Glauben diese Brücke überschreitet, der findet in dem Allmächtigen den Vater, in dem Heiligen den Erlöser und in dem Ewigen den Gott, der sich zu dem vergänglichen Menschen herniederbeugt und ihn an Seiner Ewigkeit teilnehmen läßt. Er erfährt, daß Gott die Liebe ist, und ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.

Das sind nicht leere Sätze und tote Dogmen, das kann jeder erfahren, der das Wort Gottes als die Frohbotschaft vom Gericht und von der Gnade Gottes gläubig annimmt.

Selig, wer dieses Geheimnis an sich selbst erfahren hat! Selig, wer es nicht für sich allein behält und in seiner Brust verschließt, sondern es anderen mitteilt! Selig, wer im Schwertamt Gottes steht! Das Schwertamt Gottes aber ist die Verkündigung der Kirche und der Mission. Laßt uns dieses Amtes mit Furcht und Zittern, mit Freude und Dank, mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit walten! Lofies.

Vertraue und gehorche.

Jahresbericht über die Gossnersche Missionsarbeit in Assam für das Jahr 1938/39.

Das sind Worte aus einem Liede, das wir bei unseren Gottesdiensten des Sonntagsabends in der Kirche der S.P.G.-Mission mit Vorliebe singen. Wir halten diese Gottesdienste für alle evangelischen Christen, die besonders in dem Mental-Hospital (Irenanstalt) und auch städtischen Krankenhaus als Ärztinnen, Krankenschwestern, Pfleger und Pflegerinnen beschäftigt sind, außerdem beteiligen sich auch die christlichen Studenten der Hochschulen und auch Post- und Regierungsbeamte an ihnen. Die meisten von ihnen kommen von den Khasis, Garos und Nagar-Bergen, wo die Wales-Mission und die amerikanischen Baptisten arbeiten. Die Gottesdienste werden abwechselnd von dem Missionar der S.P.G.-Mission und von uns gehalten.

Trust and obey — glaube oder vertraue und gehorche. In diesen Worten kommt das innere und äußere Leben eines wahren Christen zum Ausdruck, er vertraut und gehorcht seinem Gott. Wie wir es ja auch in unserem Tauf- und Konfirmationsgelübde bekennen: Im Glauben und Gehorsam dir treu zu sein bis an mein letztes Ende. Auch ein Apostel Paulus sah das Ziel seiner Arbeit darin, Heiden und Christen zum Gehorsam des Glaubens zu führen.

Bei den vielen Reisen, die ich im vergangenen Jahre machen durfte, ist dies auch mein Ziel gewesen, die Christen dahin zu bringen, daß sie unserem himmlischen Vater vertrauen und gehorchen. Ich konnte alle Pastorate und auch die meisten Katechistenchaften mit den verschiedenen Dörfern und Teegärten besuchen. Vor oder nach den Gottesdiensten wurden nach Möglichkeit Hausbesuche gemacht. Sie sind unbedingt nötig; denn bei diesen Besuchen lernt man erst die Christen mit ihren inneren und äußeren Nöten kennen, sieht, welche Hindernisse hinweggeräumt werden müssen. Durch die Kinder erfährt man meistens am ersten, wie es mit dem inneren Leben der Eltern bestellt ist, wenn die Eltern nicht mit ihnen beten und sie nicht das, was sie wissen, unterrichten, darf man meistens schließen, daß es bei den Eltern selbst am Glauben und Gehorsam fehlt. Wie oft habe ich 13- und 14jährige Knaben und Mädchen getroffen, die weder das Vaterunser noch die 10 Gebote und das Glaubensbekenntnis wußten und andererseits wieder 6- und 7jährige Kinder getroffen, die ihren Katechismus wußten, weil sie ihn von den Eltern und in der Sonntagsschule gelernt hatten. Es gibt noch viele Häuser unter unseren Christen, in denen nicht gemeinsame Hausandachten gehalten werden. Meistens betet der Mann in seiner und die Frau in ihrer Ecke. Diese langen und vielen Reisen hätte ich nicht machen können, wenn wir nicht ein Auto hätten; denn unsere 11 000 Christen in Assam wohnen in einem Flächeninhalt von rund 500 engl. Meilen Länge und 80 Meilen Breite. Zu diesen vielen und langen Reisen gehört auch viel Reisegeld, und unsere amerikanischen Freunde haben uns wohl unsere Gehälter für 8 Monate schicken können, aber sehr wenig für unsere Reisen. Vertraue und gehorche! Unsere Christen haben gesagt: „Wir wollen von unserem Missionar besucht werden, und wenn er

von Amerika kein Reisegeld erhält, dann müssen wir es nach Kräften aufbringen.“ Und sie haben getan, was sie konnten. Sie haben mir bis Juni dieses Jahres Rs. 350,— Reisegeld gegeben. Das ist wiederum ein Schritt vorwärts, und wir wollen von Herzen dem Herrn danken, daß er unsere Christen dazu willig gemacht hat. Mehr als das Doppelte ist für die Reisen ausgegeben worden, aber gehorche und vertraue! Wir sorgen nicht, sondern vertrauen, daß unser Gott zu seiner Zeit unsere amerikanischen oder andere Freunde stark machen wird, auch uns für unsere Arbeit Mittel zu senden.

Wollen wir unsere Gemeinden mehr zum Gehorsam des Glaubens führen, dann müssen wir zunächst dafür sorgen, daß unsere Pastoren und Katechisten *Goltesmensch* werden, die dieses Vertrauen und Gehorchen ihren Gemeinden vorleben. Diesem Zweck sollten die Kurse oder Bibelklassen dienen, die wir im vergangenen Jahre mit ihnen gehabt haben. Zunächst hatten wir die gefördersten Katechisten anfangs Juli für 14 Tage versammelt. Der Krankheit unserer Tochter wegen mußte dieser Kursus abgebrochen werden, dann waren alle Pastoren und Katechisten 14 Tage im Oktober in Tezpur zum Kursus versammelt. Während meiner Reisen habe ich dann noch eine Bibelklasse für die Katechisten des Dibrugarh-Distrikts in Tinsukia und eine zweite im North Lakhimpur-Distrikt, in Dulahat, gehalten. Diese Wochen der Stille und des Tiefergrabens im Worte Gottes haben ohne Frage unser inneres Leben und unsere Freimütigkeit im Dienste unseres Meisters bereichert. Ihm sei Preis und Dank für alle Segnungen. In diesen Kursen können auch alle Gemeindefragen mit den Führern besprochen und Unstimmigkeiten beigelegt werden. So z. B. in Dulahat, wo es zur offenen Aussprache zwischen dem Katechisten und einigen Ältesten kam. Der Katechist hatte nicht genug Hausbesuche gemacht, und ein Teil der Gemeinde drohte sich abzusplintern und getrennte Gottesdienste zu halten. Von Herzen baten sie gegenseitig um Verzeihung und reichten sich die Friedenshand.

Die 429 *Taufbewerber*, die im vergangenen Jahre in unseren Assam-Gemeinden neu gewonnen sind, zeugen davon, daß nicht allein die Pastoren und Katechisten, sondern auch viele Gemeindeglieder treu mitgearbeitet haben. Das Herz schlug einem höher, als der Pastor Silas Horo über seine Gemeinde Christianpara berichtete: Unsere Brüder lassen nicht locker, jede Heidenfamilie, die in unserem Ort sich ansiedelt, wird von ihnen besucht und jeder wird gebeten, seinem Teufelsdienst den Abschied zu geben und Christum anzunehmen. So sind fast alle Heiden, die sich bei ihnen angesiedelt haben, Christen geworden. Gottes Wort ist eine Macht unter ihnen. Die Sanyam-Samaj (Enthaltsamkeitsverein) Mitglieder wachen darüber, daß der Trunk nicht Eingang findet. Kürzlich haben sie einen Ältesten (der selbst Sanyam-Samaj-Mitglied war) und mehrere andere Gemeindeglieder, die während einer Verlobung im Hause einer Taufbewerberin (Witwe) Reisbranntwein getrunken hatten, sofort aus der Gemeinde getan. Sie sind, bis sie ihre Schuld nicht bereuen und vor der Gemeinde bekennen, vom hl. Abendmahl ausgeschlossen worden und müssen beim Besuch der Gottesdienste ihren Platz hinten an der Tür einnehmen, und keiner reicht ihnen die Hand zum *Vishu sahay*-Grüße.

Auch in unserer Sanyam-Samaj-Arbeit haben wir das Ziel, viele unserer Christen dahin zu bringen, daß sie nach dem Grundsatz leben: Vertraue und gehorche! Die Arbeit ist nicht in allen Gemeinden so vorangegangen, wie man es gern gesehen hätte. Aber dort, wo Reiterstimm unter den Mitgliedern lebendig ist, wird gearbeitet. Bei meinem letzten Besuch in Bindukuri kamen vor dem Gottesdienste zwei Frauen und baten um Hilfe und Fürbitte für ihre innerste Not; frei wollten

Zensus der Kolmission

Verkünder des Wortes				Zahl der Christen				Zählung nach Stämmen							
Pastoren	Kandidaten	Katechisten	Welfeste etc.	Christenhäuser	Getaufte	Alte Taufvererber	Dies Jahr blinz. getommene Taufbew.	Konfirmierte	Hindu u. Bengali	Mohammedaner	Munda	Ho	Urao	Santal	Kharya
63	4	509	2119	24 321	140 330	1859	977	67 642	3 370	45	81 591	439	46 457	485	10 704

Wieviel Kirchen		Umzäunte Friedhöfe	Schulenzensus								In anderen Schulen u. auswärts								
Kacha (Lehm)	Pukka (Stein)		Gesamtzahl der Schulen	Hochschule		Mittelschule		Elementarschule		Lehrer		College	Hochschule		Mittelschule		Elementarschule		
				Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	männlich	weiblich		männlich	weiblich	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	
571	55	975	199	391	11	753	601	4863	2392	380	52	22	4	186	85	256	105	1274	641



Pastoren, die an der Glaubenskonferenz in Christanpara teilnahmen. Von links nach rechts: Past. Johann Mareiga, Past. Silas Horo, Miss. W. Nadsick, Past. Paulus Perti, Past. Ganuku Mini, Past. Johann Xirus, Miss. Borutta.



Glaubenskonferenz in Christanpara. Begrüßung und erste Ansprache.



Glaubenskonferenz in Christanpara 1939. Pastor Johann Mareiga spricht zu den Christen.

Chota Nagpur und Assam 1938

Ab- und Zugang																	
Rückfall ins Heidentum		Abgang			Zugang			Urs. gewand.		Im Gefäng.		Bewohnte Strassen	Kämpfer gegen den Druin	Wieviel Frauen lesen (inkl. Schüler)			
Getaufte	Taufvererber	zu den Römern	zu den Anglikanern	zu den Advertisten	von den Römern	von den Anglikanern	von den Advertisten	im Regierungs- dienst	für Lebens- unmerklich	Gebethungen dieses Jahres	Wieviel getriebene Raare überhaupt				Wieviel haben sich dies Jahr eine Nebenfrau genommen	wegen Selbst	sonst
184	16	131	33	11	69	65	8	145	1367	39	177	106	-	13	3769	7080	23 434

Liebestätigkeit				Besondere Ausbildung				Sonntagschulen				Bibelgesellschaft						
Hospitäler	Doktoren	Pflegerinnen	Wieviel Hilfestellungen	Theologie		Lehrberuf		Krankenpflege		Sonst		Zahl der Schulen	Schüler		Lehrer		Kolporteurs	Bibelfrauen
				männlich	weiblich	männlich	weiblich	männlich	weiblich	männlich	weiblich		Knaben	Mädchen	männlich	weiblich		
3	2	6	9547	8	-	9	10	-	8	57	1	452	6286	5878	640	77	-	11

sie werden von der Knechtschaft der Sünde, ein volles, freies Bekenntnis ihrer Schuld legten sie ab und im Glauben, Gebet und Fürbitte ergriffen sie es: Wen der Sohn freimacht, der ist recht frei.

Aus der Kathalguri-Gemeinde kam Kufhalmay, der erste Handwerker des Teegartens, auch ein Mitglied des Sanyam-Samaj, mit seiner inneren Not zu mir. Er hatte sich von den heidnischen Besitzern des Teegartens zu einer Sonntagsjagd verfolgen lassen. Auf einer Sandbank des Brahmaputra hatte die Gesellschaft zu einem Imbiß Halt gemacht. Kufhalmay hatte beobachtet, daß sie das mitgebrachte Zuckerwerk ihren Götzen geweiht hatten. Darnach hatten sie es gegessen und auch Kufhalmay davon gegeben. Und — er hatte davon genommen und ebenfalls gegessen. Nachher wurde es ihm erst klar, daß er damit ja seinen Heiland verleugnet und wider sein Gewissen gehandelt hätte. Seitdem stand er unter diesem inneren Druck: Du hast Gemeinschaft mit den Göttern gehabt. Ihm durfte ich sagen: „So wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er unsere Sünde vergibt und reinigt uns von aller Untugend. Aber wir dürften es nie mit der Sünde leichtnehmen, auch seine Sonntagseiheligung wiege schwer auf Gottes Waage.“ In aufrichtiger Demut suchte er des Herrn Gnade und Vergebung. In Jesu Namen durfte ich ihm sagen: „Dir sind deine Sünden vergeben, sei getrost und sündige hinfort nicht mehr.“

In unseren drei Glaubenskonferenzen, die wir in diesem Berichtsjahr hatten, haben wir uns ebenfalls bemüht, unsere Christen zu diesem Vertrauen und Gehorche, zu diesem Glaubensgehorsam, zu führen. Das Thema der diesjährigen Konferenz wird vielen unserer Christen unvergeßlich bleiben: „Unser König und seine Untertanen.“ Der ganze Reichtum des Philipperbriefes wurde uns bei der Behandlung dieses Themas neu enthüllt. Man könnte auch sagen: Die Untertanen unseres himmlischen Königs leben nach diesem Grundsatz: Vertraue und gehorche. Sie vertrauen und gehorchen ihrem himmlischen König. Welche Opfer unsere Christen für diese Glaubenskonferenzen bringen, mögen folgende Zahlen beweisen: Die Christanpara, Shagra, Shantipur, Tarajan und Goalpara-Christen hatten für die Christanpara-Glaubenskonferenz 280 Rs. und 45 Mds. (1 Md. = 80 Pfund) Reis gesammelt, um die erschienenen 900 Christen vier Tage zu bewirten. Dazu kommt, daß sie wochenlang vorher ihre Zeit und Kraft gegeben hatten, um die Konferenzhalle und die anderen Häuser für die vielen Gäste zu bauen. Und wenn das alles ohne Murren und mit Liebe und Freudigkeit geschieht, merkt man etwas von diesem heiligen Glaubensgehorsam.

Auch in unserer Schularbeit ist es im letzten Jahre etwas vorangegangen. Wir haben jetzt auf der Station in Tezpur 65 Schüler und Schülerinnen. Von diesen besuchen 20 die Hochschulen in Tezpur. Unser 1938 gebautes Hostel ist voll besetzt. Es fehlt uns ein Haus für den zweiten Lehrer. Außerdem haben wir Elementarschulen in Baithabhanga, Shagra-Shantipur, Dekoraibasti, Rajabhar und Raidangbasti. Die Lehrer werden von den Hauptfondsgeldern, die wir in den vorigen Jahren nach Chota Nagpur abführten, besoldet. An den Zentralfonds in Ranchi konnten nur 81 Rs. gefordert werden.

Das Vertrauen und Gehorchen müssen wir uns in dem vor uns liegenden Jahre besonders ins Herz schreiben im Blick auf den Kirchbau in Tezpur. Die Ziegelsteine dafür konnten wir schon im letzten Jahre fertigstellen, und zwar 100 000 für 700 Rs. Wir werden für den Kirchbau rund 3000 Rs. nötig haben. Die Sorge dafür ist allen Assam-Christen schon seit Jahren ans Herz gelegt worden. Hin und her haben sie es auch mit der Tat bewiesen, daß sie mithelfen, aber es liegt vor uns noch

ein hoher Berg. Wir bitten unsere Freunde, auch des Tezpur-Kirchbaus vor dem Herrn zu gedenken. Wir versammeln uns zu unseren Gottesdiensten noch immer in dem zuerst gebauten Schulhause. Aber der Raum ist längst zu klein geworden. Wir haben einen wundervollen Bauplatz auf dem Berge, der links von unserem Wohnhause am Brahmaputra liegt.

In der Arbeit unter den Frauen geht Karuna, die Frau des pensionierten Pastors Abriham in Chandmari im North-Kashimpur-Distrikt, weiter mit gutem Beispiel voran. Sie haben im letzten Jahre unter sich die Dankopfertäschchen eingeführt. Bei meinem letzten Besuch war es ihnen eine besondere Freude, mir den Inhalt dieser Täschchen für den Tezpur-Kirchbau zu übergeben. Dasselbe tat die Frauengruppe in Kadambasti, die von der Frau des Katechisten geleitet wird. Vertraue und gehorche! Diese Frauen haben nicht nur ihre regelmäßigen Bibel- und Gebetsstunden, sondern sie beweisen ihren Glaubensgehorsam auch mit der Tat. Drei junge Mädchen aus der Chandmari-Gemeinde sind in den vergangenen Monaten regelmäßig zu Pastor Abriham gekommen, um sich von ihm unterrichten zu lassen. Bei jeder Gelegenheit weisen wir darauf hin, daß diese Frauengruppen in jeder Gemeinde sein sollten. Es fehlen uns meistens die Frauen und Mädchen, die genügende Vorbildung für diese Arbeit unter ihren Schwestern haben. Hier in Tezpur versammeln sich die Frauen und Mädchen an jedem Mittwoch zu ihrer Bibel- und Gebetsstunde. Wenn ich auf der Station bin, halte ich ihnen diese Stunde, sonst leitet sie die Frau des Pastors Hanuth oder auch die Witwe unseres Pastors Lukas. Sobald Frau Missionar Borutta die Sprache beherrscht, wird sie die Leitung übernehmen können.

Für die jungen Männer und jungen Mädchen sind hin und her Abendschulen in den Gemeinden eingerichtet worden. Dort, wo die Katechisten eifrig sind, geht auch diese Arbeit voran. Ich sage ihnen immer wieder: „Eigentlich dürftet ihr nicht eher heiraten, als bis ihr Lesen und Schreiben gelernt habt.“ Am Schluß ihrer Kernstunde haben sie eine gemeinsame Andacht. Unser Ziel ist auch hier, daß in allen Katechistenchaften diese Abendschulen stattfinden sollten. Vertraue und gehorche.

Zum Schluß noch ein einzelnes Beispiel zu unserem Thema. Es handelt sich um unsern Katechisten Nainsuth. Dieser erzählte mir von seiner Verufung in die Assam-Arbeit. Er hatte in Govindpur sein M.C.-Examen gut bestanden und mußte dann nach Hause gehen, um mitzuhelfen, daß die Schuldenlast, die auf dem väterlichen Grundstück lastete, erleichtert würde. Er arbeitete mit seinen Brüdern sehr fleißig, aber alle Anstrengungen schienen vergeblich zu sein. Die Ernteerträge blieben schlecht. Nainsuth betete und bat den Herrn, ihm zu zeigen, was er tun solle. In seinem Herzen gewann er die Gewißheit, daß er sich für die Katechistenarbeit in Assam melden solle. Eines Nachts sah er im Traum ein Auto mit zwei Europäern. Sie winkten ihm zu, einzusteigen. Nainsuth folgte ihrer Einladung und fuhr mit ihnen von dannen. Vom Auto aus sah er, wie sein jüngerer Bruder und dessen Freund ihm nachliefen. Nainsuths Entschluß war nun gefaßt. Er versammelte seine Familienangehörigen und Verwandten, übergab ihnen seine Frau und die beiden Kinder und sagte, daß er nach Assam fahren würde, um als Katechist zu arbeiten; nach einem Jahr würde er wiederkommen und seine Frau und die Kinder nachholen. In Ranchi gab ihm Dr. Kerschis einen Brief für mich. In Kalkutta in der Sealdah-Bahnstation sitzend, mußte er vor innerer Erregung seinen Tränen freien Lauf lassen, er bat den Herrn, ihm Weisung zu geben, wieder nach Ranchi zurückzufahren, wenn es nicht sein Wille für ihn wäre, nach Assam zu fahren. Innerlich ruhig geworden, wurde er

wie von unsichtbarer Hand geleitet an den Fahrkartenschalter geführt. Er löste seine Fahrkarte und kam ohne Hindernisse in Assam in Vaithabhangā an. Er fand mich zu Hause und überreichte mir den Brief von Dr. Kerschis. Es wurde ihm zunächst Schularbeit übertragen und nach einem halben Jahr, nachdem Rainsukh am Katechistenkursus sich beteiligt und mit mir einige Aussprachen gehabt hatte, eine selbständige Katechistenarbeit in Bindukuri. Das seiner Familie gegebene Versprechen konnte er erfüllen und nach einem Jahr seine Familie nach Assam mitbringen. Er ist einer unserer treuesten Katechisten geworden. Man merkt in seinem Wandel den Glaubensgehorsam, dieses Vertraue und Gehorche. Selbst Sanyam-Samaj-Mitglied, arbeitet er tren und kämpft gegen den Trunk und die Unsitlichkeit. Nachdem er selbst den Herrn gefunden hat, haben andere durch ihn ihren Heiland und Erretter finden dürfen.

Trust and obey — vertraue und gehorche! Wir wollen es alle zu unserer Lösung im neuen Arbeitsjahr machen. Das walte Gott der Herr. W. A d s i c f

Aufruf zur Fürbitte.

Zur Zeit des Kriegausbruchs standen auf unserem Missionsfelde folgende Missionare und Missionschwester in der Arbeit: Präses Lic. Johannes Stosch in Ranchi, Wilhelm Radtke in Tezpur, Dr. Otto Wolff und Frau in Ranchi, Johannes Klimkeit mit Frau und Kind in Kinkel, Karl-Theodor Jellinghaus mit Frau und zwei Kindern in Ranchi, Helmuth Borutta und Frau in Tezpur, Schwester Auguste Fris in Sakarna, die Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt in Gumla und Schwester Irene Storin in Govindpur. Trotz aller Bemühungen haben wir von unseren Missionsgeschwistern aus Indien immer noch keine direkte Nachricht. Wir dürfen aber aus Nachrichten, die bei anderen Missionsgesellschaften vorliegen, annehmen, daß alle wehrfähigen Missionare (bis zum 50. Lebensjahr) interniert sind. Das würde für unser Missionsfeld bedeuten, daß die Missionare Präses Lic. Stosch und Radtke sowie alle Missionarsfrauen (darunter zwei durchgebildete Theologinnen) mit ihren Kindern und alle Missionschwester noch auf ihren Stationen sind. Wir geben diese Mutmaßung wegen ihrer Unsicherheit nur mit Vorbehalt weiter. Eins aber wissen wir sicher und gewiß, daß der Herr der Mission zu Seinen Verheißungen steht und alle Tage denen nahe ist, die ihn anrufen. Wir bitten darum alle unsere Freunde, unserer Missionsgeschwister und unseres Missionswerkes in herzlicher Fürbitte zu gedenken. Allen unseren Freunden, für die es eine Stärkung des Glaubens bedeutet, zu wissen, daß sie sich in einer großen Gebetsgemeinschaft befinden, schlagen wir eine bestimmte Zeit zu gemeinsamer Fürbitte vor. Schon seit Gofners Tagen findet in unserem Missionshause an jedem ersten Montag des Monats eine Missionsgebetsstunde statt. Wir knüpfen an diese ehrwürdige Sitte unseres Hauses an und bitten unsere Freunde, am Montag jeder Woche um 8 Uhr abends mit uns gemeinsam vor Gottes Angesicht zu treten und für unsere Missionsgeschwister, das Gofnersche Missionswerk in Indien und in der Heimat sowie für die deutsche evangelische Missionsarbeit in aller Welt zu beten.

L o f i e s.

Für den Inhalt verantwortlich: Missionsinspektor Lofies, Berlin-Friedenau.

Verlag der Gofnerschen Mission, Berlin-Friedenau.

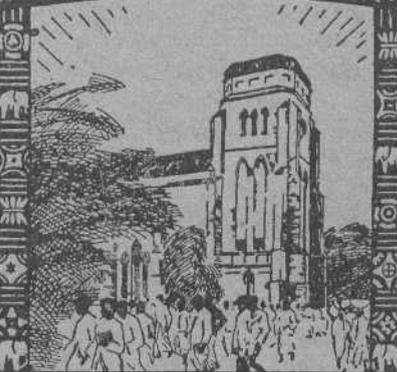
Postcheckkonto Berlin 7950 für die Gofnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin 17396.

Druck: Heinrich Beenten, Berlin C 2

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Monatsblatt der Gößnerschen Missionsgesellschaft

findet
die Biene auf
ihrem fluge viel/bringt
sie Ergiebiges von ihrem
weiten feld zurück/und
kann sie Köstliches daraus
berelten/so bringt sie es u.
fordert zum Danke auf u.
zum Preise des Herrn/
der es gegeben/dem der
Weinberg u. alles/mas
darinnen ist/gehört



findet
sie wenig oder
Nichts/ findet sie es
mager und kommt
leer zurück/so kann
sie auch nichts geben/
als etwa zum eifrigen
inbrünstigen Gebete
ermacken/daß der Herr
das feld mehr behauet
und Pflanztrege da
rauf fallen lasse

Der Herr/daß die Erndte und das ganze Arbeitsfeld/so wie die Ehre und
die Schande ist/wolle die geringe Arbeit der Biene segnen/an ihr selbst u.
an Allen/die von ihrer Arbeit etwas genießen werden. Amen/Joh. Gößner

Harre des Herrn!

Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft. Jes. 40, 31. (Monatspruch der Kirche.)

Harren ist mehr als Warten. Es ist ein Warten unter schweren Sorgen, unter großem seelischen Druck, in völliger Ungesicherheit und Ungewißheit dessen, was da kommt. So spricht der Pfalter von einem Warten von einer Morgenwache bis zur anderen. So wartet der Frontsoldat in einem Granattrichter des Bersfeldes auf Ablösung, so wartet ein ganzes Volk in Kriegs- und Notzeiten, daß sich sein Schicksal wende. So warten wir heute, von unserem Missionsfelde abgeschnitten, auf Nachrichten von unseren Missionsgeschwistern und Missionsgemeinden. Solches Warten zermürbt und zerbricht die Kraft.

In dieser Lage trifft uns nun das Wort des Propheten: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft.“ Nicht in eigener, sondern in der uns von Gott geschenkten Kraft vermögen wir selbst unter den schwierigsten Verhältnissen durchzuhalten und auszuharren. Der Mensch, der an seiner eigenen Kraft verzweifelt und im Glauben nach Gottes Hilfe ausschaut, wird mit göttlicher Kraft beflügelt, so daß er — wie es im Prophetenworte heißt — auffährt mit Flügeln wie ein Adler. Solche Kraft brauchen wir heute. Darum die Mahnung: Harre des Herrn!

Wer auf den Herrn harret, braucht um die nächste und fernste Zukunft nicht beunruhigt zu sein. Am Ziel und Ende unseres Weges steht Gott. An allem Weltgeschehen, mag es sich dabei um Krieg oder Frieden handeln, um Sieg oder Niederlage, ist Gott unsichtbar beteiligt. Gott hält alles in seinen Händen, auch uns. Allein ein solches Geborgensein in Gottes Hut und Gnade macht das Herz friedevoll. Solchen Herzensfrieden haben wir aber heute nötig, um trotz der Spannum

gen, in denen wir stehen, das uns anvertraute Werk weiterzuführen und den Missionsauftrag zu erfüllen, der bestehen bleibt bis an das Ende der Tage. Darum, liebe Missionsgemeinde: Harre des Herrn! Präge dir das Trostwort des Propheten ein: Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft. Bete und singe gemeinsam mit uns und dem frommen Sänger:

Und ob es währ't bis in die Nacht / und wieder an den Morgen, / doch soll
mein Herz an Gottes Macht / verzweifeln nicht, noch sorgen: / so tu, Israel rechter
Art, / der aus dem Geist erzeuget ward / und seines Gottes harret. . . .

Psies.

Lobe den Herrn, meine Seele.

Arbeitsbericht der Station Rajgangpur 1938—1939.

Es ist dies das letzte Mal, daß ich den Bericht über die Stationsarbeit in Rajgangpur schreibe. Ich tue es gern. Auch dieser letzte Bericht soll zeigen und bezeugen, daß Gott in seiner großen Güte uns hindurchgeführt hat, durch Tiefen und über Höhen, durch Licht und Schatten, durch Sorge und Not, durch Niedergeschlagenheit und durch Zeiten der Freude. So soll denn das Leitwort dieses Berichtes sein Psalm 103, 2: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!

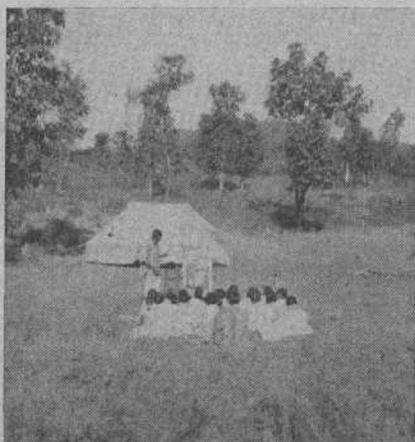
Sieben Jahre sind eine lange Zeit. Sieben Jahre hindurch durfte ich in Gangpur, in Bamra, in Bonai und in der Jharsuguda-Gemeinde mit dem Worte dienen — und viel Liebe empfangen. Es ist schon wahr, was Paulus in Römer 1, 12 schreibt — wir Missionare sind nicht nur die Gebenden, sondern auch die Empfangenden und zwar das reichlich. Und nun ist das Erstaunliche auch wieder hier, das gerade die ärmsten und einfachsten Menschen am meisten geben und auch geben können, weil sie unkompliziert sind, kindlich naiv, frei von aller Berechnung. Wer diesen Reichtum kennt, tauscht ihn nicht gegen den Reichtum dieses Zeitalters ein, der vergänglich ist und uns Freude vortäuscht, die doch keine Freude ist. Diesen Reichtum empfangen aber nur die, die das Empfangsgerät dafür haben, und dies gibt nur Gott. Hier liegt das große Geheimnis des missionarischen Erfolges Pauli und seine Kraftquelle, ohne die er nie und nimmer die gewaltige Arbeit hätte leisten können, die er geleistet hat. So geht es jedem Missionar auch heute noch. Entweder seine Arbeit ist lehrhaft, dann ist sie kraftlos, oder aber sie ist geistvermittelnd, dann wird der lehrhafte Teil seiner Arbeit kraftvoll — er segnet und wird gesegnet durch seine Gemeinde. Es ist etwas wundervolles um unsere Christen, wenn man es gelernt hat, in sie hineinzuschauen, nicht psychoanalytisch, sondern mit den Augen der Liebe Jesu. Wie wenig versucht der Außenstehende diese Menschen zu verstehen, in ihr Innerstes zu dringen. Wie oft geschieht es, daß man hört: „Diese Menschen interessieren mich nicht“, oder aber, wie ein Polizeibeamter mir einst sagte: „They are only wild beast!“, d. h.: „Sie sind nur wilde Tiere!“ — Und doch sind es Menschen mit den gleichen Empfindungen wie wir. Lust und Unlust, Schmerz und Freude, Liebe und Haß, Schuld und Sünde peitschen auch sie durch dieses Leben hindurch, mit Schuld verhaftet, bis auch sie durch das Lösegeld Christi hindurchdringen dürfen zur Freiheit der Kinder Gottes. Das dauert lange, und der Missionar wird sehr klein, wenn er vielleicht zuerst gedacht hat: Wenn wir aus Werk erst gehen — so wie es in dem bekannten Liede Zinzendorfs heißt. Jesus hat uns nicht umsonst das Gleichnis von der langsam selbstwachsenden Saat Mark. 4, 26—29 erzählt. Wohl mehr zur Stärkung und

Aufrichtung seiner Mitarbeiter aller Zeiten, als nur zur Feststellung einer Tatsache. So muß ich auch hier wieder sagen: Unsere Christen sind keine Engel, die mit gefalteten Händen, psalmen singend einhergehen — sondern Menschen, die kämpfen: die einen siegen, die andern werden besiegt; die einen stehen fest, die andern fallen, fallen und stehen wieder auf — und das wird so bleiben bis zum Tage der großen Ernte, an welchem Gott der Herr allein entscheiden wird. Daß es so ist, macht allein die Arbeit wert, daß sie getan wird. Wir sehen, daß der Geist Gottes sie treibt — hinein in die Unruhe des aufgeweckten Gewissens, hinein in den Kampf, zu dem sie berufen sind, entweder zu leben oder zu sterben — das steht aber allein bei Gott. So sind wir Missionäre in diesem gigantischen Kampfe des Geistes nur Rufer, Helfer und Mahner. Wir haben nur eine Botschaft auszurichten, die heißt: Haltet aus, es lohnt sich! Röm. 8, 18.

Das letzte Jahr, über das ich berichten will, war ein Jahr der Abrechnung. Man rechnet mit sich selbst ab und steckt das Endergebnis besser in die Tasche, so daß es niemand sieht — umsonst hat uns Jesus nicht gelehrt: Wenn Ihr alles getan habt, was ich Euch befohlen habe, dann sprecht: wir sind unnütze Knechte! Wenn man zurückblickt, dann merkt man, was man in den vergangenen Jahren noch viel mehr hätte tun können und müssen. Es hat einmal einer gesagt: „Nicht das, was wir getan haben, wird uns am meisten einst vor Gott verklagen, sondern das, was wir nicht getan haben.“ Die Rechnung mit sich selbst stimmt meistens, wenn man ehrlich ist; die Rechnung über die Arbeit zu legen ist deshalb schwierig, weil Gott allein es ist, der die Herzen der Menschen erforscht und es unsere missionarische Erfahrung ist, daß wir da, wo wir uns viel Erfolg versprochen, enttäuscht werden und dort, wo wir meinten, es sei vergebens, oft die schönsten Früchte sehen. Darum will ich kein Urteil fällen, sondern nur berichten.

Gangpur war auch in diesem Jahr in vermehrtem Maße Sorgenkind der Kirche. Der Widerstand gegen die Steuerforderungen des Staates wurde immer heftiger, obwohl wir uns alle Mühe gaben, die Menschen von der Unsinnigkeit ihrer Ideen abzubringen. So mußte der Kirchenrat in Ranchi eingreifen, und selbst Herr Präses Stofsch war zweimal in Gangpur, um zu vermitteln — ohne Erfolg. Dann sind zwei Vertreter des Kirchenrates in jede Gemeinde gereist, um die Menschen zu überzeugen, leider umsonst. All unsere Mühe, unsere Christen vor den Folgen ihrer Taten zu bewahren, brachte uns nur Haß und Mißverstehen ein. Wir haben volles Verständnis für die Notlage des indischen Bauern und wünschten von Herzen, daß die englische Regierung etwas für sie tun könnte — aber die Art und Weise, wie diese Menschen ihr Recht verfechten, kann sich keine Regierung gefallen lassen. Da ich selbst in Verdacht stand, unsere Christen in ihren Bestrebungen zu unterstützen, durfte ich aus missionspolitischen Gründen nicht in diesen Gemeinden reisen, sondern mußte diese Arbeit den eingeborenen Pastoren überlassen, so leid es mir auch tat. Daß in Zeiten politischer Wirren das geistliche Leben in den Gemeinden naturgemäß zurückgeht, nimmt niemand wunder. Was wir aber jetzt für Schaden erachten, kann Gott zum Segen gestalten — vielleicht will Gott seine Gemeinden in Gangpur, durch die nun in Gang gekommenen Strafmaßnahmen der Regierung, reinigen. Viele werden abfallen, welche sich von der Mission Hilfe in ihren politischen Forderungen versprochen und nun enttäuscht sind. Der Rest wird um so besser sein. Obwohl die Christen der englischen Mission und auch die der katholischen zu ungefähr 50 Prozent an dieser Bewegung beteiligt sind, werden nur unsere lutherischen Christen als die allein Schuldigen erklärt. Die Bewegung in Gangpur ist nur eine Teilbewegung, denn beinahe in allen Provinzen Indiens sind die Bauern rebellisch geworden.

Bilder aus der Missionsarbeit



Zeltmission

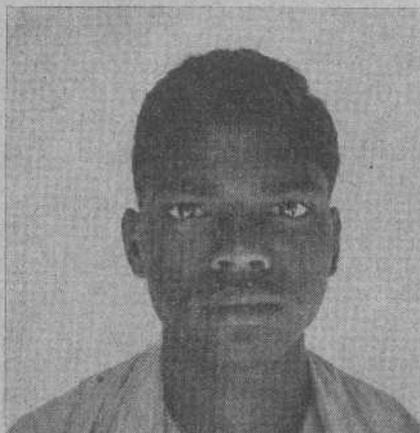


Heidnischer Frau

Die Bewegung in Gangpur hat ihre Wirkung auf die angrenzenden, auch sehr kleinen Staaten nicht verfehlt. In Vamra und auch in Vonaï haben die Rajas sofort mit der seit Jahrhunderten bestehenden Fronarbeit, die die indischen Bauern leisten mußten, aufgehört. Es ging wie ein Aufatmen durch diese Staaten, und mit großer Freude haben die Bauern diese Erleichterung ihres Daseins hingenommen.

Damit komme ich auf unsere spezielle Missionsarbeit in Vamra. Obwohl Gangpur-Christen versuchten, unsere Vamrachristen mit in diese Bewegung hineinzuziehen, ist es ihnen doch nicht gelungen. Nach wie vor sind dort unsere Christen dem Staate gehorsam und sind auch sonst willig, den Anordnungen ihres Missionars zu folgen. Noch zweimal, im Dezember und im März, reiste ich durch die Gemeinden und hielt Umschau. War das Gemeindeleben, wie auch das geistliche Leben etwas besser geworden oder nicht? Das war die Frage, die ich mir stellte. Ich darf mit Dank im Herzen gegen Gott sagen: ja, meine Arbeit ist nicht umsonst gewesen. Was fand ich vor? Gemeinden, die vernachlässigt und fast tot waren. Die Christen unterschieden sich kaum von den Heiden, die um sie herum wohnten. Heute? Jede Gemeinde ist Licht und Salz. Nicht quantitativ, sondern qualitativ. Das Äußere der Christen hat sich geändert, sie halten auf sich und sind sauber. Heute sieht man wohl, wer von ihnen Christ und wer Heide ist. Das geistliche Leben in den Gemeinden ist da. In jeder Gemeinde ist der Kirchenbesuch über den Durchschnitt, und Sonntagsschule, Frauengebetsvereine und Männergebetsvereine sorgen dafür, daß man nicht nur des Sonntags Gottes gedenkt, sondern sie lernen in Ihm zu leben, zu weben und zu sein. Früher war der Gemeindegesang jämmerlich — heute? Frisch und froh singen sie ihre Lieder. Ist es deshalb ein Wunder, wenn ich durch Gottes Gnade viele Menschen taufen konnte, denen die Gemeinde Salz und Licht geworden war? Dies ist nicht mein Verdienst, noch meine Arbeit gewesen, sondern allein die Tat Gottes durch seine Gemeinde. Jeder Platz, den ich besuchte, war ein Zeugnis Gottes, der durch schwache Menschen, die er mächtig machte, sein Reich in den Herzen der Menschen gebaut hat

in Gangpur, Bamra und Bonai.



Christlicher Munda



Die Kirche in Rajgangpur im Weihnachtschmuck

und weiterbaut. Und jedes Dorf, das um einen Lehrer bat, beschämte mich tief, weil Gott seinen Segen nicht spendet nach unserm Dasein, sondern unser bloßes Dasein genügt ihm, seine Herrlichkeit zu offenbaren. So ist die Missionsarbeit in Bamra ein Zeugnis der Herrlichkeit Gottes, das uns einerseits unsere völlige Unfähigkeit, bedingt durch sprachliche Gebundenheit, wie auch menschliche Schwachheit gegenüber einer völlig andern Begriffswelt, sehr deutlich vor Augen führt, auf der andern Seite aber unsere Herzen dankbar schlagen läßt, weil dieser Machtbeweis Gottes außer uns liegt. Auch unsere Schule in Bamra macht viel Freude. Der Schulinspektor des Staates hatte sich in einem seiner Berichte sehr lobend ausgesprochen und unserem jungen Lehrer Nuas Munda das Zeugnis des Fleißes und der Intelligenz ausgestellt. Solche Berichte und noch dazu aus der Feder eines heidnischen Schulinspektors sind selten. Mit schwerem Herzen habe ich von meinem geliebten Bamra Abschied genommen.

In der Regenzeit des Jahres 1938 habe ich auf der Station zwei Gemeindegelieferte Kurse durchgeführt. Einen für Rajgangpur und einen für Bamra. Beide Kurse waren gut besucht und gesegnet.

Fernerhin konnte ich mich mehr um die Schulkinder kümmern, und ich freue mich, daß ich es getan habe. Es war eine wunderschöne Arbeit durch die Monate hindurch bis zum Weihnachtsfest. Es war dies der Abschluß der Arbeit an den Herzen der Kinder. Kann eine solche Arbeit einen besseren Abschluß finden als durch eine Weihnachtsfeier? Wie strahlten die Augen der Kinder im Glanze der Weihnachtslichter, als sie das, was sie gelernt hatten an Bibelsprüchen, Katechismus und Liederverse, der Gemeinde sagen durften. Wenn die Missionsfreunde in der Heimat nur hätten sehen können, welche Freude die kleinen Gaben in den Herzen der Kinder erweckt hatten, dann wäre sicher der Jubel der Kinder auf sie übergesprungen, und sie hätten mit eingestimmt in den Schlußgesang: O du fröhliche, o du selige, guadenbringende

Weihnachtszeit! Wenn wir auch viel Sorge und Leid durch die Hartherzigkeit der Christen in Gangpur hatten, die Liebe der Kinder hat alles wieder gutgemacht. Möge der Herr sie segnen, diese Kinder mit den großen, schwarzen, fragenden Augen!

Auch die Arbeit des Frauenvereins in Rajgangpur, den meine liebe Frau leitete, fand in einer Weihnachtsfeier ihren Abschluß. Wie wichtig war doch auch diese Arbeit; denn gerade die Frauen sind es, die, wenn sie einmal von Gotteswort erfaßt sind, zum Segen der Gemeinde werden, und nicht selten haben wir die Erfahrung gemacht, daß es die Frauen sind, die der Gemeinde den letzten Halt geben, wenn die Männer versagen.

Der Abschied von Rajgangpur war einfach. Das Leid um die Gangpurgemeinden war zu groß, als daß es hätte durch oberflächliche Abschiedsreden und Verherrlichung menschlicher Arbeit, wie es die Inder so gern tun, verwischt werden können, zum anderen machte auch der Ernst der Situation eine klare und feste Stellung meinerseits unbedingt notwendig. Am Abend vor unserer Abreise kamen die Mädchen und Knaben, um noch einmal uns zu sehen — dann, am 10. März, trug uns der Zug hinab in die Tiefebene von Bengalen, Kalkutta zu.

F. Sch ul z e, zur Zeit auf Urlaub in der deutschen Heimat.

Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für.

Jahresbericht über die Arbeit auf dem Missionsfelde für das Jahr 1938/39.

Für die autonome Evangelisch-Lutherische Gohner-Kirche in Chota Nagpur und Assam hat das Arbeitsjahr 1938 eine entscheidende Bedeutung. Es hatte sich in den Jahren seit dem letzten Kriege gezeigt, daß die ihrer Verfassung nach selbständige Missionskirche unter dem Volke der Kolz noch sehr der autoritären Führung durch die deutschen Missionare bedurfte. Sie wurde mit den verschiedensten Fragen der Kirchenleitung, der Ausbreitung des Evangeliums in der heidnischen Umwelt und der finanziellen Selbständigkeit allein nicht fertig. Sie bedurfte vor allem der geistlichen Stärkung und Vertiefung ihres Glaubenslebens. Diese Selbsterkenntnis fiel der Kirche nicht leicht; sie mußte ihr durch die Missionare in unfäglicher, zermürbender Geduldsarbeit zum Bewußtsein gebracht werden. Endlich kam es dahin, daß die Missionskirche, die ihrer Verfassung nach einen Inder zum Präsidenten hatte (Daud Kujur), sich vom Kuratorium der Gohnerischen Missionsgesellschaft Präses Lic. Stosch für eine länger befristete Zeit zum Leiter der Kirche erbat. Das Kuratorium stimmte diesem Wunsche freudig zu. Am 5. Januar 1938 reiste Präses Lic. Stosch nach Indien aus, wo er am 11. Februar in Ranchi eintraf. Vom 26.—31. März fanden dann die Missionskonferenz und die Generalsynode des Jahres 1938 statt. Auf dieser Synode übernahm Präses Lic. Stosch die Präsidentschaft der Kirche mit besonderen Vollmachten auf fünf Jahre. Ferner wurden auf dieser Tagung die Fragen der Einführung des Bischofsamtes und einer Neuordnung des Verhältnisses zwischen den Missionaren und der Kirche (Agreement) durchberaten. Es wurde beschlossen, diese Fragen auf die Tagesordnung der nächsten Generalsynode zu setzen, nachdem sie auf dem Missionsfeld selbst und mit dem Kuratorium in Berlin durchberaten waren. Der alte Kirchenpräsident Daud Kujur wurde stellvertretender Präsident. Die Kassenverwaltung der Kirche befehlt Missionar Radtsch, während zum Sekretär des Kirchenrates der Hauptlehrer Nathanael Topono neu gewählt wurde.

Die Stationierung der Missionare war im Jahre 1938 wie folgt geordnet:

1. Lic. Stosch — Präsident der Kirche mit besonderen Vollmachten und Präses der Missionare;
2. Missionar Radtsch — Leiter der Mission in Assam;
3. Missionar Kerschis — Leiter des Theologischen Seminars und Kassierer der Missionare;
4. Missionar Dr. Wolff — Direktor der Missionshochschule in Ranchi;
5. Missionar Klimkeit — Stationsmissionar und Kreispfarrer in Kinkel, Leiter der Missionsarbeit in Jaspur;
6. Missionar Schulze — selbständiger Organisator der Missionsarbeit in Gangpur, Bamra und Banai;
7. Schwester Auguste Fritz und Schwester Hedwig Schmidt — Missionschwestern in Sakarma;
8. Schwester Anni Diller — Missionarin in Purulia;
9. Schwester Irene Störin — Leiterin der gesamten Mädchenschularbeit auf den Stationen (außer Ranchi) mit dem Sitz in Govindpur;
10. Frau Dr. Wolff — ordentliche Lehrkraft am Theologischen Seminar und an der Missionshochschule.

Der Einsicht entsprechend, daß die Kirche nichts dringender bedurfte als der Begründung und Vertiefung in Gottes Wort, stand das Arbeitsjahr 1938 auf unserem Missionsfelde in Chota Nagpur und Assam im Zeichen der Bibelzeiten. So fand im Mai 1938 in Ranchi ein stark besuchter Katechistenkursus statt, der von Präses Lic. Stosch, Missionar Kerchis und dem Pastor Silo Ziga betreut wurde. Fast zur gleichen Zeit wurde ein Bibelfrauentkursus in Takarna abgehalten, an dem die Missionschwester Auguste Frits, Anni Diller, Hedwig Schmidt und der Pastor Suleman Kulla mitwirkten. Vom 8. bis 28. September Pastorenkursus in Ranchi, vom 3. bis 15. Oktober Katechistenkursus für die Uraun-gemeinden in Gumla, beide unter der Leitung von Präses Lic. Stosch. Missionar Kadtsch veranstaltete in Assam im Juli einen Bibeltkursus für Katechisten und eine Freizeit für Pastoren und Katechisten im Oktober. Auch in zwei einzelnen Distrikten führte er kurze Bibellehrgänge („Bibelklassen“) für Katechisten durch. Dazu kamen drei große sog. „Glaubenskonferenzen“, kurze Freizeiten, zu denen eine Anzahl benach-barter Gemeinden zusammenkamen. Missionar Schulze veranstaltete in Rajgangpur zwei Gemeindehelfer-kurse, einen für den Staat Rajgangpur und einen für den Kleinstaat Bamra, ebenso Missionar Klimkeit einen Katechistenkursus für den Kinkeler Kirchenkreis, für Jaspur, Kondra und Kubitoli auf der Station Kinkel. Alle diese Lehrgänge und Freizeiten waren stark besucht und von innerem Leben erfüllt.

Auf dem Gebiete der Frauenarbeit wurde im Arbeitsjahr 1938 ein ganz neuer, bedeutender Anfang gemacht. Die Missionschwester Anni Diller und Hedwig Schmidt siedelten zum 1. Oktober nach Gumla über und eröffneten dort die sog. Tabita-Schule, eine Schule für junge Mädchen aus dem ganzen Kirchengebiet, die in einem zweijährigen Lehrgang für den Dienst in der Gemeinde, in Haus und Familie geschult werden sollen. Mit 12 auswärtigen und einer Anzahl ortsanfänger Schölerinnen begann der erste Lehrgang, den Präses Lic. Stosch selbst eröffnete. Diese Arbeit war durch zwei Distriktsreisen der beiden genannten Schwestern vorbereitet und den Gemeinden nahegelegt worden. Es scheint, daß dieser Arbeits-zweig das volle Verständnis nicht nur der christlichen Frauen, sondern auch des Kirchenrats und der Generalsynode gefunden hat. Auf der Tagung des Jahres 1939 übernahm die Generalsynode (Maha-sabha) für die Tabita-Schule in Gumla die Patenschaft.

Erfreulich war im Jahre 1938 der Aufschwung der Missionshochschule in Ranchi. Nur wenige Jahre vorher stand die unter der Leitung eines Inders in ihren Leistungen zurückgegangene Schule vor der Gefahr der Schließung durch die indische Schulbehörde. Eine Revision der Schule durch den Schulinspektor am 27./28. Juni 1938 ergab solch günstige Resultate, daß sie wieder als erstklassig in die Gruppe A ein-gegliedert wurde. Das Examensergebnis im April 1938 gestaltete sich so, daß 65 Prozent der Schüler die Abschlußprüfung bestand, während z. B. die englische Hochschule nur 35 Prozent aufzuweisen hatte: das beste Examen seit vielen Jahren. Diese Emporentwicklung unserer Missionshochschule ist im besonderen der aufopferungsvollen Arbeit des Missionars Dr. Wolff und seiner Frau zu danken.

An Spannungen, Schwierigkeiten und Nöten persönlicher und sachlicher Art hat es im Arbeitsjahr 1938 nicht gefehlt. Finanziell hätte die Arbeit überhaupt nicht durchgeführt werden können ohne die selbstlose Unterstützung des Lutherischen Weltkonvents durch seinen amerikanischen Zweig, dessen Vertretern Dr. Long und Dr. Knobel sowohl die Göttersche Mission wie die Kolskirche zu tiefem Danke verpflichtet sind. Soziale Unruhen im Staate Rajgangpur, sachliche Gegensätze zwischen Missionaren und führenden Män-nern der Kirche und gegen Ende des Jahres die Frage, ob amerikanische Missionare neben die deutschen treten sollten, beunruhigten die Gemeinden und drängten auf eine grundsätzliche, reife Klärung der Lage und eine echte Lösung aller strittigen Fragen hin. Dies erfolgte auf der Generalsynode des Jahres 1939, die kurz nach der Weltmissionskonferenz in Tambaram und der Tagung der lutherischen Missionen in Frankfort vom 14.—21. Januar in Ranchi stattfand. An ihr nahmen die Mitglieder der deutschen Delegation zur Tambaram-Konferenz, die Missionsdirektoren D. Knak und D. Jhmels, als Gäste teil. Sie berichteten in einer Vollversammlung über ihre Erfahrungen auf der Weltmissionskonferenz, wohnten den Aussprachen der Missionare in der Missionskonferenz bei und bezeugten im Gange der Verhandlungen der Generalsynode ausdrücklich, daß zur Zeit für den Dienst in der Kolskirche keine anderen als deutsche Missionskräfte zur Verfügung stünden. Ihre Anwesenheit erwies sich für die Klärung der sachlichen und persönlichen Fragen als dankenswert und fruchtbar. So schloß die Generalsynode zu Beginn des Jahres 1939 das vorausgegangene Arbeitsjahr damit ab, daß das Verhältnis der Missionare zur Kirche durch eine Aenderung des Agreement neu geordnet und damit die autoritäre Stellung der Missionare innerhalb der Kirche gestärkt wurde. Für die Missionshochschule wurde eine neue Konstitution angenommen. Der eben auf dem Missionsfelde eingetroffene Missionar Karl-Theodor Jellinghaus wurde zum Kassierer der Kirche gewählt, ein gutes Zeichen für das Vertrauensverhältnis der Kolsgemeinden zur deutschen Mission. Vor allem wichtig aber war die Einführung einer Arbeitsordnung für die Pastoren, die die schrittweise geistliche und finanzielle Vervollständigung der Gemeinden regelte. Die Bischofsfrage wurde erneut auf die nächst-jährige Generalsynode vertagt. Nathanael Topono verblieb in seiner Stellung als Sekretär der Kirche, während die Zuwahl eines Assistent-Präsidenten zurückgestellt wurde. Auf's ganze gesehen, durfte dieser Abschluß einer ganzen Jahresarbeit unsere Herzen nur mit tiefem Dank erfüllen. Der Herr der Mission gab zu den schwachen, unzulänglichen und schuldbollen Bemühungen seiner Diener seinen Segen.

Zur Statistik des Jahres 1938 seien folgende wichtigste Zahlen mitgeteilt. An der Gohrnerischen Koll-firche standen neben den Missionaren in der Arbeit: 63 Pastoren und 4 Kandidaten, 509 Katechisten, 380 Lehrer, 52 Lehrerinnen, 2 Ärzte (Indier), 6 Pflegerinnen und 11 Bibelfrauen. Die Zahl der Be-taufnten betrug insgesamt (einschließlich der Taufbewerber) 143 166.

An Personaländerungen im Jahre 1938 auf dem Missionsfelde und in der Heimat ist folgendes zu berichten: Am 6. Juli 1938 starb Missionar John, der sich vor allem nach dem Kriege um den Neu-ausbau unserer Arbeit hoch verdient gemacht hat. Ende Oktober des vorigen Jahres wurde auch der frühere hochbetagte Kirchenpräsident Johann Topno heimgelufen. In der Heimat haben wir die Verluste unseres langjährigen Kuratoriumsmitgliedes, Generalsuperintendent D. Haendler, und unserer früheren Missions-schwester Anna Lucas zu beklagen. Vom Missionsfelde mußte Schwester Dori Radfick wegen Erkrankung an Tuberkulose zurückgerufen werden. Auf Heimaturlaub kehrten zurück die Missionsgeschwister Schernat und Schiede. Neu ausgesandt wurden Missionspräses Lic. Stosch im Januar 1938 und die Missions-geschwister Borutta und Tellinghaus, die am 19. November nach Indien ausreisten. Als neuer Mitarbeiter in der Heimatearbeit trat Vikar Willy Heß ein, der am 11. Dezember für den Missionsdienst in der Heimat ordiniert wurde. In das Kuratorium der Gohrnerischen Missionsgesellschaft wurden als Mitglieder neu gewählt die Pastoren Pech, Dr. Böhm und Lic. Holsten.

L o k i e s.

Letzte Nachrichten.

1. Endlich ist eine direkte Nachricht aus Indien im Missionshause eingegangen, und zwar ein Brief unserer Missionschwester Anni Diller an eine ihr nahestehende Freundin, die ihn uns zusandte. Es handelt sich um einen Luftpostbrief vom 14. Oktober aus Gumla. Er lautet im Auszuge:

„Wir hatten geglaubt, daß alle Fäden mit Deutschland seit dem Kriege zerrissen seien, kamen doch alle unsere Briefe zurück. Als der Krieg ausbrach, hatten wir eben das zweite Examen unserer Mädchen hinter uns, und wir gedachten acht Tage Ferien zu machen, aber die Tage waren alles andere als Ferien im Gedanken an unser armes Vaterland. Hier wurden unsere Missionare noch in derselben Nacht, als der Krieg proklamiert worden war, interniert, erst in ihren Häusern, d. h. unsere Missionare in Ranchi wurden alle ins Haus von Präses Stosch gebracht, wo sie polizeilich bewacht wurden. Wir ruhten nicht, was man mit uns machen würde, bis wir hörten, daß man uns Frauen nicht internieren würde — vorläufig nicht. Wir haben diese Nachricht zuerst nicht begrüßt, dünkte es uns doch leichter zu sein, mit unseren Brüdern in die Gefangenschaft zu gehen. Als wir aber die große Trauer unserer Mädchen und verschiedener anderer sahen, da haben wir allmählich danken gelernt, daß wir noch in Freiheit sind und unsere Arbeit noch ungestört fortsetzen können. D. h. es ist uns unterlagt, irgendwohin zu reisen ohne ganz besondere Erlaubnis der Polizei. Wir kamen aber um die Erlaubnis ein, nach Kollibera für die Weihnachtsferien gehen zu dürfen, um ganz in die Stille zu kommen, nach den mancherlei Aufregungen und Arbeit der vergangenen Monate. Man hat uns dies freundlichst gestattet. — Noch bekamen wir unser monatliches Gehalt, aber es wird wohl anders kommen. Aber sorgt Euch bitte nicht um uns. Wir haben es noch gut, und wir wissen für die Zukunft, daß kein Haar von unserem Haupte fallen wird ohne den Willen unseres himmlischen Vaters. In seinen allmächtigen Schutz befehlen wir auch Euch immer wieder.“

Nach diesem Brief wurden also alle unsere Missionare, auch die ihrem Alter nach nicht mehr wehr-fähigen, interniert.

Wir freuen uns, unseren Freunden wenigstens diese Nachricht weitergeben zu können, obwohl sie noch viele Fragen, die uns auf dem Herzen liegen, offen läßt.

Von unserer Seite haben wir die treuhänderische Fürsorge für unser indisches Missionsfeld und unsere Missionare durch Vermittlung des Lutherischen Weltkonvents dem schwedischen Bischof Sandegren in Madras (Südbindien) übertragen, mit dem wir schon bisher in freundschaftlicher Zusammenarbeit standen.

Laßt uns in der Fürbitte für unsere Missionsgeschwister, für die Arbeit der deutschen evangelischen Mission in der ganzen Welt und in der Bitte füreinander treu ausharren. Auf Anregung von Freunden haben wir die Anregung weitergegeben, an jedem Montag der Woche, abends 8 Uhr, der hart be-drängten deutschen evangelischen Mission und im besonderen unserer Brüder und Schwestern in Indien zu gedenken.

„Der Herr ist nahe allen denen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen.“

2. In der Nacht vom 14. zum 15. November wurde unser langjähriges Kuratoriumsmitglied, Generalsuperintendent D. Bits, nach kurzer Krankheit heimgelufen. Gott, der Herr, lasse sein Gedächtnis in seinem früheren Kirchensprengel, der Neumark und Niederlausitz, und in unserm Freundeskreis gesegnet bleiben.

L o k i e s.

Für den Inhalt verantwortlich: Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau.

Verlag der Gohrnerischen Mission, Berlin-Friedenau.

Postcheckkonto Berlin 7950 für die Gohrnerische Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin 17396.

Druck: Heinrich Beenten, Berlin C 2

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

findet
die Biene auf
ihrem fluge viel/bringl
sie Ergiebige von ihrem
weiten felde zurück/und
kann sie Köstliches darau
berelten/so bringt sie es u
fordert zum Danke auf u
zum Preise des Herrn/
der es gegeben/dem der
Weinberg u. alles/ was
darinnen ist/gehört



findet
sie wenig oder
Nichts/ffindet sie es
mager und kommt
leer zurück/so kann
sie auch nichts geben/
als etwa zum eifrigen
inbrünstigen Gebete
empecken/daß der Herr
dasfeld mehr bethau
und Pfling/tregen da
rauf fallen lasse

Der Herr/daß die Erndte und das ganze Arbeitsfeld/so wie die Ehre und die Schande ist/wolle die geringe Arbeit der Biene segnen/an ihr selbst u./an Allen/die von ihrer Arbeit etwas genießen werden. Amen/Ioh. Goßner

Ich bin bei euch!

Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende. Matth. 28, 20.
(Monatspruch der Kirche.)

Ueber diesem Worte des auferstandenen Herrn liegt die Weihe des Sakraments. Der Herr übergibt seinen Jüngern, ehe er von ihnen scheidet, das köstlichste Abschiedsgeschenk: die Gnadengabe seiner ewigen Gegenwart und die Möglichkeit, mit ihm Gemeinschaft zu haben, auch wenn er ihren leiblichen Augen entschwindet, um fortan die ihm von seinem Vater übertragene Herrschaft im Himmel und auf Erden auszuüben. Es ist nicht das erstemal, daß der Herr von der Gemeinschaft seiner Jünger mit ihm als von dem Kernstück unseres christlichen Glaubens redet. Wir entsinnen uns des Wortes: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“; wir entsinnen uns seiner an alle ohne Ausnahme gerichteten Einladung, zu ihm zu kommen und in ihm Trost und Frieden zu finden. Christus hat für seine Gläubigen kein neues Gesetz aufgestellt; nur eins hat er ihnen für die Entfaltung ihres persönlichen Lebens und für den Dienst in seinem Reiche zur Bedingung gemacht: das Bleiben und Verharren in seiner Gemeinschaft. Das ist das sanfte Joch, das er seiner Jüngerschaft zumutet. In dem Bild von dem Weinstock und den Reben hat dieses sein dringlichstes Anliegen einen vollkommenen Ausdruck gefunden: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“ Von dieser Lebensgemeinschaft, die das Herzstück unseres Glaubens ist, hat aber der Herr nicht nur geredet, sondern er hat sie auch durch die Einsetzung des Heiligen Abendmahls vollziehbar gemacht: Unter Brot und Wein gibt er sich seinen Gläubigen selber, unter Brot und Wein erfährt die gläubige Gemeinde seine ewige Gegenwart.

Es ist das letzte Mal, daß der Herr in dem Kreise seiner Jünger sichtbar erscheint. Eine sakramentliche Stille umfaßt die kleine Schar. Der Zeichen und Mittel bedarf es nicht: der Gefreuzigte, dessen Tod das gebrochene Brot und der vergossene Wein verkünden, steht — die Male des Todes noch an seinem verklärten Leibe tragend — als der Auferstandene und Lebendige mitten unter ihnen:

eine Sakramentsgemeinde einmalig in ihrer Art. Nur kurze Zeit noch, dann wird der Herr als der König aller Gewalten in seine verborgene, unsichtbare Herrlichkeit eingehen. In demselben Augenblick aber werden sich auch hier auf Erden die Füße seiner Jünger und Apostel in Bewegung setzen — auf den Straßen der Welt, und sie werden nicht eher zur Ruhe kommen, als bis die Weltgeschichte durch den, der der Herr der Welt und der Geschichte ist, zu ihrem Ende kommt. Ganze Generationen von Christen werden ins Grab sinken, ehe der Auftrag des Herrn erfüllt ist. Die Sendboten Jesu werden durch Kampf und Verfolgung, durch Not und Tod hindurchschreiten müssen. Sie bleiben ja in der Welt und damit auch in der Anfechtung. Und so werden sie versucht werden allenthalben und oft auch in Sünde und Schande fallen. Aber wohin sie auch kommen und was sie auch alles durchleben und durchleiden mögen, überall wird sie die Verheißung ihres Herrn begleiten, daß er bei ihnen bleiben werde alle Tage. In der Gemeinschaft mit ihm, dem gegenwärtigen Herrn, werden sie dann die Vergebung ihrer Sünden und damit auch immer wieder aufs neue die Kraft und Freude empfangen, sein Werk zu treiben unverzagt.

So ist am Schluß des Matthäus-Evangeliums, in dem sogenannten Missions- und Taufbefehl des Herrn, nicht nur von dem einen Sakrament, der Taufe, die Rede, sondern auch von dem Sakrament des Altars, das die ewige Gegenwart (Realpräsenz) des gekreuzigten und auferstandenen Herrn zur Voraussetzung hat. Diese wird uns durch kein anderes Herrenwort so kräftig zugesichert und zur Gewißheit gemacht, wie durch dieses letzte, das Matthäus, der Evangelist, dem Herrn in den Mund gelegt hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“

Dieses Wort, es gilt auch für uns und unsere Zeit. In festem Glauben daran wollen auch wir in des Herrn Auftrag des Herrn Werk tun. Lofies.

Nun danket alle Gott!

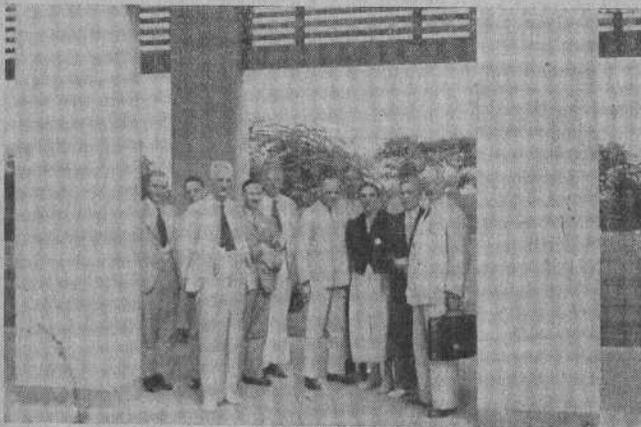
Jetzt sind wir in Indien. Sechs Wochen hat unsere Reise gedauert. Doch die Fahrt war so schön, daß meine Frau und ich nicht einen Tag der langen Ueberfahrt missen möchten. Es war eine schöne Zeit! Diese Tage haben unser Leben reicher gemacht. Alle die Schönheit Himmels und der Erden haben unsere Augen gesehen. Aber die unangenehmen Seiten einer Seereise mußten wir auch kennenlernen. Wenn ein Wellenbrecher über unser Schiff kam, dann gab es einen ordentlichen Ruck. Alles was nicht fest war, fiel durcheinander. Stühle, Gläser, Teller und Schuhe bewegten sich allein von der Stelle. Sogar zwei Matrosen sind aus ihren Kojen gefallen. Immer, wenn es solch einen Ruck gab, dachten wir unerfahrenen Passagiere, wir hätten etwas gerammt. Unsere „Kandelfels“ aber schüttelte jeden Wellenbrecher ab, pustete ein wenig und fuhr weiter.

In solchen Stunden wird es dann einem seltsam zu Mute. Von Stunde zu Stunde wartete man auf die Stille des Meeres — vergebens. So ging es von Antwerpen bis Gibraltar. Als die See tobte und wütete und die Wellen das Vordererschiff zum Teil bedeckten, wußten wir, auch jetzt hat der Herr das Steuer in seiner Hand. Ein großer Trost war uns die Gewißheit, es sind Väter da, die uns begleiten. Ein Vater steht meiner Frau und mir besonders vor den Augen. Als unser Schiff den Hafen Hamburg verlassen sollte, bekamen wir Besuch. Ein alter Herr trat in unsere Kabine ein. Er sagte uns: „Ich habe gehört, daß Sie nach Indien reisen, um Gottes Wort zu verkündigen. Ich bin gekommen, Sie kennenzulernen und um mit Ihnen zu beten.“ Der alte Vater kniete mit uns nieder. Die Kabine wurde zur Gebetskammer. Nach dem Gebet stand der Alte auf. Ganz dicht trat er an uns heran und sah uns beiden fest in die Augen. Darauf drückte uns der Vater die Hand und verabschiedete sich. Dieser Vater stand vor und für uns vor Gott. Das Wissen um diese Fürbitte gab uns Mut und Freude in den stürmischen und stillen Tagen, die uns näher und näher in ein fremdes Land brachten.



Weltmissionskonferenz in Tambaram, 12.—30. Dezember 1938

Als wir nach Port Said kamen, wurde die See ruhig. Die Seereise fing an, schön zu werden. Sellingshaus', ihre kleine Tochter Anita und wir zeigten uns zum erstenmal der Tropensonne. Da war das Bad auf dem Deck eine schöne Abkühlung. Sogar die kleine Anita (1½ Jahr alt) tummelte mit großer Wonne in dem kühlen Salzwasser herum. Wir bedauerten es alle sehr, als das Bad kurz vor Colombo abgebrochen werden mußte, um Fracht löschen zu können.



Die deutsche Delegation.

Von links nach rechts: Direktor Dr. Hartenstein, Basel; Lic. Stählin, Madras; Professor D. Schlunk, Tübingen; Präses Scholten, Tchanganyita; Professor D. Dr. Ihmels, Leipzig; Ephorus Dr. Verwiebe, Sumatra; Direktor Dr. Freitag, Hamburg; Fil. Alice Bühring, Berlin; cand. theol. Brennecke, Halle; Direktor D. Knaf, Berlin

In Colombo benutzten meine Frau und ich die Gelegenheit, an Land zu gehen. Es tat einem sehr wohl, nach einer langen Zeit die Beine wieder in Bewegung setzen zu können. Wir machten sogar einen kleinen Ausflug nach dem berühmten Kandy. Immer wieder staunten wir über die Ueppigkeit, die sich unseren Augen darbot. Ceylon ist überaus reich an Fruchtbarkeit. Was sahen wir für herrliche Palmen auf dem Wege nach Kandy! Wie staunten wir über das farbenfrohe Bild der in-

dischen Trachten. Stolz spazierten die schön gewachsenen Singalesen in ihren bunten Gewändern einher. Der Körperbau dieser Menschen ist so fein, daß ein Mann sehr oft schwer zu unterscheiden war von einer Frau. Es kommt dazu, daß die Männer die gleichen Haartrachten tragen wie die Frauen. Manchmal sah man bei einem Mann einen schöneren Zopf als bei einer Frau.

In Kandy suchten wir den berühmten Tempel Maligave auf. In dem Tempel bewahrt man einen Zahn Buddhas auf. Zu Tausenden strömen die Buddhisten nach Kandy, um den Zahn zu sehen. Gesehen haben wir den Zahn nicht. Es wird aber behauptet, daß der Zahn die Größe eines Eberzahnes hätte. An hohen Festtagen wird der Zahn der Öffentlichkeit gezeigt.

Unser Bleiben auf Ceylon war nicht lange. Wir mußten weiter. Zwei Tage später legte unser „Kandelsfels“ in Madras an. In großen Scharen kamen die indischen Arbeiter auf das Schiff, die Fracht zu löschen. Heiden sahen wir wieder vor uns.

Ihre Stirnen waren weiß und rot bemalt. Alle trugen das Zeichen des Götzen Schiva. Andere wieder hatten ihre Stirnen mit Asche eingeschmiert. Das waren die besonders heiligen Menschen. Ich wunderte mich immer wieder, auf was für Gedanken der Mensch kommt, um selig zu werden. Der eine Tempel in Madras barg gewaltige Schätze in sich. Gold und Silber hat der Mensch geopfert, um sich zu erlösen. Ich mußte an den zweiten Artikel denken: „Nicht mit Gold oder Silber, sondern durch sein heiliges Blut und unschuldigem Leiden und Sterben.“

In der Nähe von Madras war die große Weltmissionskonferenz. Wir stiegen in die Vorortbahn und fuhren nach Tambaran, um unsern Herrn Präses Stosch zu besuchen. Doch den trafen wir nicht an. Aber durch die Vermittlung des Herrn Direktors D. Knaf und Fräulein Bühring durften wir an einer Versammlung teilnehmen. Erst später erfuhren wir von der großen Bevorzugung, denn Gäste durften eigentlich nicht eingeführt werden. Etwa 500 Abgeordnete aus den verschiedenen Missionen der ganzen Welt waren hier zusammengekommen, Probleme der Weltmission zu besprechen. Es war erhebend, an solch einer Versammlung teilnehmen zu dürfen. Wie gewaltig brauste der Choral „Großer Gott, wir loben dich“ in verschiedenen Sprachen. Die verschiedenen Menschen, eins in einem Geist, lebten ein jeder in seiner Sprache den Herrn der Welt. Das war ein Gegenstück zum Götzendienst, der uns in Madras in krasser Weise entgegengetreten war. Ein schöner Ausklang unseres Besuches in Tambaran war die Begrüßung mit unserm Hauptlehrer Amritlal Tirkey, der aus Ranchi zur Weltmissionskonferenz gekommen war, um die Gopferkirche zu vertreten.

Am nächsten Tage ging die Reise weiter. Unser Schiff lief Vizigapatam an. Auch hier nahmen wir die Gelegenheit wahr, Land und Leute näher kennenzulernen. Da suchten wir eine Kapelle auf. Es war da nichts Besonderes an dem kleinen Gotteshaus, das katholisch war, zu sehen. Doch die katholische Christin fiel uns auf. Sie war von einer Heidin nicht zu unterscheiden. Sie trug durch Ohren und Nase den alten heidnischen Schmuck. Das war die halbe Arbeit der katholischen Mission. Eine andere Christin war auf der Straße zu sehen, die neben dem Kreuz noch die Amulette aus der Heidenzeit an ihrer Kette hängen hatte.

Gerade in Vizigapatam konnte man das Leben und Treiben der Inder gut beobachten. Wie ärmlich leben die Menschen! Als wir am Abend einen Spaziergang machten, sahen wir, wie die Menschen zur linken wie zur rechten Seite der Straße ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten. Die Straßen: das Bett der Inder! Auf der anderen Seite sahen wir die Paläste der indischen Radschas. Märchenhaft soll ihr Reichthum sein.

Am Abend ging die Fahrt weiter. Es war Heiligabend! Weihnachten auf dem Meer ist etwas Besonderes. Weihnachten ohne Schnee und ohne Frost! Weihnachten auf dem weiten Meer ist schön. Da ist viel Zeit. Man kann sich da viel mehr besinnen auf das große Wunder, das auf Bethlehems Fluren geschehen ist. Freude zieht dann in das Herz hinein. Weil Christus geboren, weil Bethlehem da ist, deshalb ziehen wir hinaus in ein fremdes Land, um der Welt das große Geschehen

zu künden. In unserer kleinen Kabine zündeten wir die Kerzen an, die auf dem Koffer schön von meiner Frau aufgestellt waren und stimmten ein: „O du fröhliche, o du selige gnadenbringende Weihnachtszeit“. Nach dem Abendbrot saßen wir mit den anderen Passagieren und den Offizieren des Schiffes einige Stunden fröhlich zusammen.

Am zweiten Feiertag war das Ziel erreicht. Calcutta lag vor uns. Das war eine Freude, als wir das Schiff verlassen durften! Geschwister Wolff holten uns ab. Die erste Nacht in Indien verbrachten wir bei Frau Missionar Diller, die in Calcutta wohnt. Früh am Morgen brachen wir auf, um dem Herrn Generalkonsul einen Besuch zu machen. Leider trafen wir den Konsul nicht an. Doch der Vizekonsul begrüßte uns als seine Landsleute. Dann sahen wir uns die Stadt Calcutta an. Das Straßenleben in einer indischen Stadt ist ganz anders als bei uns in Deutschland. Da sitzt der Friseur auf der Straße und bedient seinen Kunden. Geht das Geschäft an der einen Ecke schlecht, dann zieht er zu einem andern Platz, um da ein besseres Geschäft zu machen.

Vor dem Hauptpostamt, wo viele Menschen zu tun haben, ruht ein Ochse aus und hindert den Verkehr. Keinem Menschen fällt es ein, dieses Tier vom Bürgersteig zu vertreiben. Man läßt „Seiner Hoheit“ den Ruheplatz. Einen Tempel haben wir in Calcutta uns auch noch angesehen. Es war der Jainatempel. Dieser Tempel machte einen sehr sauberen Eindruck. Er war auch überladen aus den schönsten Steinen, die man sich denken kann, erbaut. Der Gögenschrein bestand aus Gold und Silber mit Edelsteinen besetzt. In dem Schrein thront der Gög. Ein Verehrer nach dem andern trat vor den Gög und betete ihn an.

Abends ging unser Zug nach Ranchi. Jellinghaus', Wolffs und wir hatten ein großes Abteil für uns. Unsere müden Glieder breiteten wir auf den bequemen Bänken aus. Mit einer Stunde Verspätung erreichten wir Ranchi. Missionar Kerschies und seine Familie und viele Christen waren gekommen, uns zu empfangen. Mit dem alten Missionsauto wurden wir zu unserem Compound gebracht. Ein Cher empfing uns mit dem Choral: „Nun danket alle Gott“. Wir stimmten mit ein in den Lobgesang zur Ehre Gottes. Er hat uns behütet auf der Reise, er hat uns gesund nach Indien gebracht. Der Herr wolle unsern Eingang segnen, daß wir zu seiner Ehre wirken möchten.

Vorutta.

Besuch des deutschen Vizekonsuls Dr. Pausch auf unserer Hauptstation in Ranchi.

Am 9. und 10. Februar d. J. besuchte der deutsche Vizekonsul in Calcutta, Dr. Pausch, unsere Missionsstationen Ranchi und Govindpur. In der Missionshochschule in Ranchi wurde ihm ein herzlicher Empfang bereitet. Bei dieser Gelegenheit hielten unser christlicher Hauptlehrer Tirkey und sein nichtchristlicher Stellvertreter, der Hindulehrer Choudhuri, Begrüßungsreden, die wir im folgenden zur Kenntnis unserer Leser bringen.

1. Rede unseres Hauptlehrers Tirkey.

Sehr geehrter Herr Doktor,

im Namen der Gossnerschen Höheren Schule gestatte ich mir, Ihnen unsern herzlichen Willkommensgruß zu entbieten. Wir freuen uns sehr, Sie heute morgen bei uns zu sehen. Gestern, vor noch nicht vierundzwanzig Stunden, erhielten wir zu unserer freudigen Ueberraschung die Nachricht, daß Sie uns besuchen würden. Leider konnten wir bei der Kürze der Zeit keine Ihrer hohen Stellung entsprechenden Vorbereitungen zu Ihrer Begrüßung treffen, aber wir heißen Sie aus aufrichtigem und warmem Herzen willkommen.

Vor etwa siebenundzwanzig Jahren, als ich noch ein Schüler dieser Schule war, kam der deutsche Generalkonsul nach Ranchi und überreichte der Mission eine Bibel mit dem Autogramm des deutschen Kaisers. Vor etwa drei Jahren machte der deutsche Generalkonsul aus Calcutta unserem Missionsgebiet einen kurzen Besuch. Aber heute zum ersten Male haben wir einen deutschen Konsul hier in der Gossnerschen Höheren Schule zu Gast, in der Schule, die nach unserem verehrten Pfarrer Gossner, dem Begründer dieser Mission, benannt ist. Daher ist es für uns selbstverständlich, daß wir uns in den Räumen der Gossnerschen

Höheren Schule versammelt haben, um Ihnen einen Willkommensgruß zu entbieten in den Räumen der Schule, die das Lebenslicht der Lutherischen Kirche von Chota Nagpur und Assam ist.

Die Gossner'sche Mission kann auf eine große Geschichte zurückblicken. In sieben Jahren wird die Mission ihre Jahrhundertfeier begehen. Im Jahre 1845 kamen vier junge deutsche Missionare nach Ranchi. Es waren die ersten Missionare überhaupt, die nach Chota Nagpur kamen. Die Urbevölkerung dieses Landes lebte seit Jahrtausenden auf dieser schönen Hochebene. Tatsächlich kann kein Geschichtsschreiber bisher genaue Angaben darüber machen, wie lange wir hier wohnen. Wir waren schon hier, ehe die Arier über die nordöstlichen und nordwestlichen Pässe nach Indien kamen. Unsere Vorfahren lebten in den dunklen Wäldern und kämpften mit Tigern und Wölfen und anderen ausgestorbenen wilden Tieren, deren Versteinerungen wir in den Museen betrachten können. Sie lebten in geistiger Finsternis und beteten Stöcke und Steine an. Niemand kümmerte sich um uns oder hielt es für notwendig, sich unserer anzunehmen. Aber die deutschen Missionare haben uns die Segnungen der Kultur gebracht und haben uns gelehrt, den wahren Gott zu erkennen. In der Tat, wir sind durch ihren Dienst geworden, was wir sind. Für das Gute, was sie an uns getan haben, können wir ihnen und dem Lande, das sie uns gesandt hat, gar nicht dankbar genug sein.

Das erzieherische und soziale Werk der deutschen Missionare ist von der britischen Regierung, den einheimischen Fürsten und von den Geschichtsschreibern anerkannt worden. Ein deutscher Missionar gründete die erste Genossenschaftsbank, deren Zweigstellen jetzt als ein Netz das Land überziehen. Die Arbeit der deutschen Mission ist einer der Wesenszüge im besonderen dieser Stadt geworden. Die Gossner'sche Mission ist die größte protestantische Mission nicht nur in Chota Nagpur, sondern in der ganzen Provinz. Nach der Statistik beläuft sich die Zahl der Glieder dieser Mission auf mehr als die Gesamtzahl aller anderer protestantischer Missionen in den Provinzen Behar und Orissa zusammen. Wir zählen im ganzen 140 000 Seelen. Eine große Zahl unserer Christen arbeitet in den Teeplantagen von Darjeeling und Assam und pflückt dort den Tee für unsern Bedarf. Dank dem Entgegenkommen der Regierung und der eingeborenen Fürsten verfügen wir noch über das große Gelände von Ranchi pachtfrei und über dreißigtausend Ackerstationen zu sehr niedrigen Pachtätzen. Viele junge Männer und Frauen, die aus unseren Missionsschulen hervorgegangen sind, haben wichtige Stellen im Staatsdienst oder in den Selbstverwaltungskörperschaften oder in Privatbetrieben erhalten.

Während ihrer langen Entwicklung hatte die Gossner'sche Mission viele Krisen zu überwinden. Die erste im Jahre 1857, dem Jahre des indischen Militäraufstandes, als der Glaube vieler bekehrter Christen schwer erschüttert wurde. Die zweite Krise erlebte die Gossner'sche Mission im Jahre 1870, in dem viele Christen unsere Kirche verließen und sich der anglikanischen Mission anschlossen. Doch feierte die Mission im Jahre 1895 ihr goldenes Jubiläum. Damals zollte W. S. Grimley, der Gouverneur von Chota Nagpur, der Arbeit der deutschen Missionare hohe Anerkennung, als er das Ehrenmal enthielt, das zur liebenden Erinnerung an die vier ersten Missionare errichtet worden war. Damals beehrte der älteste Missionar, Dr. A. Rottrott, unsere Bevölkerung mit dem Neuen Testament in der Mundariisprache, der ersten Bibel in der Sprache der Eingeborenen.

Die dritte Krise kam im Jahre 1914, als unsere geliebten Missionare uns genommen wurden. Danach stand unsere Mission vier Jahre lang unter der gütigen Fürsorge des anglikanischen Bischofs. Nach dieser Zeitspanne mußten sich die Christen hier entscheiden, ob sie dem lutherischen Glauben treu bleiben oder sich einer anderen Mission anschließen wollten. In dem demütigen Tage, dem 10. Juli 1919, erklärte sich unsere Kirche als autonom. Das war der einzige Weg, der unserer Kirche übrigblieb, wenn sie ihren Glauben und ihre Eigenart bewahren wollte. Ein beratender Ausschuß wurde gegründet, der aus Regierungsbeamten, anglikanischen Missionaren, amerikanischen Missionaren und indischen Christen, die der Mission nicht angehörten, bestand. In mancher Hinsicht gedieh die Kirche unter der Aufsicht des beratenden Ausschusses.

Aber unsere Kirche konnte ohne die deutschen Missionare, ihre geistigen Väter, nicht ihre alte Kraft bewahren. Die Gemeinde mußte sich dahin entscheiden, ob sie eine lutherische Kirche bleiben oder sich der anglikanischen Kirche anschließen wollte. Trotz ungeheurer Schwierigkeiten, die uns drohten, entschloß sich die Kirche einstimmig für die deutschen Missionare, denn sie sind uns geistig verwandt, und unser geistiger Fortschritt liegt in ihrer Hand. Andere Missionen und Missionare waren überzeugt von dem Wert der Arbeit, die von den deutschen Missionaren geleistet wurde. Daher wandten sich der Christliche Missionrat von Behar und Orissa, der Nationale Christenrat für Indien, Burma und Ceylon und der Internationale Missionrat in London an das englische Parlament und erbaten die Erlaubnis, daß die deutschen Missionare auf ihr Arbeitsfeld in Indien zurückkehren dürften.

Im Jahre 1925 kamen Herr Pfarrer J. Stosch, der ehemalige Präses der Gossner'schen Mission in Ranchi, und Herr Pfarrer A. John, ein zweiter Vorkriegsmissionar, nach Chota Nagpur, um einen Ueberblick über das Missionsgebiet zu gewinnen. Im Jahre 1927 kamen zwei deutsche Missionare mit ihren Familien nach, um hier bei uns zu bleiben. Augenblicklich haben wir acht Missionare hier, die meisten mit ihren Familien, und vier unverheiratete Missionarinnen. Aber diese Zahl genügt nicht, um eine so große Kirche zu betreuen und zu kräftigen und um das Werk der Evangelisation rings um uns fortzusetzen. Wir entsinnen uns, daß wir vor 1914 fünfzig Missionare unter uns hatten. Unsere Arbeit beschränkt sich nicht nur auf Chota Nagpur, sondern erstreckt sich auch auf benachbarte Staaten, wie Banai, Bamra, Surguja, Jaspur, Biru Burwan, Gangpur usw., selbst auf das ferne Assam.

Wir sind Ihnen dankbar, daß Sie zu uns gekommen sind, um sich über unsere Lebensverhältnisse zu unterrichten. In diesem kurzen Ueberblick habe ich versucht, Ihnen in wenigen Worten die Geschichte unserer Kirche und einen Bericht über die Arbeit der deutschen Mission in Chota Nagpur und Assam vorzutragen.

Ich schließe mit der Bitte, daß Sie es unseren Missionaren ermöglichen möchten, bei uns zu bleiben und für uns zu arbeiten, denn wir brauchen sie noch viele Jahre lang.

2. Rede des stellv. Hauptlehrers Choudhuri.

Wir sind hoch erfreut, heute Gelegenheit zu haben, in Herrn Dr. Pausch, dem deutschen Konsul in Indien, einen sehr verehrten Gast begrüßen zu dürfen. So viel ich weiß, ist dies der erste Besuch, den er dem Lande Chota Nagpur abstatet. Daher ist es nur recht und billig, daß er kurz nach seiner Ankunft hier Gelegenheit nimmt, diese Schule zu besuchen, die lebendiges Zeugnis ablegt von der erfolgreichen Arbeit einer Schar selbstloser deutscher Pioniere, die vor etwa hundert Jahren ihre Tätigkeit in diesem Teil des Landes unter keineswegs günstigen oder ermutigenden Umständen aufnahmen. Aber unerschrocken kämpften diese tapferen Söhne Deutschlands sich Schritt für Schritt vorwärts; sie ertrugen standhaft und geduldig unzählbare Leiden, Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten. Ich habe nicht die Absicht, hier einen Ueberblick über die ersten Jahre ihrer Kämpfe und Sorgen zu geben. Aber ich darf hier davon berichten, welchen Eindruck ein Nicht-Christ von den Leistungen der deutschen Missionsarbeiter empfängt, was die von ihnen gegründeten Erziehungsanstalten betrifft. Selbst einem flüchtigen Beobachter müssen diese Leistungen vom religiösen, humanitären, kulturellen und allgemein-geistigen Blickpunkt her bedeutsam sein.

Es ist natürlich sehr schwer, diese Gesichtspunkte scharf voneinander abzugrenzen. Sie sind untrennbar miteinander verbunden. Ich, als Hindu, bin offen der Meinung, daß es für die Hindus eine ewige Schande ist, daß sie, mit ihrer stolzen Geschichte einer jahrhundertalten Kultur und Zivilisation so wenig sich um die Hebung ihrer zurückgebliebenen Brüder in Chota Nagpur gekümmert haben. Es blieb diesen fremden Missionaren überlassen, sich ihnen zu widmen, ihnen Religion, Kultur, Erziehung zu vermitteln und vor allem sie zu lehren, als Menschen unter Menschen zu leben.

Es waren diese Deutschen vor allen europäischen Völkern, die als erste in diesem Teil des Landes uns die Wohltat direkter kultureller Betührung zwischen den Indern und ihrem Volke erfahren ließen. Die Eröffnung vieler Erziehungsanstalten, von gastreichen Mittelpunkten religiösen Lebens in den fernsten Teilen kulturarmer dörflicher Siedlungen, der enge und freundliche Verkehr, den die Missionare mit der Bevölkerung pfl egten, und verschiedene andere humanitäre Einrichtungen haben zweifellos viel dazu beigetragen, die Völker beider Länder einander näherzubringen und ein besseres und misfühlenberes Verständnis füreinander bei ihnen zu begründen. In den jetzigen kritischen Zeiten, wo die internationale Atmosphäre überladen ist mit Wolken des Mißtrauens, des Argwohns und des bösen Willens, gibt es wirklich für diejenigen unter uns, die das Glück direkten persönlichen Verkehrs mit diesen deutschen Missionsarbeitern genießen, die Möglichkeit, ein wirkliches und klares Bild ihrer Anschauungen zu gewinnen. Ich bin dessen sicher, daß der Weg zu besserer und freundlicherer Verständigung unter den Nationen um so sicherer ist, je leichter der gegenseitige persönliche Kontakt zwischen den Völkern wird. Von diesem Gesichtspunkt aus kann ich nur sagen, daß unsere Gofnersche Höhere Schule seit vielen Jahren sich dessen rühmen kann, nicht nur ein Zentrum der Erziehung zu sein, sondern ein lebendiges und weithin sichtbares Wahrzeichen religiöser, kultureller, geistiger und politischer Fühlungnahme zwischen den beiden Völkern. Aus diesen Gründen freuen wir uns, Herrn Dr. Pausch heute in dieser Schule unter uns zu sehen, und wir sprechen ihm unsere herzlichsten Willkommgrüße aus und bitten ihn, alles zu tun, was in seiner Macht steht, um diese Pläne und Ziele zu fördern.

Erste Eindrücke.

Wohin fahren wir jetzt? So fragten wir in der Bahn zwischen Berlin und Hamburg unsere anderthalbjährige Tochter, und sie lernte es, zu antworten: „Nach Indien!“ Wo sind wir nun? „In Indien!“ Du weißt das Wort wohl, kleiner Mensch, doch längst nicht, was bei diesem Worte in anderen Menschen wach und lebendig wird!

Was sehen wir hier? Die sogenannten ersten Eindrücke von Indien. Doch was vor Augen ist, das ist vergänglich, das Unsichtbare aber, sagt Gott, das verborgen ist, das bleibt. Unser Sehen gibt uns wohl nicht viel mehr Erkenntnis, als dem Kinde das Wort gibt. Darum lausche ich lieber auf das, was vom unsichtbaren Geheimnis Indiens in denen lebt, die darüber anders als Neuangekommene zu reden hätten.

Mit der Seele schauen und lernen, nicht nur das, was vor Augen ist, ist dieses andere Sehen nicht besonders deshalb für uns nötig, weil wir gerufen sind, Gottes Kinder zu werden? Also, während wir schauen, sollen wir das Wort Gottes im Herzen haben und mit dem Geschauten verbinden. Wir wissen dadurch nicht mehr als die Leute, die nur schauen; aber dieselben Dinge haben für uns gewissermaßen eine andere Färbung, ein Schimmer aus einer anderen Welt grüßt uns. Vor Gott bleiben wir natürlich erst recht wie Kinder, die nicht mehr erreichen als das Nachsprechen der Worte, hinter denen bei dem Vater große Gedanken leben.

Unsere Fahrt begann in der Bußtagwoche und wir landeten endgültig auf Indiens Boden am zweiten Tage des Geburtsfestes Christi. Zufall? Nebensache? Oder kann man sich dabei etwas merken? Ich denke ja! Nämlich: Nicht, weil

Europäer besser sind in Gottes Augen, sondern weil Gott ihnen eine Sinnesänderung angeboten hat, also nicht wegen, sondern trotz Europa kann Gott unsere Kraft in diesen Dienst stellen. Siehe zu, daß Dir Bußtag ein Geschenk Gottes ist, was willst Du sonst hier?

In einer fremden deutschen Stadt, nach „zufälligem“ Suchen nach einer nahen Kirche, geriet ich in einen Gottesdienst an diesem Tage, wo dies Geschenk mir von unbekanntem Gliedern der Gemeinde Jesu zuteil wurde — der letzte Gottesdienst auf heimatlichem Boden, in Bremen.

Ohne sichtbare Verbindung mit der Gemeinde Jesu, als Fremde unter Leuten, denen die Weihnachtswahrheit fremd ist, zwischen den Ländern, auf dem Meere, so feierten wir den Geburtstag Jesu, auch in unserer Nähe spürend, wie Europa wenig Recht hat, sich christlich zu nennen.

Am zweiten Festtage kommen wir im Dunkeln in die zweitgrößte Stadt des britischen Weltreiches: Calcutta. Europa auf Schritt und Tritt hinter uns her: das langweilige Gesicht einer heutigen Weltstadt, mit den bekannten Hauptlinien: Dampf (Eisenbahnen, Bahnhöfe, Fabriken, Kraftwerke), Elektrizität (Straßenbahnen, Beleuchtung der Verkehrswege, Häuser, Geschäfte, Lichtreklame, Kino, Lautsprecher) und Benzin (wimmelnder Autoverkehr auf Asphalt), Stahl und Beton beherrschen mit den Banken und Agenturen und Schaufenstern das Bild, die fremden Gesichter, Trachten, Schriften und Sprachen und Tiere und Pflanzen werden daneben zur Nebensache.

Europa, aber auch Christus?!

Was hilft es Europa, wenn es die ganze Welt gewönne, und nimmt doch Schaden an seiner Seele? Und erweckt den Widerstand eines Weltteiles, der geprägt ist von religiösen Leidenschaften. Und macht sich selbst verachtet durch die eigene Verachtung seiner Religion!

Soll man den weltlichen Geist nicht bewundern, daß er dies Leben einer modernen Geldstadt (ohne andere Tradition als die des Handels) auch auf diesem Boden formen kann? Erwarten wir, daß uns die Völker deshalb bewundern? Sicher tun sie das ganz und gar nicht! Und mit Recht nicht! Ist eine Koralleninsel, die in Tausenden von Jahren von den winzigen Korallentierchen gebaut wurde, deshalb weniger oder gar überhaupt nicht Werk des Schöpfers Himmels und der Erde, weil diese sagen könnten: So was gelingt auch nur uns?! Hört Gott auf, Schöpfer zu sein, wo die Technik anfängt, weil seine Handlanger ihn behandeln wie Lust? Wie not tut die Botschaft, daß Gott mir gegeben hat, alles was zu dem modernen Leben an Nahrung und Kleidung und Haus und Stadt gehört, damit nicht auch hier der Wahn wuchere: Was wir selber bauen, schuf Gott nicht. Die Redensart, daß Gottes freie Natur nur jenseits des Häusermeeres zu finden sei, machen Christen sich gedankenlos zu eigen, und wir werden dadurch mit schuld daran, daß der Gedanke herrscht: Gott wäre nur noch da, wo die Menschen nicht die Natur beherrschen und ummodellern.

Dürfen wir mithelfen, das erwachende Indien zu warnen vor dieser Täuschung? Wir kommen ja im Namen dessen, dem die Technik genau so gehört wie der Urwald. Wir verkünden Ihn, dessen Schöpfung unendlich viel mehr Bewundernswertes unseren Forschern zeigt als diese Leistungen der Technik. Am Ende der Bibel steht nicht ein Paradiesgarten, sondern eine unvorstellbare, großartige Stadt. Gott erreicht sein Ziel nicht bloß außerhalb, sondern mitten in der technischen Entwicklung.

Auch hier wird der Christus als der angeblich Fremde kommen in das, was doch sein eigen ist. Dürfen wir darauf hinweisen helfen?

Weil Christus doch allen, die ihn für einen Fremden halten, seine Bruderschaft anbietet! Weihnachten auch Dir, Schicksalsland Indien!

Ehe Europa ward, war Indien. An dem Beginn der Geschichte Europas, ein Dritteljahrtausend vor Christus, lockt Indiens Reichthum den Griechenherrscher Alexander, zum Eroberungszug bis dorthin aufzubrechen.

Indiens Schätze finden auf der uralten Handelsstraße durch das Zweistromland und Palästina und Aegypten auch zu des Heilands Zeit den Weg nach Europa.

Die Verwandtschaft der Völker und Sprachen Europas mit einigen Indiens, vor allem die wohl von Indien stammende Erfindung unserer Schriftzeichen zeigen, daß dieser Erdteil längst schon mehr als nur äußere Schätze auszuführen hatte. Bis etwa 1850 war es als einziges Ursprungsland aller bis dahin bekannten Diamanten der Welt berühmt. Als zur Reformationszeit das neue Weltbild (Erde, als Kugel um die Sonne sich bewegend) entdeckt wird, hat dies die Folge, daß nun Indien die Sonne wird, um die gewissermaßen die Gedanken Europas unaufhörlich kreisen: Um den Seeweg nach Indien zu erforschen, wird versehentlich Amerika entdeckt, eine völlige Umwälzung der bisherigen Machtverteilung tritt durch die nun eroberten amerikanischen Kolonialgebiete ein, Afrikas Küsten werden umfahren, Kolonialkriege um die Ausnutzung der neuen Möglichkeiten pflügen und furchen Europa von Grund auf um. Auch der Islam erkennt schon lange Indiens Schlüsselstellung, baut seine sagenhaft reiche Macht dort aus. Um Indiens willen lenkt Napoleon das politische Interesse auf Aegypten und Afrika, auf die Schlüsselstellungen im Mittelmeer, das schließlich nur ein Zwischenmeer auf dem Wege nach Indien wird (vorher: das Meer in der Mitte der Welt). Um Indiens willen wird das rote Meer und der indische Ozean nach vielem Hin und Her von Englands Einfluß beherrscht, sämtliche Inseln dieses Ozeans und fast sämtliche ihn umsäumenden Küsten in das Reich Großbritanniens oder seiner Verbündeten werden eingegliedert, Indien wird die bestbewachte Perle der Welt, dies Land der sagenhaften Reichtümer und Schätze, nun Kumpf des größten Weltreiches, das jemals auf der Erde errichtet wurde.

Was wird das erst für eine Weltumwandlung werden, wenn die Kräfte dieses Landes sich selber regen! Noch hat es keine gemeinsame Sprache, keine Verwandtschaft der Völker und Rassen oder der Religionen, noch ist es umworben von den verschiedensten Mächten der äußeren und geistigen Nachbarmwelt, besonders vom Islam und von Rußland, nur ein Gedanke bindet alle zusammen: selber etwas Eigenes werden, nicht Anhängsel der Anderen, Fremden bleiben. Europa weckt den indischen Riesen, läßt ihn erst richtig wachsen zu seiner eigenen Größe, wie wird sich das mal auswirken?

In dem brodelnden und oft unübersichtlichen Durcheinander der Strömungen, die es alle eilig haben, nicht zu den uralten indischen Fragen um Leben und Jenseits und Ewigkeit mehr Ruhe lassen, da läßt Gott uns nun stehen, eine Handvoll Voten gegen ein Fünftel der Menschheit! Was sich doch Gott für auseinander aussichtslose Dinge leisten kann, weil er Pläne hat, deren Tragweite wir gar nicht ahnen können! Wird Dir die Größe Deines Christus nicht gerade an der Riesengröße auch nur dieses einen seiner Eroberungsgebiete deutlich, das er mit den kümmerlichen und ihn so oft enttäuschenden Europäern in Angriff nimmt?! Wie viel herrlicher muß sein Ueberblick sein als unserer, wenn uns schon schwindlig und schwach wird bei dem bloßen Ausblick auf die Größe eines Werkes, das Er neben vielen anderen in Arbeit hat!

Diese Gewißheit tut uns not, wenn die Aussprachen mit den Missionaren uns Schwierigkeiten aufzeigen, über die man in der Heimat kein richtiges Urtheil bekommt.

Wie bald man sich bei den lieben Kerschies', die ich von den Ferien bei meinen damals im Memelland wirkenden Eltern her kenne, zu Hause fühlt, im wörtlichen Sinne! Nach der angenehmen Wärme der Seereise macht die hiesige Höhenlage mit ihrer Kühle im Schatten und in der Nacht einige Schwierigkeiten des Ungewöhnens.

Der erste Gottesdienst, den ich hier erlebe, ist zu mitternächtlicher Stunde in der Silvesternacht. Die Kirche, die Hecken davor, die Häuser in der Nähe überschneit von kleinen, tönernen, flachen Schälchen, in denen ein loser Docht und Del eine kleine Flamme nähren, wie einst in neutestamentlicher Zeit, umsäumt von Lichterchen, die das neue Jahr begrüßen. In der Kirche ähnlich reicher Lichterschmuck auch auf dem Altar. Dieselben Melodien, wie wir sie auch in unserer Gemeinde sangen, dasselbe Gotteswort, wenn auch von der Sprache uns keine Brücke des Mirverstehens gegeben ist, so erleben wir doch unter diesen anderen Gliedern der Christusgemeinde seine Verheißung und den freundlichen Dienst, den Er uns an der Schwelle eines

neuen Jahres erweist. Dieses Mal gilt es nicht bloß von einem alten Jahre Abschied zu nehmen, viel mehr als nur vergangene Zeit liegt nun fern von uns, in einer neuen Umgebung soll auch innerlich ein neuer Anfang werden: in anderer Weise als bisher heißt es auf die Verheißung Jesu rechnen und auf Ihn angewiesen sein, weil andere Hilfe mehr und mehr den Weg nicht finden kann. Wiederum: Zufall, Nebensache oder doch ein Hinweis darin enthalten, daß diese Stunde die erste mit der hiesigen Gemeinde, die erste des neuen Jahres ist?

Bruder Kerschies hält den Gottesdienst am Neujahrstage, und über die Trennung der fremden Sprache hinweg empfinden wir, durch frühere und jetzige Verbundenheit unter dem Gotteswort, daß Christus die Gemeinde mit seiner eigenen Sprache anreden will. Versuchen wir es, in unserer Redeweise das festzuhalten, was Er uns zu geben hat, so ist für andere Personen dies unser Reden doch nicht viel mehr, wie uns ein fremdes Wort ist. Menschenwort ist nur Begleitung des eigentlichen Gotteswortes, nur wie die Melodie, die auch der mitsingen kann, der den Text noch nicht auszusprechen vermag. Und darauf vertrauend, daß der eigentliche Inhalt von Gottes Geist selber in den Zuhörern zum verkündeten Menschenwort hinzugetan wird, dies Wunder erbittend, halten wir ja überhaupt Gottesdienst, und manchmal fühlen wir, wie es Gott gar nicht so schwer sein mag, über die Trennung der Sprachen hinweg Menschen anzusprechen.

Mit einem geborgten Auto fahren wir anlässlich der Besichtigung eines Hausumbauens nach dem etwa 45 Kilometer entfernten Orte Burju, der einige Kilometer abseits der Autostraße jenseits eines kleinen brückenlosen Flusses liegt, und obgleich wir überraschend und unerwartet kamen, ist doch auch hier bald ein Empfang mit Lieb, Händewaschen, kleiner Kaffeebewirtung, nachher auch einer Ansprache, bereitet. Der Sprecher sagt, sie seien wie im Traume, daß nun hier wieder Missionare angekommen, von deren Reise ihnen nichts bekannt war, sie hofften, diese schon länger nicht besetzte Station würde wieder die Hilfe eines eigenen Missionars erfahren, sie baten uns, zu ihnen zu kommen, weil sie die Förderung so nötig hätten, sie meinen, zu träumen, weil sie hören, ein Enkel des Jellinghaus, der die dortige Kirche miterbaute, stehe vor ihnen, sie hielten das Andenken der ersten Missionare in dankbarer Erinnerung.

Wie anders das städtische Treiben in Ranchi, wo neben dem Missionsgebiete auf der einen Seite eine Heidenschule, auf der anderen ein modernes Kino einen anderen Geist pflegen, der auch übergreift in dies Gebiet, wovon zerstörte christliche Gräber und manch heidnisches Treiben zeugen.

Theodor Jellinghaus.

Ein Gruß aus Zakarma.

Allen lieben Missionsfreunden, die der Arbeit in Zakarma gedachten und auch weiter gedenken, möchte ich an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aussprechen. Einer Reihe von Freunden schrieb ich schon persönlich. Es sind mir aber nicht alle Anschriften bekannt, darum soll der Dank hier im allgemeinen ausgesprochen werden. Auch unser Stationspastor, Padri Suleman Kula, und die Schwestern unseres Frauenbundes bitten mich, ihren tiefempfundenen Dank für alle bewiesene Liebe und Treue Ihnen zu übermitteln.

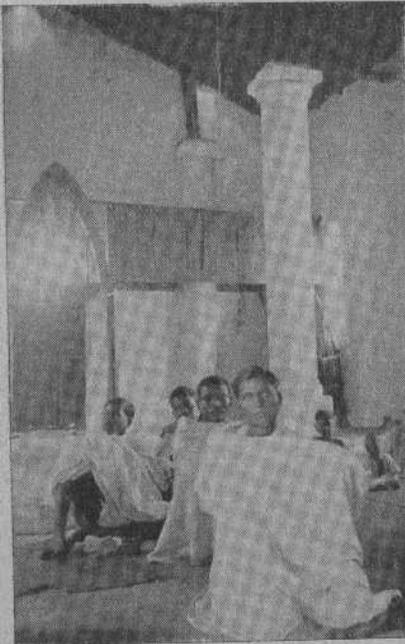
Wir haben uns in Zakarma in großen Kreisen beim brennenden Christbaum der Liebe unserer deutschen Missionsfreunde gefreut. Der Grundton war stets: Jesus Christus ist die Quelle der Liebe, deren Freundlichkeit und Glanz von Deutschland bis hier zu den Allerärmsten im Dschungel (Urwald) leuchtet. Dem strebet nach! wurde den einzelnen Kreisen zugerufen. Es waren da unsere Zakarmakinder, die sich schon seit 2 Wochen vor Weihnachten jeden Abend zum Weihnachtsliederfingen im Missionshause einstellten, bis zu 80 an der Zahl. Dann der Jungmädchenkreis mit 40 Teilnehmerinnen. In unserem Frauenbund waren 75 Mütter anwesend mit den Allerkleinsten auf dem Arm. Und dann versammelten sich — am Anfang des neuen Jahres — unsere 3 Pastoren und 35 Katechisten noch einmal im großen Weihnachtszimmer. Wir steckten noch einmal neue Kerzen an den schönen Lebensbaum, und beim Licht derselben klangen die schönen Mundari-Weihnachts-Bhajans (geistliche Volkslieder) frisch und glaubensstark. Nachdem auch diese alle eine Kleinigkeit erhalten, gab es Tee und Bananen (mit denen ich derzeit reichlich gesegnet war). Auch kleine Küchle auf indische Art zubereitet.

Und nun stehen wir wieder im Alltag des Lebens und in der Arbeit. Damit Sie uns darin weiter stärken und wir nicht matt und müde werden im Einerlei, darf ich Ihnen gewiß einen kleinen Einblick geben in die Aufgaben, wie sie der Tag bringt.



Die Frauen in Takarma läuten den Sonntag ein

Erkrankungen und Wunden aller Art, gebrochene Arme und Beine. Es gibt Bisse von Giftschlangen und anderen Raubtieren zu behandeln. Malariafieber und Dysenterie ist vorherrschend. Zu jeder größeren Sache ruft mich der Compounder. Auch gehe ich täglich rüber und sehe nach dem Nechten. Nachtruhe gehören nicht zu den Seltenheiten, und Hausbesuche sind täglich bei Kranken ringsum zu machen. Dazu kommt die Aufgabe, bei Schwererkranken für Nahrung zu sorgen. Er, sie oder es ist keinen Reis, so klingt es gar oft an meine Ohren. Das heißt mit anderen Worten: Gib mir Früchte, Milch, Brot oder sonst leichte Speise für den Kranken. Auch Tee und Zucker sind sehr begehrt. Es gibt Zeiten, wo ich einige tägliche Koftgänger habe, die morgens auf die Veranda kommen und Milch trinken und Brot und Bananen essen. Mit letzteren hat Gott mich ja so reich gesegnet; da ist es nur Freude, sehen zu dürfen, wenn hohle Wangen sich füllen und schlaffe Muskeln wieder straff werden.



Vor dem Gottesdienst in der Kirche zu Takarma. — Stille Sammlung

Zuerst stelle ich Ihnen meine beiden Hilfskräfte vor. Santoshi Horo, die Bibelfrau und Samuel Topno, mein Compounder (Apotheker und Heilgehilfe).

Santoshi geht täglich in die Zolas (Dörfer) und sammelt die Frauen zu biblischer Unterweisung. Von Zeit zu Zeit mache ich mit ihr die Runde durch eine Woche. Darnach ist noch eine oder anderthalb Stunden Kindergarten. Der Frauenbund versammelt sich Mittwoch und Sonntag nachmittags zu Bibelstunden. Freitag abends gehen wir in einige Zolas zu Gebetsgemeinschaften, und Sonnabendabend findet solche für unser Aufenddorf neben der Station statt. Außerdem kommen der Pastor und die Lehrer zu einer Gebetsgemeinschaft zusammen. Da diese Aussprache hier in höherem Hindi geschieht, nehmen die einfachen Christen daran nicht teil. Aus diesem Grunde haben wir diese zum Sonnabend eingeladen. Jungmädchen und der Joti-Prakash-Sena (Kinderbund) kommen auch Sonntag nachmittags zusammen. Ebenso der Kindergottesdienst, mit dem ich nichts zu tun habe, da ihn die Lehrer und Lehrerinnen halten. Ich hätte auch keine Zeit, da Frauen und Jungmädchen mich in der Zeit in Anspruch nehmen.

All diese Vereinsarbeiten haben den Zweck, das Glaubensleben zu vertiefen, die Aufgaben zum Bau der Gemeinde richtig zu erkennen und mitzuhelfen, sie zu erfüllen. Wir haben in unseren Takarma-Frauen- und Kinderkreisen jährlich etwa 35 Rs. Einnahme und konnten bisher wertvolle Dienste in der Gemeinde tun.

Der Compounder waltet seines Amtes in unserm kleinen Hospital. Täglich ist Poliklinik. Von weit und breit kommen Kranke. Christen Hindus und Mohammedaner suchen Hilfe. Es gibt da schwere und leichte Erkrankungen. Es gibt Bisse von Giftschlangen und anderen Raubtieren zu behandeln. Malariafieber und Dysenterie ist vorherrschend. Zu jeder größeren Sache ruft mich der Compounder. Auch gehe ich täglich rüber und sehe nach dem Nechten. Nachtruhe gehören nicht zu den Seltenheiten, und Hausbesuche sind täglich bei Kranken ringsum zu machen. Dazu kommt die Aufgabe, bei Schwererkranken für Nahrung zu sorgen. Er, sie oder es ist keinen Reis, so klingt es gar oft an meine Ohren. Das heißt mit anderen Worten: Gib mir Früchte, Milch, Brot oder sonst leichte Speise für den Kranken. Auch Tee und Zucker sind sehr begehrt. Es gibt Zeiten, wo ich einige tägliche Koftgänger habe, die morgens auf die Veranda kommen und Milch trinken und Brot und Bananen essen. Mit letzteren hat Gott mich ja so reich gesegnet; da ist es nur Freude, sehen zu dürfen, wenn hohle Wangen sich füllen und schlaffe Muskeln wieder straff werden.

Von Hindus und Mohammedanern nehmen wir etwas Geld für die Medizin. Unsere Christen sind ja durchweg arm, und wir behandeln sie umsonst. Einige geben der Kirche eine kleine Dankesgabe. Es kommen auch Hilferufe von weit aus dem Dschangel, von römischen oder englischen Christen; von denen lassen wir uns für unser Hospital 2 Rs. geben. Sie waren dazu auch stets bereit. Zeitweise sind auch ein oder zwei Patienten im Hospital für längere Zeit untergebracht. Sie werden von Angehörigen gepflegt und betreut.

Das ist so der Lauf der Arbeit auf der Station. Es bedrückt mich, daß ich nur wenig hinaus in die Gemeinde komme. Einmal fehlt es am Gelde zum Reisen und dann bleibt auch vieles auf der Station während meiner Abwesenheit ungetan. Es kommen häufig Bitten aus den Gemeinden von den Frauen, sie zu besuchen. So machte ich mich vorige Woche mit einem Katechisten und der Bibelfrau zu Fuß auf den Weg. Wir waren fünf Tage unterwegs und wanderten durch vier Katechisten-schaften. Zwei Träger trugen unsere Sachen und den Lichtbilder-Apparat. Abends zeigten wir Bilder auf der Leinwand mit Erklärung: Evangeliumsverkündigung. Wir mußten mehrmals die Bilder im Freien zeigen, weil die

Kapellen nicht ausreichten für die Menge. Auch viele Hindus waren gekommen und hörten auch dem Vortrag nach den Bildern bis zum Schluß zu.

Den nächsten Vormittag versammelten wir die Frauen der jeweiligen Gemeinde. Der Katechist sprach jedesmal vorher besondere Wünsche aus, in welcher Richtung besondere Ermahnungen nötig seien. Es wurde ihnen immer wieder gesagt, daß es auf jede von ihnen ankommt, jede gerufen und berufen sei, für die Gemeinde einzustehen, daß sie wache und erstärke nach außen und innen. — Alle versprachen mehr Eifer im Geben anzuwenden und ein treueres Gebetsleben zu führen. Auch überall gewannen wir zwei oder drei Schwestern, die ihre Mitschwester zu einem Frauenbund sammeln und dafür sorgen, daß jede Woche eine Gebetsversammlung unter ihnen stattfindet.

Auf solchen Wanderungen und Reisen fragen die Christen auch nach dem Stand der Dinge in Deutschland. Wer redete nicht gerne von der Größe Deutschlands und einzig dastehender Fürsorge für Volk und Land? Mit großem Interesse hören die einfachen Dschungelbewohner zu. Ich war recht überrascht vom Katechisten folgendes zu hören: „Obwohl wir englische Untertanen sind, nehmen wir uns Deutschland als Vorbild. Wir deutschen Lutheraner haben von den deutschen Missionaren schon viel gelernt. Unsere ganze Adhibasi (Ureinwohnerbewegung) haben wir der Mission zu verdanken. Sie hat uns aus dem Tiefstand unseres Denkens herausgeführt, sie hat uns nicht nur das Evangelium von Christus gebracht, sondern uns auch aus dem Sklaventum der Unterjochung befreit. Und es sind in erster Linie die deutschen Lutherischen Christen, die in ihren Sabhas (Versammlungen) reden, weder die römischen noch die englischen Christen können den Mund auf tun. Die Deutschen sind für uns wegweisend gewesen und sind es weiter.“

Ich hatte nicht nach seiner Meinung gefragt, um so mehr freute es mich, daß die Missionsarbeiter als Träger des Deutschtums in so hohem Maße unter unseren Christen gelten nebst ihres vornehmen Missionsbefehls: „Geht hin und machet alle Völker zu meinen Jüngern.“ — Schw. Auguste Friß.

Die Missionskirche treibt Mission.

Zu meiner großen Freude haben wir für Jaspur einen Hebdkatechisten (leitender Katechist) bekommen, der Kirchenrat hat diesen meinen Vorschlag sehr bereitwillig angenommen. Das Gehalt dieses Oberkatechisten hat Frau Dr. Wolff von ihrem Frauenverein zu zahlen übernommen, wofür ich ihr außerordentlich dankbar bin. Sie hat es den Frauen verständlich gemacht, daß sie auch etwas für die Sache des Herrn tun müßten. Und dann haben sie mir eine Summe als Weihnachtsgeschenk für Jaspur zur Verfügung gestellt, so daß das Gehalt des Hebdkatechisten fast für das ganze Jahr gesichert ist. Es war mir sehr ergetzend, als ich in Ranchi vor dieser kleinen Missionsgemeinde stand und ihr den Arbeitsplan des von ihr bezahlten Katechisten entwarf. R. Linkeit, Kinkel.

Am 3. März d. J. rief Gott die Mutter unseres Missionars Theodor Jellinghaus, Frau Marie Jellinghaus, geb. Knausch, von der Seite ihres Gatten, unseres treuen Freundes Pfarrer Dr. Jellinghaus, Schmarje, heim. Die Bestattung fand am 7. März auf dem Friedhof in Berlin-Lichtenrade statt.

Am 14. März d. J. wurde dem Sohn der Verstorbenen, Missionar Theodor Jellinghaus in Ranchi, und seiner Frau Irma, geb. Schwarzlose, ein Söhnchen geboren. Nähere Nachrichten fehlen noch.

Herr, wie wunderbar sind Deine Wege, wie unerforschlich sind Deine Gedanken! Aber denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen.

Geschäftliche Mitteilungen.

1. Im Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission sind zwei neue Schriften erschienen: Konfiskatorialrat R. Foertsch: Ein Bahnbrecher. 60 Kpf. Pfarrer Lic. Holsten: Das Evangelium und die Völker. 2,40 RM. Bestellung durch die Buchhandlung.
2. Das Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1938 der „Großen Biene“ ist fertiggestellt und wird auf Wunsch kostenlos vom Sekretariat zugesandt.
3. Im Heimatdienst-Verlag ist ein neues Missionsbildblatt erschienen: „Der Acker ist die Welt.“ Bestellung durch unser Sekretariat. Preise: 1 Stck. 15 Kpf., ab 100 Stck. 14½ Kpf., ab 300 Stck. 14 Kpf., ab 500 Stck. 13½ Kpf., ab 1000 Stck. 13 Kpf., ab 2000 Stck. 12 Kpf., ab 5000 Stck. 11 Kpf., ab 10.000 Stck. 10 Kpf.

Für den Inhalt verantwortlich: Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau.

Verlag der Gossner'schen Mission, Berlin-Friedenau.

Postcheckkonto Berlin 7950 für die Gossner'sche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin 173 96.

Druck: Heinrich Beente, Berlin C 2

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSSTEIN

Monatsblatt der Gößnerischen Missionsgesellschaft

findet
die Biene auf
ihrem fluge viel / bringt
sie Ergiebiges von ihrem
weiten Felde zurück / und
kann sie Köstliches daran
berelten / so bringt sie es u.
fordert zum Danke auf u.
zum Preise des Herrn /
der es gegeben / dem der
Weinberg u. alles / was
darinnen ist / gehört



findet
sie wenig oder
Nichts / findet sie es
mager und kommt
leer zurück / so kann
sie auch nichts geben /
als etwa zum eifrigen
inbrünstigen Gebete
erwecken / daß der Herr
diesel mehr bethau
und Pfingstregen da
rauf fallen lasse

Der Herr / daß die Erndte und das ganze Arbeitsfeld / so wie die Ehre und
die Schande ist / wolle die geringe Arbeit der Biene segnen / an ihr selbst u.
an Allen / die von ihrer Arbeit etwas genießen werden. Amen / Joh. Gößner

107. Jahrg.

Berlin-Friedenau, April 1940

Nummer 4

Aus reiner Lieb allein.

„Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote!“ Joh. 14, 15.

Monatspruch der Kirche.

Auch das Gesetz des Alten Testaments fordert von seinen Gläubigen die Erfüllung der göttlichen Gebote — aus Gehorsam. Unermülich hämmert es sein „du sollst“ und „du sollst nicht“ in die Menschenherzen hinein — wie ein Meißel, der den Stein bearbeitet. Anders das Neue Testament. Nicht, daß es das Gesetz auflöste: alle Gottesgebote bleiben in ihrer Unabdingbarkeit bestehen. Aber das Neue Testament weist den Weg, sie zu erfüllen, indem es auf Christus hinweist, der das Gesetz Gottes erfüllt hat — aus reiner Lieb allein. Nur die vollkommene Sohnesliebe Jesu Christi zu seinem himmlischen Vater leistete den vollkommenen Gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum sagt der Apostel, der so ernst und schonungslos wie kein anderer um die Erfüllung des Gesetzes gerungen hat, Paulus: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“ Diese Liebe ist ein Gottesgeschenk. Sie wird in unseren Herzen entzündet durch den heiligen Geist. Um diese Liebe betet die Gemeinde, wenn sie im Pfingstlied singt: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott! Erfüll mit deiner Gnaden Gut deiner Gläubigen Herz, Mut und Sinn, dein brünstig Lieb entzünd in ihr'n.“ Allein in der Kraft dieser gottgewirkten Liebe wird den Menschen das Gesetz Gottes erfüllbar.

Bei dieser Liebe handelt es sich nicht um ein verschwommenes Gottgefühl. Ihre Echtheit wird daran erkannt, daß sie auf die Erfüllung der Gebote Gottes ausgerichtet ist. Darum sagt Christus zu seinen Jüngern: „Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote!“ Ob die Liebe Jesu Christi lebendig in unseren Herzen wohnt, das soll sich daran erweisen, daß wir ihn gehorsam sind, wie er seinem Vater gehorsam war. Das Gebot aber, in dem alle Gebote unseres Herrn zusammengefaßt werden, ist sein Tauf- und Missionsgebot: „Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet in den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und sie halten lehret alles, was ich euch befohlen habe!“ Wir können diesen Befehl unseres Herrn nur ausrichten, wenn die Liebe Jesu Christi uns

dazu dringt. Nur diese Liebe vermag die äußeren und inneren Schwierigkeiten zu überwinden, die der Erfüllung des Missionsbefehls entgegenstehen. Ein Missionswerk, das nur aus Tradition, nur aus einer von unseren frommen Vätern überlieferten Verpflichtung fortgeführt wird, wird bald erlahmen. Andererseits ist jede Lähmung und Passivität im Werte der Mission ein Kennzeichen dafür, daß es der Gemeinde Jesu an der Liebe fehlt, die der Herr der Gemeinde zu jeder Zeit von seiner Jüngerschaft erwartet. Diese Liebe will immer wieder geschenkt und erbeten sein. Darum laßt uns mit dem Kirchenliederdichter beten — ohne Unterlaß:

„Mein Wirken, Wollen und Beginnen
sei kindlich, folgsam deinem Trieb.
Bewahr mein Herz und alle Sinnen
untadelig in Gottes Lieb!

Lofies.

Eindrücke von meinem Besuch in der Gossner-Mission.

Es war für mich eine große Freude, daß ich nach dem Abschluß der großen Konferenz in Tambaram bis zur Abfahrt meines Dampfers nach Ostafrika einen Monat Zeit hatte, um mich noch auf den Missionsfeldern der Leipziger, der Breklumer und der Gossner-Mission etwas umzusehen. Der wichtigste unter diesen Besuchen war der bei der Gossner-Mission, weil es dort zugleich einen Dienst zu tun gab, für den die in diese Zeit hineinfallende Mahasabha so gute Gelegenheit gab. Hierüber hat D. Ihmels, mit dem ich gemeinsam Ranchi besuchten konnte, bereits in der vorigen Nummer Bericht gegeben. Ich ergänze das noch durch einige persönliche Eindrücke.

Da gilt es zunächst einmal, die schöne Station Ranchi selber zu rühmen. Es ist die umfangreichste Missionsstation, die ich auf vielen Reisen und auf vielen Missionsfeldern persönlich zu sehen bekommen habe. Nur die großen Institute wie die Missionsuniversitäten und andere Hochschulen, so z. B. Tambaram selbst, sind davon auszunehmen. Was für ein großes Geschenk hat mit diesem großen Grundstück einst die Gossner-Mission empfangen? Ich denke in dem Augenblick an die kümmerlichste unter allen Stationen, die ich gesehen habe. Es war die ursprüngliche Missionsstation in der chinesischen Stadt Nanyung im Nordflußgebiet in der Provinz Kwangung. Da hatte einst Missionar Leuschner nach unsäglichem Mühen ein chinesisches Haus gemietet, das inmitten der engen chinesischen Straßen lag und von lauter anderen Häusern eingeschlossen war. Als seine junge Frau ihm dorthin nachkam, durfte sie, um die chinesische Sitte nicht zu verletzen, dieses Haus Monate hindurch nicht verlassen und hatte vor sich nichts von freier Natur außer einem kümmerlichen Baum in dem engen Hof des Hauses und war beständig umgeben von den unbeschreiblichen Gerüchen chinesischer Häuser und verfolgt von den neugierigen Blicken der Chinesinnen. Wie frei und weit ist der Blick auf einer solchen Station wie Ranchi! Mit welchem Geschick sind die Häuser indisch und doch auch für den Europäer behaglich aufgebaut und eingerichtet. Was für einen großartigen Obst- und Gemüsegarten hat Missionar Kerschis dort unter seinen geschickten, treuen Händen gehabt! Die große und ansehnliche Kirche liegt dicht an der Straße, so daß auch Fremde sie schnell finden. Aber dahinter dehnt sich der weite Raum des Stationsgebietes mit seinen vielen Häusern und seinen mancherlei verschiedenartigen Missionsarbeiten aus. Die liebevolle Gastlichkeit, die wir von Präses Stosch empfangen und die uns vor den freilich recht arbeitsreichen Tagen der großen Kirchenversammlung wahre Erholung nach den anstrengenden Wochen der Konferenz in Tambaram und der gleich darauf folgenden Konferenz in Tranquebar brachte, wurde für mich noch durch die Freude erhöht, dort Missionar Vorutta, meinen einstigen Schüler im Seminar, und Frau Vorutta wiederzufinden, die viele Jahre hindurch als Fräulein Büniger die Hausdame in unserem Missionshause gewesen war. Ich hatte das Paar schon in Tambaram begrüßen können, als sie von ihrem Dampfer aus einen Absteher zur Konferenz gemacht hatten und uns dort als eine große Ueberraschung entgegentraten. Aber die Sitzungen in Tambaram hatten mir damals nur wenige Minuten übriggelassen. Nun war es eine Freude, mit Voruttas länger zusammen zu sein und sich mit

ihnen auf ihr eigentliches Missionsfeld in Assam zu freuen, wohin sie der von dort gekommene Missionar Radtich nach der großen Kirchenversammlung mitnehmen sollte. Auch die Missions-Hochschule, deren schöne Gebäude nahe der Kirche liegen, tat das ihre, um uns mit all den anderen Teilnehmern der großen Kirchenversammlung zu erfreuen. Wir hatten an einem Abend dort einen Empfang, der für mich, der ich ja zum erstenmal in Indien war, besonders durch die dabei entfalteten indischen Sitten interessant war. Es war eine Leistung, die wir alle sehr bewunderten, daß unter der straffen, sachkundigen und freundlichen Leitung von Dr. Wolff und seiner tatkräftigen Frau an diesem Abend die ganze Menge der Teilnehmer in indischer Weise bewirtet werden konnte. Dabei wurde manches gute Wort auch von den Indern gesprochen und Lieder gesungen, die fremd in unsere Ohren klangen, aber doch als Lob Gottes aus indischem Munde auch unsere Herzen berührten. Für unseren Gaumen und auch für unsere Keimlichkeits- und Bequemlichkeitsvorstellungen war manches dabei recht fremd; aber um so dankbarer waren wir, daß diese fremde Welt uns einmal so nahegebracht wurde. Auch diente der Abend recht gut den eigentlichen Aufgaben der Konferenz, weil ja gerade die Hochschule allerhand Fragen aufgab, die auf der Versammlung zu lösen waren. Manche sachlichen Schwierigkeiten wurden leichter gelöst, weil man in so freundlicher Weise in brüderliche Gemeinschaft hineingezogen war.

Es war ein schöner Anblick, als die große Versammlung begann und wir den größeren Teil des Kirchenschiffes mit so vielen Vertretern der jungen Missionskirche vor uns sahen. Man bekam leicht einen Eindruck von der Größe der Kirche, die von diesen Vertretern dargestellt wurde. Unter ihnen waren viele, die in ihrem Auftreten und Sprechen den Eindruck gereifter Persönlichkeiten machten, die zielbewußt und mit Selbstzucht ihre Meinungen vortrugen. Und wenn einmal Uneiser dazwischen war, dann verstand es Präses Stosch, mit unwiderstehlicher Freundlichkeit den Sprecher um die Schultern zu fassen und ihm den Rat zu geben, lieber erst noch ein bißchen älter zu werden, ehe er fortführe, bis er unter der freundlichen Heiterkeit aller wieder auf seinen Platz zurückging. Wie wertvoll ist es doch, daß so viele Prediger als einstige Schüler zu Präses Stosch als ihrem Lehrer mit aufrichtiger Ehrfurcht und Liebe aufschauen. D. Ihmels und ich hatten die Freude mit einem ausgewählten Kreis von Mitgliedern, also mit den eigentlichen Führern der Kirche, an einem Abend eine Sonderunterhaltung führen zu dürfen. So groß war das brüderliche Vertrauen, das Präses Stosch uns entgegenbrachte. Es hatte aber auch den Vorzug, daß diese Männer das Gefühl bekamen, manche Fragen, die ihnen auf dem Herzen lagen und die sie doch nicht gern auf der großen Versammlung äußern wollten, uns gegenüber offen auszusprechen, und wir konnten ihnen bei dieser Gelegenheit noch besser als in der großen Versammlung manche Illusionen aus guter Sachkunde heraus nehmen, die für einen ruhigen Fortgang der Arbeit nur störend sein konnten. Es ist ja nur zu leicht verständlich, daß sie über die wirklichen Verhältnisse in Deutschland und in Amerika sich keine richtigen Vorstellungen machen konnten und sich mit Hoffnungen trugen, die ohne rechten Grund waren. Es kam dazu, daß sie einen Gast aus Amerika, der vor der großen Konferenz in Tambaram bei ihnen war, mit dem wir aber alles hatten durchsprechen können, ganz erheblich mißverstanden hatten. So war dieses Gespräch wohl wirklich für den harmonischen Ausklang der großen Kirchenversammlung nicht ohne Wert. Dabei hatte ich den Eindruck, daß diese Führer wirklich verständige Leute waren, mit denen man offen und deutlich reden konnte. Es sind freilich auch trotz des guten Verkaufes der Kirchenversammlung noch manche Probleme übrig geblieben, wobei auch Persönlichkeiten unter den eingeborenen Führern der Kirche keine unwesentliche Rolle spielen. Dazu werden auch die neuen Ereignisse in Indien, die mit dem Ausbruch des europäischen Krieges im Zusammenhang stehen, sicher manchen Anlaß zu neuer Verwirrung der Gedanken und zu neuen undurchführbaren Plänen gegeben haben. Es würde mich jedenfalls nicht wundern, wenn das der Fall wäre, und es ist ein wahres Gottesgeschick für diese junge Kirche, daß Präses Stosch so bald wieder aus dem Interniertenlager nach Ranchi zurückkehren und mit seiner bewährten Hand die Führung der Kirche wieder übernehmen konnte.

Vor der Konferenz hatte ich die Freude, vier Tage auf der Station Rajgangpur bei Missionar F. Schulze und seiner Frau zuzubringen. Er ist ja auch aus unserem Seminar hervorgegangen, und wir kannten uns daher von seiner Seminarzeit her. Seine Station

gleich in ihrem Zuschnitt dem Durchschnitt der Missionsstationen in anderen Missionen, z. B. auch in der Berliner Mission. Ich hatte die Freude, dort einen Gottesdienst mitzuerleben, erst im Kindergottesdienst zu den Kindern und dann im Hauptgottesdienst zu den Erwachsenen sprechen zu können. Dabei sah ich auch etwas von der volksnahen Art, in der in dieser Kirche die Christen ihre Kirchenabgaben leisten. Frauen stellten ihre Körbe mit Reis auf die Altarstufen, den sie während der Woche dadurch gesammelt hatten, daß sie bei jeder Mahlzeit eine Hand voll Reis in diesen Korb hineintaten. Wenn in allen Familien, die zu dieser Kirche gehören, regelmäßig diese tägliche Opfergabe dargebracht würde, so würde die finanzielle Selbstständigkeit der Gemeinden nur noch geringe Sorgen machen. Darum wurde ja dann auch in der Kirchenversammlung sorgfältig darauf hingearbeitet, daß alle Hemmungen, die einem solchen täglichen Opfer im Wege stehen, in Wegfall kommen. Den stärksten Eindruck hat mir bei einem Besuch auf einer Landstation aber die Teilnahme an einer abendlichen Gebetsversammlung gemacht. Sie fand, einen Fußmarsch von etwa einer Stunde von der Station entfernt, in einem kleinen Dorfe statt, wo wir uns mit allen Christen aus dem Dorfe in einem Häuschen, man muß schon sagen in einer Hütte, versammelten. Wie unsäglich armselig waren doch die äußeren Bedingungen dieser Gebetsversammlung. Eine Stallaterne, die wir mitgebracht hatten, und eine, die den Leuten gehörte, brachten etwas Dämmerung in diesen Raum, in dem die Christen teils auf der Erde hockten, teils an den Wänden standen. Aber die Aufmerksamkeit dieser Leute war trotz des mühseligen Sprechens mit Dolmetscher so groß, daß es mir eine besonders große Freude war, vor ihnen etwas von dem Worte des Herrn und von seiner inneren Hoheit deutlich zu machen. Dann schloß sich eine Gebetsgemeinschaft an, in der viele das Wort nahmen, und vor allem wurde Lied auf Lied gesungen. Es waren Badsjans, diese christlichen Lieder in indischer Form und nach indischen Melodien. Sie wurden nicht müde, sie zu singen, und man spürte ihnen ab, wie ihre Seele mitsang und wie in diesen Liedern die Freude am Evangelium und die Sehnsucht und Hoffnung auf die Ewigkeit Gestalt gewonnen hatten.

D. Ihmels berichtete schon, daß wir in Govindpur Gelegenheit hatten, mit Staunen festzustellen, wie groß der Arbeitskreis, die Verantwortung und die Auswirkung in der Schwesternarbeit sein kann. So jung auch die Mitarbeit lediger Missionarinnen in der Goshner-Mission noch ist, so habe ich doch den Eindruck gehabt, daß hier ein ganz besonders wichtiger und gesegneter Zweig der Arbeit entfaltet wird. Wie schön war auch das Zusammenhalten der Schwestern untereinander und ihre unverzagte Arbeitsfreudigkeit bei all den unsäglich schwierigen, mit denen sie zu ringen haben. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, unter dem ungeheuren Wechsel des indischen Klimas, bald unter den furchtbaren Regenfluten, bald in der sengenden Trockenheit seinen Dienst zu tun und vieles Reisen und Wandern nicht vermeiden zu können. Es ist mühsamer, durch sandige und schlammige Wege mit dem Rad zu fahren als auf den Asphaltstraßen Berlins. Wie vielseitig ist diese Frauenarbeit: in der Krankenpflege, bisweilen auch in der aufreibenden Form des Kampfes gegen Epidemien, in der Besuchsarbeit unter den Frauen, in der Leitung von Versammlungen, in der Schulung der so überaus wichtigen Bibel Frauen und in der Aufsicht über die Mädchen Schulen. Ueberall gilt es, daran zu arbeiten, daß ein christliches Frauenideal gesehen und erstrebt wird, daß ein neuer Geist in das Familienleben und die Kindererziehung kommt, und daß die Frauen sich als Glieder der Kirche verstehen lernen. Das ist schon ganz äußerlich von großer Wichtigkeit, weil es ja von ihnen in wesentlichen abhängt, ob und inwieweit die Reis-Abgabe für die Bedürfnisse der Kirche durchgeführt wird. Der Schwestern sollte man mit besonderer Liebe und Fürbitte gedenken.

Indien ist nun auch in die Fragen und Wirren des Krieges hineingezogen worden. England will, wie im Weltkriege, den Reichtum und das Menschenmaterial Indiens für seinen Krieg gegen uns verwenden. Indien wehrt sich tapfer dagegen und will nicht noch einmal die Enttäuschung erleben, die ihm der Weltkrieg brachte, sondern zum mindesten seinem Freiheitsziele näherkommen. Schon vor einem Jahre bekam man bei solch einer Reise durch Indien einen starken Eindruck von der großen politischen Erregung, in der die Völker



Die Missionsdirektoren D. Knak und D. Ihmels im Kreise der Gossnerschen Missionsgeschwister.

Von links nach rechts stehend: Borutta, Irene Storim, Frau Dr. Wolff, Radsich, Frau Missionar Klimkeit, Klimkeit, Lic. Stofsch, Kerschis, Schulze, Dr. Wolff, Jellinghaus, Frau Missionar Borutta, Hedwig Schmidt, Frau Missionar Jellinghaus. — Sitzend: Auguste Fritsch, D. Dr. Ihmels, Frau Kerschis, D. Knak, Anni Diller (Christine Kerschis mit Anita Jellinghaus).

Indiens stehen. Das spiegelte sich in der großen Versammlung der Aboriginer (Ureinwohner), die während unserer Anwesenheit in Ranchi stattfand und von der D. Ihmels berichtete; das spiegelte sich in dem gewaltigen inneren Wachstum der Kongresspartei, in der die Hindu unter Mahatma Gandhi und Mehrn ihrer Freiheit zustreben; das spiegelte sich aber auch in manchem Gespräch mit einzelnen Hindu wieder, wofür die langen Eisenbahnfahrten gute Gelegenheit gaben. Man kann nur mit größter Spannung auf die Entwicklung des Kampfes sehen, den jetzt Indien mit der englischen Regierung kämpft. Wie es aber auch werden mag, soviel ist sicher, daß eine wirkliche Erneuerung dieser großen Völkervelt — denn Indien birgt nicht ein Volk, sondern viele in sich — nicht durch politische Freiheit, sondern allein durch eine Wiebergeburt von innen her erhofft werden kann. Ein erneuertes Familienleben, eine höhere Würdestellung der Frau, ein entschlossener Kampf gegen die indische Sinnlichkeit, ein Ringen um Tatkraft und Pflichttreue, eine Befreiung von dem Bann der Götzenfurcht und der falschen Heiligenverehrung müssen kommen, wenn Indien wahrhaft befreit werden soll. Das alles kann nur Geschenk von oben sein und nur durchgeführt werden von solchen, die da begriffen haben, welche Freiheit Christus denen bringt, denen er zum Herrn geworden ist, d. h. Indien kann nicht frei werden ohne das Evangelium und ohne eine lebendige Kirche. Das Werden einer jungen selbständigen Kirche, wie es in Chota Nagpur der Fall ist, ist ein gewaltiger Schritt zu dieser wahren Freiheit.

Missionsdirektor D. S. Knak.

Ein Bergparadies.

(Fortsetzung.)

Immer weiter ging es die Bergstraße in das Himalaya-Gebirge hinein. Wir ahnten nicht, was unser noch wartete. Jetzt hielt unser Wagen. Vor uns war eine Brücke über ein tiefes Tal gezogen. Wir mußten aussteigen, und das Auto fuhr allein hinüber. Wir erkannten zuerst den Grund dafür nicht. Die Brücke sah ja so stabil aus. Doch da entdeckten wir, daß es sich um eine Hängebrücke handelte, die an sechs Seilen befestigt war. Während wir dem Auto nachfolgten, staunten wir über diese Leistung des Menschen, der noch an dieser Stelle eine Brücke hatte bauen können. An die Gefahren der Bergstraße hatten wir uns gewöhnt und hatten wieder Freude an der Fahrt. Plötzlich aber mußte unser Auto halten, weil es einfach nicht mehr weiterging. Ueber die schmale Bergstraße hatte sich ein entwurzelter Urwaldbriesel gelegt und versperrte die Weiterfahrt. Von einem uns entgegenkommenden Nepalesen erfuhren wir, daß der Regen des Nachts große Verwüstungen angerichtet und im ganzen 25 Erdruische verursacht hatte. Die Straße mußte für acht Tage gesperrt werden. Acht Tage warten? Nein, das konnten wir nicht. Dazu reichte weder unsere Zeit noch unser Geld. So stand es bei meiner Frau und mir fest, daß es weiter gehen mußte. Ich erkundigte mich nach dem nächsten Ort. Noch zwei Meilen hatten wir bis zu ihm zurückzulegen. Da kamen Kulis, Lastträger, des Weges. Sie freuten sich, daß wir festsaßen und sie nun Geld verdienen konnten. Unser Gepäck war nicht leicht; aber zwei Männer legten ihre Tragbänder um das Gepäck, hängten sich die Ladung um die Stirn und zogen los. Meine Frau und ich kamen aus dem Staunen nicht heraus. Jeder Kuli hatte ungefähr zwei Zentner zu schleppen; aber ohne auch nur ein einziges Mal abzusetzen, schleppten sie die Last 3 Kilometer weit. Wir hatten vor unserer Reise in irgendeinem englischen Buch gelesen, daß eine Nepalesin ein ganzes Klavier mit dem Stirntragband aus dem Tal bis hinauf nach Darjeeling getragen hatte. Nun glaubten wir es.

Unser Marsch führte uns durch Schlamm und Wasser über die zerstörte Straße. Schuhe und Strümpfe hatten wir anbehalten, um besser laufen zu können. Keiner von uns seufzte; es hieß nur immer: vorwärts. Unser Autoflenker, der uns verblüfft nachsah, war über die Leistung seiner Kunden überrascht. Uns störte das weiter nicht; wir staunten über die Furchtbarkeit der Naturgewalten, die hier gewütet hatten. Was Menschen für viele Jahrzehnte gebaut zu haben glaubten, das war in einer Nacht vernichtet worden. Zwischendurch überlegten wir, wie wir weiterkommen könnten. Unser Chauffeur hatte von Pferden gesprochen, mit den man sehr gut und billig reisen könnte. Aber fünf kleine Bergpferde hätten wir uns mieren müssen, beinahe eine kleine Karawane, und das wäre uns zu teuer geworden. Einmal sanken wir bis über die Knie in ein reißendes Gebirgswasser ein und hatten große Mühe, uns auf den Füßen zu halten und nicht mit in den Abgrund hinuntergerissen zu werden. Hier hatte sich ein Wasserfall über Nacht einen neuen Weg gebahnt, quer über die Bergstraße. Endlich, nach einer guten Stunde, hatten wir unser Ziel erreicht. Dort erfuhren wir, daß schon ein Extradienst mit einem Auto eingelegt war. Nun fielen unsere Sorgen mit den Pferden weg. Meine Frau freute sich darüber, weil ihr dadurch der erste Ritt in ihrem Leben erspart blieb. Der Omnibus stand schon da, und wir konnten einsteigen. Erst galt es aber, die Träger zu entlohnen. Hier in Indien muß man dabei immer etwas abhandeln; denn je mehr man gibt, um so unverschämter betteln die Leute um ein größeres Trinkgeld. Jeder der Kulis verlangte 3 Rps. (1 Kupie = 1 RM.). Das war für indische Verhältnisse unglaublich hoch; sie forderten diesen Preis auch nur, weil sie keine Konkurrenz hatten. Ich gab beiden zusammen 3 Rps., und sie waren zufrieden. Was der Sahib ihnen für die eine Stunde gegeben hatte, hätten sie bei dem Straßenbau in drei Tagen erarbeiten müssen. Endlich konnte ich die Tür des Omnibus zullappen, und nun ging es in die Höhe.

Wir staunten immer wieder darüber, wie auch hier der Wagenlenker den großen, schweren Omnibus geradezu elegant um die Kurven herumlenkte. Der Wagen sauste den

Berg hinauf. 1 500 Meter mußten wir in einer Strecke von 8 Kilometer emporsteigen; aber immer weiter und immer mit der gleichen Geschwindigkeit ging die Fahrt, oft so schnell, daß wir beide wünschten, ach wäre das Ziel erst da. Wehe, wenn der Mann einen Fehlgriß machte. Neben ihm sitzt kein zweiter Chauffeur, nur meine Frau darf den Platz neben ihm einnehmen; aber sicher wie auf ebenem Gelände fährt er dahin und fragt wenig nach den Empfindungen seiner Fahrgäste. Wir atmen auf, als der Wagen endlich hält. Aussteigen: Kalimpong ist da! Ein anderes Auto bringt uns in unser Quartier. Dort werden wir von Miß Clemance, unserer englischen Gastgeberin, empfangen. Wir sind dankbar dafür, daß Gott uns so durch alle Schwierigkeiten hindurch geführt hat.

Hoch oben in den Bergen wohnen wir, 2500 Meter hoch. Es ist erhehend, in der Frühe des Morgens beim Aufgang der Sonne das goldene Leuchten des ewigen Schnees zu sehen. Nicht oft — jetzt in der Regenzeit, die auch hier in diesen Monaten ist, aber wir sehen den Kangchenjanga hin und wieder zu uns herüberleuchten. Vielleicht ist es gut, wenn ich dazu schreibe, daß er der dritthöchste Berg der Welt ist. Dr. Filchner ist jetzt dort in Sikkim, um den Berg näher zu studieren. Auch uns lockt der weiße Kiese, aber die Zeit und das nötige Geld zu solcher Tour ist nicht für uns da. So freuen wir uns an seinem prächtigen Anblick. Wenn es nicht so warm ist und nicht regnet, machen wir kleine Touren in die Berge und Schluchten hinein. Aber solche Ausflüge darf man hier nicht zu sehr ausdehnen, die Luft macht uns nach zwei bis drei Stunden müde und schlaff. Man kommt in Indien auch bei 2000 Meter Höhe bergauf und bergab tüchtig ins Schwitzen. Aber das eine steht fest, wir sind froh, in Kalimpong zu sein, brauchen wir hier doch nicht täglich solche Bäche Schweiß zu vergießen, wie wir es in Assam auch beim Nischetun tun müssen.

Das Gebäude, in dem wir wohnen, gehört zu den St. Andrew-Schulen in Kalimpong. Diese Schulen sind eine Gründung des Schotten Dr. Graham. Er wirkte hier zuerst als Missionar. Dann erkannte er die Not der sogenannten Anglo-Indier. So sammelte er alle Kinder aus Indien, die entweder eine weiße Mutter haben (das kommt aber nur sehr selten vor) und einen braunen Vater oder eine braune Mutter und einen weißen Vater (meist Farmer). Das letzte ist an der Tagesordnung. Die Kinder aus diesen Mischehen sind tief zu bedauern. Die Weißen sehen sie nicht als die Ihrigen und die Indier auch nicht als ihresgleichen an. So stehen diese armen Menschenkinder zwischen den Rassen. Diese Mischlinge sammelt nun Dr. Graham und gibt ihnen eine ausgezeichnetere Ausbildung in Schule, Haus und Farm. Es ist erstaunlich, was diesen Kindern hier alles zur Verfügung steht und wie gut sie es haben. Sogar ein Schwimmbassin ist im Freien angelegt, und wir beide freuen uns, es auch benutzen zu können. Es ist alles bis in das kleinste geregelt, und wenn die Kinder sich in der Schule als befähigt zeigen, steht ihnen sogar der Weg zum Universitätsstudium offen. Für die anderen wird auch gesorgt. Das ganze Leben dieser Kinder wird, soweit es möglich ist, liebevoll kontrolliert; nur wenige, die die ihnen erwiesenen Wohltaten nicht zu schätzen wissen und ausreißten. 600 Kinder zählt man in diesen Anstalten. Als wir am ersten Sonntag den Gottesdienst in der schönen Schulkirche miterlebten, waren meine Frau und ich aufs tiefste erschüttert,



Eine Anglo-Indierin

als wir diese vielen Anglo-Indier vor uns sahen: das Haar blond oder rotblond, meist aber tief schwarz; sieht man den Kindern ins Gesicht, vor allem in die meist tiefdunklen Augen, so erkennt man ohne weiteres, daß sie keine Europäer sind. Sie verleben hier alle eine sonnige Jugend. Viele von ihnen werden schon in einem Alter von vier bis sechs Wochen hierher gebracht. Bedingung ist nur, daß sie alle gesund sind. Wir konnten zwei Häuser aussuchen und hatten unsere Freude an der blühenden Sauberkeit. Gestern waren wir bei den Kleinsten. Ein kleines Mädchen von zwei Jahren kam mir nach und wollte durchaus auf den Arm genommen werden. Nun, den Gefallen habe ich ihm getan. Ein liebliches Ding war es: das Haar ganz blond; aber die Augen verrieten alles. Sie waren erfüllt von echt indischer Schwermut. Von ihren Hausmüttern, Tanten und Lehrern empfangen diese Kinder viel Liebe; der Gründer weiß nur zu gut, daß diese Kinder, wenn der Lebenskampf für sie beginnt, an der Not des Lebens schwer genug zu tragen haben werden. Dr. Grahams großes Schulwerk hat keine bestimmten Einnahmen; es ist von den Gaben der Freunde abhängig, die diese Arbeit unterstützen, und hat in dieser Zeit finanziell schwer zu kämpfen. Wir wohnen in einem Erholungshaus für Missionare, das von einer Missionsarbeiterin zu diesem Zweck gestiftet wurde.

Missionar Borutta.

Nachrichten aus unserer Arbeit.

1. Aus Indien sind Briefe eingegangen, die aber nichts Neues bringen, sondern nur die alten Nachrichten bestätigen. So schreibt Präses Lic. Stosch, daß sich alle unsere Missionsgeschwister wohl befinden und — mit Ausnahme von Missionar Radsick, der in Assam arbeitet — durch Anordnung der Regierung auf unserer Hauptstation Ranchi zusammengezogen sind. Präses Stosch und seine Mitarbeiter — so heißt es wörtlich — „führen die Gemeindearbeit und die theologische Arbeit voll und ganz durch“. Missionar Borutta bereitet sich auf sein Sprachexamen vor, das im März stattfinden soll. Schwester Auguste Friß ist am 12. März von Bombay abgefahren und trifft am 25. März in Genua mit dem Dampfer „Bianca Manu“ (Lloyd Trieste) ein. Präses Stosch selbst hat eine sehr arbeitsreiche Zeit hinter sich und auch noch vor sich. Im Februar hat er eine Rundreise durch das gesamte Missionsgebiet angefangen und ist erst am Karfreitag für längere Zeit nach Ranchi wieder zurückgekehrt. Er ist sehr dankbar dafür, daß er diese Arbeit und die Oberaufsicht über die verschiedensten Missionsbezirke durchführen und im Zusammenhang damit, wo es notwendig ist, die einzelnen Gemeinden besuchen kann. Bisher habe niemand einen Grund zu irgendwelchen Klagen. Präses Stosch läßt im Namen aller Missionsgeschwister die Missionsfreunde und Missionsgemeinden in Deutschland grüßen.

2. Den Gruß des uns unbekanntes, aber Gott bekannten treuen Freundes (Pred. 11, 1) erwidern wir mit den Worten des 100. Psalm.

Endlich sei zu Nummer 2 (Februarnummer) unseres Missionsblattes bemerkt, daß Missionar Speck, dessen Bericht wir in dem dortigen Nachrichtenteil brachten, nicht der Gossnerschen, sondern der Breklumer Mission angehört.

L.

Unsere Anschrift: Gossnersche Missionsgesellschaft, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19—20. Unser Postcheckkonto: Berlin 79 50; das Postcheckkonto für die Buchhandlung: Berlin 137 96.

Für den Inhalt verantwortlich: Missionsinspektor Lotkes, Berlin-Friedenau. Verlag der Gossnerschen Mission, Berlin-Friedenau.

Druck: Heinrich Beenten, Berlin G 2

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Monatsblatt der Gossnerschen Missionsgesellschaft

findet
die Biene auf
ihrem fluge viel/bringt
sie Ergiebtes von ihrem
weiten Felde zurück/und
kann sie köstliches daraus
berelten/so bringt sie es u.
fordert zum Danke auf u.
zum Preise des Herrn/
der es gegeben/dem der
Weinberg u. alles was
darinnen ist/gehört



findet
sie wenig oder
Nichts/ findet sie es
mager und kommt
leer zurück/so kann
sie auch nichts geben/
als etwa zum eifrigen
inbrünstigen Gebete
embeckten/das der Herr
das Feld mehr behauet
und Pfingstregen dar
rauf fallen lasse

Der Herr/daß die Erndte und das ganze Arbeitsfeld/so wie die Ehre und
die Schande ist/wolle die geringe Arbeit der Biene segnen/an ihr selbst u.
an Allen/die von ihrer Arbeit etwas genießen werden. Amen/Joh. Gossner

Ein Gruß aus Asien.

„Es grüßen euch die Gemeinden in Asien.“ 1. Kor. 16, 19.

Es war am 9. Juli 1706, als die beiden ersten deutschen Missionare, Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau, auf der Reede von Tranquebar in Südindien landeten. So sind es denn mehr als 230 Jahre her, daß Deutschland und Indien miteinander in Berührung kamen — durch die deutsche evangelische Mission. Diese Verbindung hat weder der letzte Weltkrieg noch der gegenwärtige Kriegszustand zerreißen können. Es war sicher gegen den Willen Englands, daß die deutschen Missionare nach ihrer Ausweisung im Jahre 1916 und fast zehnjähriger Trennung vom Missionsfelde wieder nach Indien zurückkehren durften. Die indischen Christen selbst wünschten es. Und auch in diesem Kriege zeigt es sich, wie stark und innig die Beziehungen sind, die die deutsche Mutterkirche mit den jungen werdenden Kirchen in Indien verbinden. Eine weitverbreitete christliche Wochenzeitschrift in Indien brachte eine Botschaft des Nationalen Christenrates von Indien zum Abdruck, in der dessen Vorsitzender, der in weiten Kreisen hochgeschätzte Bischof von Dornakal, angesichts der schweren Lage, die durch den Krieg für die Kirchen und christlichen Missionsgesellschaften in vielen Teilen der Welt, nicht zuletzt in Indien, entstanden ist, an die Christenheit aller Länder folgenden Aufruf richtet:

„Durch die vorliegende Botschaft möchte der Nationale Christenrat von Indien die einzelnen christlichen Mitarbeiter, Missionsgesellschaften und Kirchen von seinem Entschluß in Kenntnis setzen, alles, was in seiner Macht steht, zu tun, damit die der Missionsarbeit durch den Krieg verursachten Verluste und Einschränkungen nach Möglichkeit verringert werden und ihrer Arbeit kein wesentlicher Abbruch getan wird. Der Rat gedenkt in freundschaftlicher Weise seiner deutschen Mitbrüder in der Reichsgottesarbeit, die interniert worden sind, und spricht ihnen angesichts der über sie gekommenen schweren Prüfung (Trennung von der Familie und der gewohnten Arbeit) seine tiefe Anteilnahme aus. Er versichert sie der besonderen Fürbitte ihrer indischen Glaubensbrüder unter Berufung auf das neutestamentliche Wort: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit.“

Was haben wir auf diesen Gruß zu erwidern? Wir danken der indischen Christenheit dafür, daß sie unbeeinflusst durch die feindliche Kriegspropaganda den Zusammenhang mit der deutschen Mission aufrechtzuerhalten versucht, ja, mehr noch, daß sie — anders als im letzten Weltkriege — ihr Herz dem Hasse verschließt und der Liebe öffnet, indem sie in brüderlicher Fürbitte der deutschen Missionare und ihrer Arbeit in Indien gedenkt.

Mitten in der Kriegszeit ein Gruß aus Asien. Wir erwidern ihn, indem auch wir nicht nachlassen, für die indischen Missionsgemeinden, im besonderen auf dem Gofnerschen Missionsfelde, zu beten. Solange diese Kette gegenseitiger Fürbitte nicht reißt, werden wir als Glieder an dem einen Leibe erfunden, dessen Haupt Jesus Christus ist.

„Er das Haupt, wir seine Glieder, / er das Licht und wir der Schein,
Er der Meister, wir die Brüder, / er ist unser, wir sind sein.“

Darum: Betet füreinander ohne Unterlaß!

— — — und wenn eurer Liebeskette Festigkeit und Stärke fehlt,
So stehet um die Wette, bis sie Jesus wieder stählt.“

Lofies.

Johannes E. Gofner und die Missionsdiakonie.

Ein Erinnerungsblatt zu einem hundertjährigen Jubiläum.

Es war ein bedeutsamer Tag, als am 13. Oktober 1836 Theodor Fliedner seine Diakonissen- und Krankenanstalt in Kaiserswerth eröffnete und damit die Grundlage für „das Diakonissenamt der Neuzeit“ legte. Einige Tage später war Gertrud Reichardt als erste Diakonisse eingezogen und hatte die Arbeit aufgenommen. Nun wuchs die in Glauben und Hoffen gelegte Saat in der Stille weiter zu vielfältiger Frucht.

Zu der gleichen Zeit war Johannes E. Gofner in Berlin von ähnlichen Bestrebungen erfüllt. Im Jahre 1833 hatte er einen Männer- und Frauenkrankenverein gegründet, der durch den persönlichen Einsatz einzelner im Evangelium wurzelnder Persönlichkeiten sowie durch Geld- und Sachspenden dem vielfachen Elend der wachsenden Hauptstadt begegnen wollte. Am 16. November 1833 trat der Krankenverein zum erstenmal zu einer Sitzung zusammen. Es war von vornherein in Aussicht genommen worden, einen Raum oder ein Heim zu beschaffen, in welchem die Hilfsbedürftigen aufgenommen werden und unter ärztlicher Betreuung stehen könnten. Nachdem man zunächst eine provisorische Stagenwohnung gemietet hatte, konnte man bald ein neues, größeres Haus mit Gartengrundstück beziehen und es am 10. Oktober 1837 einweihen. Gofner meinte, daß es „für ein Krankenhaus so zweckmäßig gebaut“ sei, „als wenn es gleich anfangs dazu bestimmt wäre“. (Werner von Notenhau, 1837—1937 Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus, Festschrift zum hundertjährigen Bestehen, Seite 5.)

Dieser Arbeit der Inneren Mission hatte sich Gofner eigentlich vornehmlich widmen wollen, als er 1836 aus dem Komitee der Berliner Mission, in welchem er mitgearbeitet hatte, ausgetreten war. Allein noch im Dezember desselben Jahres meldeten sich bei ihm sechs junge Leute, die zu Missionaren ausgebildet werden wollten. Gofner sah darin einen deutlichen Fingerzeig Gottes, entsprach ihrem Wunsche und ordnete 1837 die ersten aus diesem Kreis nach Australien ab, — zu einer Zeit, als bereits schon eine Reihe anderer junger Männer zur Ausbildung bereitstand.

In diesen Zusammenhängen muß es gesehen werden, wenn im Februar 1838 die erste Schwester für den Missionsdienst bei Gofner eintrat. Kaum 1½ Jahre nach Gertrud Reichardts Einzug in Kaiserswerth fand die erste Missionsdiakonisse Auguste Winter in Gofners neugegründetem Krankenhause Aufnahme für die missionsdiakonische Vorbereitung.

Das Beispiel, das sie gab, wirkte anziehend. Zwei andere Schwestern fanden sich zu dem gleichen Zweck herzu. Die Ausbildung wurde sehr sorgfältig vorgenommen und dauerte zwei Jahre. Am 27. Mai 1840 wurden diese ersten drei Missionsdiakonissen nach Ostindien in die Gangesmission abgeordnet. Im Elisabethdiakonissenhaus in Berlin steht also die Wiege der neueren Missionsdiakonie, und Johannes E. Gofner gebührt das Verdienst, in der Erkenntnis der Notwendigkeit weiblicher Missionshilfe hier bahnbrechend vorangegangen

zu sein; denn eine planmäßige Ausbildung und Vorbereitung in diesem Sinne hatte es trotz gelegentlicher einzelner Missionshilfen von Frauen vordem nicht gegeben.

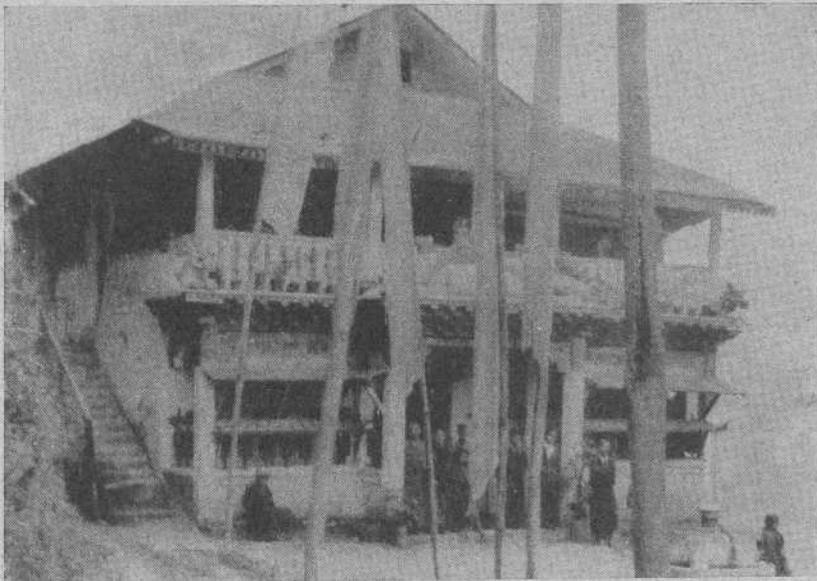
Bei der Ueberlegenheit seiner geistigen Persönlichkeit und der Kraft seiner Initiative mehrte sich die Zahl der Missionsdiakonissen schnell. Im Jahre 1842 schreibt Gofner darüber im Jahresbericht: „Es sind von diesen in unserer Anstalt gebildeten Dienerinnen und Pflegerinnen (oder wenn man fremde Namen will, Diakonissen) bereits zwölf recht tüchtige und geschickte als Missionsgehilfinnen in die Heidenwelt gerufen und gesandt worden, die dort an den Heiden ihres Geschlechts üben, was sie hier gelernt haben, nämlich die unwissenden Heidenmädchen und -frauen unterrichten und die Kranken pflegen. Eine von ihnen ist dem indischen Klima unterlegen und hat im Dienst der Liebe unter den Heiden ihr Leben geopfert. Die anderen in Ostindien und Amerika befinden sich noch wohl, und zwei sind eben auf der Hinreise nach Mittelindien begriffen.“

Noch einmal erwähnt dann ein Jahresbericht dieses Hauses die Missionsarbeit. Das Sterbejahr Gofners 1858 bot Veranlassung, Rückschau auf die Schwesternschaft zu halten und ihre Wirksamkeit drinnen und draußen vor Augen zu führen. Vermutlich aus der Feder von Karl Büchsel, dem Nachfolger Gofners im Amt der Leitung, heißt es: „Von den 160 Schwestern, die seit Entstehung der Anstalt im Elisabethkrankenhaus gearbeitet haben, sind noch 13 da. 22 sind zu den Heiden gegangen, davon sind sechs dem Klima und den Anstrengungen erlegen und haben im Dienst der Liebe unter den Heiden ihr Leben geopfert.“

Der Chronist des Hauses für die ersten 75 Jahre, Pastor Apel, weist darauf hin, daß „die in Gofners Person sich vollziehende Verbindung mit der Heidenmission“ allerdings das korporative Zusammenwachsen der Schwesternschaft erschwerte und schreibt dann: „Ihm war es so natürlich, in dem Wirken der Missionärsfrau eine Fortsetzung des schwesternlichen Berufs zu sehen. Die Folge war, daß von den 160 Schwestern, die zu seinen Lebzeiten im Hause wirkten, 22 — also 14 Prozent — zu den Heiden gingen.“ (Fast alle Missions-schwestern Gofners heirateten Missionare, auch jene ersten drei Schwestern.) Für die Missionserziehung, die Gofner übte, ist eine Eintragung von seiner Hand aus dem Jahre 1844 bedeutsam, die darauf hinweist, daß seine Missionsdiakonissen auch einer „Diakonie der eingeborenen Frau“ Raum zu schaffen suchten. Gofner schreibt: „... eine bekehrte Negerflavin in St. Thomas bewies erst vor kurzem, wieviel auch einzelne Personen leisten können. Obgleich sie so arm war, daß sie ihren Unterhalt mit schwerer Arbeit verdienen mußte, so half sie doch den Armen, pflegte besonders Kranke unentgeltlich, selbst in ansteckenden Krankheiten, wo jedermann hinzutreten sich scheute. Dafür war sie so beliebt, daß ihre Leiche eine Menge Menschen begleiteten, als wenn eine Fürstin begraben würde.“ Weitere Angaben über Missionsarbeit finden sich in den Jahresberichten leider nicht.

Auch solche Schwestern, die nicht hinausgingen, fanden durch Gofners Missionspredigt den Weg zu ihm. Als im Jahre 1846 der erste Todesfall unter seinen Diakonissen eintrat, heißt es von dieser Schwester: „Als warme Freundin der Heidenmission war sie mit Gofner in Verbindung getreten und in den Dienst der Krankenpflege übergegangen.“ Die Identität des Kuratoriums des Krankenhauses mit dem der Gofnerschen Mission bewirkte es, daß die Betreuung der Missionsanwärter in äußerer Hinsicht dem Krankenhaus und seiner Schwesternschaft zufiel. Und als Fräulein Amalie von Stein mit 2000 Talern ein „Freibett“ im Krankenhaus stiftete, wurde eine neue Missionsstation im Kaplande ihr zu Ehren Amalienstein genannt. So war das Leben im Elisabethkrankenhaus von der Missionsarbeit nicht zu trennen.

Mit Gofners Tode hörte allmählich die enge Verbindung zwischen seiner Mission und seinem Diakonissenhause auf. Beide Gründungen entwickelten sich nach eigenen Erfordernissen. Wahrscheinlich waren es noch neun Schwestern, die von Elisabeth aufs Missionsfeld zogen, soweit die Akten und Missionsblätter darüber berichten. So würde sich die Gesamtzahl der Missionsdiakonissen in älterer Zeit auf 31 belaufen. Damit reißt die missionsdiakonische Verbindung beider Häuser fast bis in die Gegenwart hinein ab. Ganz jungen Datums ist eine neue Beziehung durch eine Novize des Mutterhauses, die im November 1936 auf das Gofnersche Missionsfeld nach Indien ging und dort Jugendarbeit treibt.



Buddhistisches Kloster im Himalaja

In Verfolg der Anregungen Gossners auf dem Gebiet der Missionsdiakonie schlug seine Mission seit dem Jahre 1865 Brücken zu dem Morgenländischen Frauenverein in Berlin. Damals wurde die erste Schwester des M. F. B. nach Indien ausgesandt und auf der Station Chuprah am Ganges eingesetzt. Dort befand sich bereits eine andere Mitarbeiterin, die wahrscheinlich ohne Mitwirkung der Gossnerschen Leitung auf Veranlassung des M. F. B. hinausgegangen und dann zu der Gossnerschen Arbeit gestoßen war. Bis zur Gegenwart hat die Gossnersche Mission fünfzehn Schwestern des Morgenländischen Frauenvereins abordnen können.

Nach der Jahrhundertwende, im Jahre 1906, wurde eine weitere Verbindung zum Diakonissenhaus Mechtal (Mychowitz, Oberschlesien) aufgenommen. Doch sind es bei der umfangreichen eigenen Missionsarbeit, die der „Friedenshort“ bald darauf in Angriff nahm, nur drei Schwestern gewesen, die auf das indische Missionsfeld gelangten. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, nach 1845, blühte ja immer mehr die Kolmissions auf. Daher arbeiten heute alle Schwestern in deren Bezirk in Chota Nagpur. Zur Zeit sind es fünf, von denen eine die Aufsicht über das Mädchenschulwesen führt (zwölf Schulen) und eine andere die Leitung der Bibelfrauenarbeit (zwölf Bibelfrauen) hat. Zwei Schwestern unterhalten eine Bibel- und Haushaltungsschule. Eine letzte treibt selbständig ärztliche Mission und Evangelisation.

Es war ein prophetischer Ruf zu einer umfassenden und dringenden Aufgabe, den einst Gossner inmitten der ringsum in Deutschland emporwachsenden weiblichen Diakonie ergehen ließ. Hell und leuchtend steht sein Elisabethhaus in der Morgensonne des Missionsjahrhunderts und schmiedet in der Frühe die zukunftsreiche und vielgelegnete Verbindung von Mission und Diakonie. Zwar hat er in seiner Person, wie so oft in solchen Fällen, vieles vorweggenommen, was die folgende Generation nicht gleich festhalten und fortsetzen konnte. Aber der Ruf blieb, und die Bahn war geöffnet, auf der die Weiterentwicklung der Missionsdiakonie gegen Ende des Jahrhunderts kräftig vorwärtsgehen sollte. Der hundertjährige Gedenktag der ersten Aussendung von Missionsdiakonissen, der 27. Mai 1940, bezeugt das bleibende geschichtliche Verdienst Johannes C. Gossners um die Frauenmission.

Dr. Burgwitz.



Buddhistischer Mönch

Ein Bergparadies.

(Schluß.)

Viel gibt es hier für uns zu sehen und zu hören. Neulich waren meine Frau und ich im Kloster bei den Buddhisten. Ich hatte mich mit meinem Apparat versehen, um recht viel Aufnahmen zu machen. Wir kamen beide in das Kloster hinein. Ich hatte befürchtet, daß man es meiner Frau nicht erlauben würde. Alle Mönche kamen auf uns zu und sahen uns groß an. Nachdem ich ihnen gesagt hatte, was wir wollten, waren sie sehr freundlich und gaben sich große Mühe, uns recht viel zu zeigen. Zuerst sahen wir den Tempel. Er war, wie es hier zu Lande üblich ist, sehr schmutzig. Ein einfaches, viereckiges Gebäude mit zwei Stockwerken. Oben auf dem Dach war eine goldene Kugel. Dann durften wir in die Gebetshalle hinein. Sie war voll gräßlicher Bilder. Viele Figuren waren in der Halle aufgestellt. Auf dem Hochaltar thronte Buddha. Kleine Nebenaltäre waren mit anderen Götzen besetzt. Viele Götzen aus dem indischen Heidentum waren da zu sehen. Die Göttin der Barmherzigkeit war auch vertreten, und sie erinnerte mich sehr an die Mutter Maria der katholischen Kirche. Auf dem Altar stand Reis und Tee für die Götzen bereit. Ich fragte den Mönch, der uns führte, wann sie ihre Gebete hätten. Da es gerade mit der Zeit stimmte, wurde sofort eine Feier begonnen. Zwei Mönche bliesen auf zwei großen Muscheln. Es waren finstere, tiefe Töne. In dieser Musik war etwas Unheimliches. Als

die Mönche geblasen hatten, fingen sie an zu trommeln. Da kamen zu unserem großen Erstaunen auch Frauen an, die im Kloster leben. Jede Frau hatte eine Gebetsmühle in der rechten Hand, die sie rechts herumdrehte. Sie murmelten dabei: „O mani padme hum“ (O, du Kleinod im Lotus.) Sie gingen nun aber nicht gleich in den Tempel hinein, sondern machten alle erst einen Gang herum und brachten die 108 Gebetsmühlen, die rings um den Tempel aufgestellt waren, in Bewegung. Das Getöse war groß. Dann setzte eine Glocke ein, auch andere Töne von Blechinstrumenten waren zu hören. Nun schritt eine Frau nach der anderen in die Halle. Vorne am Eingang blieben sie stehen, hoben dreimal die aufeinandergelegten Hände in die Höhe, beugten sich tief auf die Erde, bekreuzigten sich und schritten zu ihren Plätzen, immer murmelnd: „O mani padme hum.“ Nun kamen die Mönche. Sie machten die gleichen Verbeugungen in der Vorhalle und schritten feierlich auf ihre Plätze. Der Vorbeter begann das Gebet, und alle brummten es in einem tiefen und leierischen Ton nach. Sie beugten sich zur Erde und sprachen immer die gleichen Worte. Dann wurde aus dem Sprechen mehr ein Singen, mein Ohr hatte Gefallen an dieser Musik. Mitten in der Feier standen die Frauen, die hinten gesessen und ihre Mühlen in der gleichen Weise gedreht hatten, auf. Sie begannen den Tempel zu reinigen. Das war ihr Tun bei ihrem Gottesdienst. Die Mönche beteten, und die Frauen arbeiteten.

Als wir eine Weile zusehen hatten, kam einer der älteren Mönche auf uns zu und bot Stühle an. Wir aber dankten dem Alten recht sehr. Vom Kloster hatten wir noch lange nicht alles gesehen, und so bat ich den ehrwürdigen Mönch, der einen wundervollen, mit einem Türkis geschmückten Ohrring hatte, er möchte uns doch noch mehr zeigen, wenn es nicht gegen die Ordnung des Klosters wäre. Der Alte nickte, und dabei schwenkte sein schöner Zopf rechts herum. Mit einer Handbewegung bat er uns, zu folgen. Wir verließen die Gebetshalle und stiegen eine Treppe hinauf. Ein dichter Weihrauchdunst kam uns entgegen. Da standen wir mitten in einem Raum, der voller Buddhafiguren war. Ein großer Schrank barg alte, heilige Bilder. Hier war indische Pracht. Gold und Silber bligte vor uns auf. Als der Mönch unser Staunen sah, war er mit uns zufrieden. Darauf führte er uns weiter in einen anderen Raum. Hier war die Luft so blau von Weihrauch, daß wir nur schwer erkennen konnten, was in diesem Raum vor sich ging. Unsere Augen hatten sich dabei an diesen blauen Rauch gewöhnt. Einen Mönch sahen wir vor uns sitzen, der betete. Immer wenn er einige Verse gesungen oder gesprochen hatte, schlug er dazwischen zwei melodisch klingende Musikinstrumente an, dann betete er weiter. Jetzt sah er auch uns. Mit einem freundlichen Lächeln grüßte er. Und meine Frau sagte zu mir: „Sieh, er ist ganz verklärt!“ Und ich kann es nicht leugnen, es war wirklich eine reine Freude in seinem Gesicht zu sehen. In der großen Halle war uns schon ein kleiner Junge aufgefallen. Auch er trug das rote Gewand des Lama-Mönches. Dieser Junge war uns gefolgt. Er ging auf den Väter zu und schmiegte sich an ihn. Es war eine innige Liebe zwischen dem alten und jungen Mönch. Als sich die Luft etwas von dem blauen Weihrauchdunst geklärt hatte, fragte ich den Führer, ob es erlaubt wäre, in diesem Raum eine Aufnahme zu machen. Der Alte selbst konnte mir die Erlaubnis nicht geben, er wandte sich an den Väter, und der gestattete es mir. Ich machte ein Bild, schnell schmiegte sich der Junge an den Alten, so kamen beide auf den Film. Ich bedankte mich bei dem Mönch für die gütige Erlaubnis. Es war auch Grund zum Danken vorhanden, denn es ist eigentlich nicht erlaubt, dort Aufnahmen zu machen. Es sei denn, man zahlt recht tüchtig. So muß man z. B. in Darjeeling in einem Tempel für eine einzige Aufnahme 25 RM zahlen. Dieses viele Geld hätten wir nie für eine Aufnahme ausgeben können. Ganz befriedigt stiegen wir die Treppe hinunter und freuten uns, was wir hatten schauen dürfen.

Es ist doch eine eigene Welt, diese Welt des Lamaismus. Bis heute ist noch kein Mensch in die letzten Tiefen dieser Religion und Kirche eingedrungen. Bis zum 6. Jahrhundert waren die Tibetaner noch Animisten (Geisteranbeter). Der Glaube an Zauberer und Zauber herrschte unter ihnen. Dann, im 7. Jahrhundert, kam der Buddhismus ins Land, aber schon in einer entarteten Form. Ein Mönch war es, der aus buddhistischen und hinduistischen Elementen eine Mischreligion gemacht hatte und diese neue Weisheit die Tibetaner lehrte. Ein Jahrhundert später trat der berühmte Mönch

Padmasambhava auf und gab dem Lamaismus sein heutiges Gepräge. So entstand die „gelbe Kirche“, an deren Spitze heute der Dalai Lama steht. Gerade in diesen Tagen ging das Gerücht durch die Zeitungen, daß ein neuer Dalai Lama gewählt sei. Er ist nur fünf Jahre alt und doch der Herr einer großen „Kirche“ und der Herrscher eines mächtigen Volkes. Die Wahl des neuen Dalai Lama beruht auf einem komplizierten Verfahren. Sie dauert jedesmal mehrere Jahre. Man bringt alle Kinder aus Tibet, die in der gleichen Stunde geboren werden, in der der alte Dalai Lama starb, nach der Hauptstadt Lhasa. In einem dieser Kinder soll die Seele des Verstorbenen wiedergeboren sein; aber noch weiß niemand, welchem von allen diesen Kindern dieses Heil widerfahren ist. Die kleinen Säuglinge kann man nicht befragen. Während sie heranwachsen, beobachtet man sie. In einem bestimmten Tage wird dann eine Prüfung vorgenommen. Es werden die alten Gebrauchsgegenstände des verstorbenen Dalai Lama mit anderen Gebrauchsgegenständen, die denen des toten Dalai Lama völlig gleichen, aber nicht echt sind, den Kindern vorgelegt. Das Kind nun, das den richtigen, echten Gegenstand ergreift, wird zum Nachfolger gewählt. Man vermeidet es stets, einen Verwandten des Verstorbenen zu seinem Nachfolger zu wählen, weil man sich davor fürchtet, eine bestimmte Sippe und ein bestimmtes Geschlecht des Landes zu Einfluß gelangen zu lassen. Es kann das Kind eines Bettlers sein; wenn es nur die Prüfung bestanden hat, so ist es in demselben Augenblick zum unumschränkten Herrscher Tibets geworden, jenes geheimnisvollen Landes, in das Europäer nur selten Einlaß erhalten.

Eine große Macht stellt der Lamaismus dar. Jeder sechste Mensch in Tibet ist ein Priester. Es gibt dort nicht eine einzige Familie, die nicht im Laufe der Jahrhunderte einen oder mehrere Mönche gestellt hätte. Diese herrschende Klasse der Priesterschaft macht sich auch hier in Kalimpong stark bemerkbar. Alle Missionsarbeit ist in Tibet verboten, und auch hier in Kalimpong hat die Mission unter den Tibetanern mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das ganze Land trägt das Gepräge des Lamaismus, und überall, wohin das Auge schaut, flattern die Gebetsfahnen im Winde. Geht man durch die Straßen, dann sieht und hört man überall die Mönche beten. Alte Frauen sitzen vor der Haustür und drehen ihre Gebetsmühlen. Sie kennen keine Gebete auswendig, sie haben es aber auch nicht nötig. Jemandem Mönch hat ihnen für gutes Geld auf ein Stück Papier Gebete mit ihrem Namen aufgeschrieben. Die Leute stecken diese Gebete in eine Mühle und drehen sie herum; sie sind dabei fest davon überzeugt, daß dann ihr Gebet zum Himmel, zu Buddha, aufsteigt. Es ist ein einfaches Beten. Je stärker sich die Mühle bewegt, um so kräftiger das Gebet. Noch hoch oben auf einsamen Bergwegen trifft man hier und da einen Mönch an, der in das Tal schaut und an seinem Rosenkranz Perle um Perle durch die Finger gleiten läßt, um ein Gebet nach dem anderen an Buddha zu richten.

Im tiefen Bergtal steht der Palast des Maharadja von Bhutan. Wir haben die Hoffnung, ihn noch einmal beschäftigen zu können. Neulich machten wir mit unserer Hausmutter und noch zwei anderen englischen Damen einen echt englischen Ausflug ins Freie. Wir nutzen hierbei jede Gelegenheit aus, um uns im Englischen zu vervollkommen, sprechend und lesend. Ohne die englische Sprache zu beherrschen, ist man in Indien ein hilfloser Fremdling. Wir sehen darum diese Zeit der Erholung als eine gute Gelegenheit an, diese für jeden Missionar wichtige Sprache zu üben und auf diese Weise den Englandaufenthalt zu ersetzen, den wir uns in Deutschland so sehr gewünscht, aber infolge der Verhältnisse nicht hatten durchführen können. Hier sind wir nun von den Lauten der englischen Sprache und den Sitten gut christlicher englischer Kreise umgeben. Europäische Kräfte werden in Kalimpong sehr gebraucht, und wer den Wunsch hat, nach Indien zu kommen, kann sich hier als Tante, Hausmutter, Lehrerin und Kinderpflegerin in der schönsten Weise fräulich betätigen. Alle Mitarbeiter müssen sich auf fünf Jahre verpflichten und haben dabei die Hin- und Rückreise frei. Daß es auch für Deutsche möglich ist, hier Arbeit zu bekommen, sehen wir daran, daß jetzt eine Landsmännin als Tante hier arbeitet. So fühlen wir uns hier nicht als Fremde, wir werden als gleichgestunte Missionsfreunde angesehen und behandelt. Auch für die Erkennung des Hindi ist Kalimpong der richtige Ort.

Wir kommen darin in wenigen Wochen hier weiter als in Assam in Monaten. In Assam ein gutes Hindi zu erlernen, ist fast unmöglich. So stürzen wir uns mit brennendem Eifer in die schöne Hindi-Sprache, um sie so schnell wie möglich zu beherrschen und damit endlich in die Arbeit eintreten zu können, die auf uns wartet: in die Arbeit an den Heiden und in die Arbeit an der Gemeinde.

Helmut Borutta.

Nachrichten vom Gossnerischen Missionsfelde in Indien.

1. Nach den letzten Nachrichten aus Indien sind alle deutschen Missionare und Missionschwester auf der Hauptstation Ranchi zusammengezogen. Nur Präses Lic. Stosch und Missionar Radtke haben volle Bewegungsfreiheit. In den Monaten Februar und März hat Präses Lic. Stosch eine Visitationsreise durch die Gemeinden in Chota Nagpur durchgeführt, während Missionar Radtke die Gemeinden in Assam besuchte. Missionar Borutta, dem am 2. März ein Töchterchen geboren wurde, hat sein Sprachexamen gemacht. Dr. Wolff hat noch die Verwaltung unserer höheren Knabenschule in Händen; auch Schwester Irene Störin führt die Aufsicht über die Mädchenschulen durch. Nur öffentlich an den Schulen zu unterrichten, ist ihnen nicht gestattet. Die Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt geben Religions- und Handarbeitsunterricht an unserer Mädchenmittelschule in Ranchi. Dr. Wolff und seine Frau sowie Missionar Jellinghaus und seine Frau geben Unterricht am Theologischen Seminar. Schwester Auguste Fritz ist am 28. März in Berlin eingetroffen und wohnt im Missionshause.

Wünschenswert wäre es, wenn alle unsere Geschwister wieder auf ihre Station zurückkehren dürften. Präses Lic. Stosch hat eine entsprechende Eingabe an die Regierung gemacht, und es ist unser aller ernstestes Gebetsanliegen, daß diese Eingabe zum Erfolg führt. Wir bitten auch unsere Freunde, dieses Anliegen zu dem ihrigen zu machen.

Endlich wird uns mitgeteilt, daß im Mai d. J. die Generalsynode der Kolskirche in Ranchi stattfinden soll. Wir bitten die heimatliche Missionsgemeinde, für einen gesegneten und fruchtbaren Verlauf dieser wichtigen Kirchenversammlung zu beten.

2. Am 28. März 1940 ist Professor D. Julius Richter im 78. Lebensjahre heimgegangen. In ihm verkörpert sich eine ganze Epoche deutscher Missionswissenschaft. Unter den mannigfachen wissenschaftlichen Arbeiten Richters ragt besonders seine sechsbändige Missionsgeschichte hervor, die für manche Gebiete der evangelischen Mission, z. B. auch für Indien, eine ungeheure Materialsfülle erstmalig bewältigt hat. Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit aber hat Professor Julius Richter auch voll im praktischen Missionsleben gestanden. Er hat durch Schrift und Wort unermüdet zur Mitarbeit am Missionswerk angeregt und im Deutschen Evangelischen Missionsrat und anderen zentralen Körperschaften führend mitgearbeitet. Sehr bedeutsam war auch sein Beitrag in der Vertretung der deutschen Mission im Auslande. Nicht nur in Amerika und Europa, sondern auch bei vielen Führern der jungen Kirchen in Afrika und Asien stand er in hohem Ansehen. Professor Richter hat auch das Missionsfeld der Gossnerischen Mission persönlich gekannt und geliebt. Die Gossnerische Mission dankt ihm manchen guten Rat und manche freundliche Hilfe. Sie wird sein Gedächtnis in Ehren halten.

3. Wir erhalten verspätet die Nachricht, daß unser früherer Missionar August Mogkus am 12. Januar 1940 in Heubude (Ostpreußen) gestorben ist. Näheres über seinen Heimgang und einen kurzen Bericht über seinen Dienst als Missionar in Indien und Pfarrer im früheren Polen bringen wir in einer späteren Nummer unseres Blattes.

4. Wir machen unsere Freunde erneut darauf aufmerksam, daß Pfarrer Graetsch und Missionar Schulze in unserem Reisedienst tätig sind und zu Missionsfesten, Missionsstunden und Vorträgen zur Verfügung stehen. Anfragen sind an unser Sekretariat zu richten.

Unsere Anschrift: Gossnerische Missionsgesellschaft, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19—20. Unser Postcheckkonto: Berlin 79 50; das Postcheckkonto für die Buchhandlung: Berlin 137 96.

Für den Inhalt verantwortlich: Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau. Verlag der Gossnerischen Mission, Berlin-Friedenau.

Druck: Heinrich Beenten Berlin C 2

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

findet
die Biene auf
ihrem fluge viel/bringt
sie Ergiebiges von ihrem
weiten Felde zurück/und
kann sie köstliches daraus
berelten/so bringt sie es u.
fordert zum Danke auf u.
zum Preise des Herrn/
der es gegeben/dem der
Deinberg u. alles/ was
darinnen ist/gehört



findet
sie wenig oder
Nichts/ findet sie es
mager und kommt
leer zurück/ so kann
sie auch nichts geben/
als etwa zum eifrigen
Inbrünstigen Gebete
erbeden/ daß der Herr
das Feld mehr behaue
und Pfingstregen da-
rauf fallen lasse

Der Herr/ daß die Ernte und das ganze Arbeitsfeld/ so wie die Ehre und
die Schande ist/ wolle die geringe Arbeit der Biene segnen/ an ihr selbst u.
an Allen/ die von ihrer Arbeit etwas genießen werden. Amen/ Joh. Goßner

107. Jahrg.

Berlin-Friedenau, Juni 1940

Nummer 6

Inneres Wachstum.

„Seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn!“
(1. Kor. 15, 58.)
Monatspruch der Kirche.

Es ist nicht anders denkbar: der Krieg bedeutet nicht für die Mission, sondern auch für alle Berufsarbeit in der deutschen Heimat eine jähe Unterbrechung. Vom Acker, vom Schreibtisch und von der Werkstatt weg ist der deutsche Hand- und Geistesarbeiter zu den Waffen gerufen. Der Einsatz für Volk und Vaterland, der alle Kräfte unseres Volkes aufs äußerste anspannt, läßt manche wichtige Arbeit ruhen. Muß nun aber diese Tatsache, die wir nur einfach feststellen, Stillstand oder gar Rückgang bedeuten? Wir denken dabei auch an die so wichtige Arbeit auf dem Gebiete der Mission und des kirchlichen Aufbaus.

Es sei uns hier gestattet, an Erfahrungen und Erlebnisse im Weltkriege 1914—18 zu erinnern. Jedem, der damals vorn an der Front im Schützengraben, im Unterstand oder im Granattrichter lag, schien die Heimat, schien die ganze Kulturwelt, aus der er kam, wie versunken. Es ging da draußen nur um die primitivsten Dinge, um das nackte Leben. Und manch eine Hand, die bisher nur die Feder oder den Zeichenstift geführt hatte, die Hand des Künstlers oder des Schriftstellers, schloß sich jetzt rauh und roh um den Schaft eines Gewehrs oder den Stiel einer Handgranate. Und das vier Jahre lang. Mußte während dieser Zeit in dieser Hand nicht alles verlorengehen, was ihr an Kunst und Können durch Gottes Gnade zugewachsen war? Mußten die Männer da draußen nicht verrohen, und mußte nicht das Ergebnis des Krieges ein allgemeiner Rückfall in die Barbarei sein?

Wer durch die Schrecken des letzten Weltkrieges gegangen und dann doch wie durch ein Wunder aus der Hölle der Materialschlacht heimgekehrt ist, weiß es anders: Der Ertrag des Krieges konnte, aber brauchte nicht so sein. Der gewalttätige Stillstand alles kulturellen Lebens findet im Kriege seinen Ausgleich in einem inneren Wachstum aller Kräfte. Der aus dem Krieg zurückgekehrte Künstler stellt fest, daß er innerlich gewachse-

ist und daß seine Hand nicht nur nichts verlernt, sondern trotz des Fehlens jeglicher Uebung noch zugerlernt hat. Dasselbe gilt für das religiöse Gebiet. Zwar ist die Beobachtung richtig, daß der Krieg den Ungläubigen noch ungläubiger macht, aber er macht auch den Gläubigen noch gläubiger. Eine große Zahl von Theologiestudenten und jungen und älteren Pfarrern steht mit der Waffe in der Hand vor dem Feinde: Möge sie das harte und unerbittliche Geschehen, durch das Gott sie hindurchführt, nur noch besser und vollkommener zurüsten für den Dienst an der Gemeinde, zu dem sie sich berufen wissen. Möge die christliche Gemeinde selber, sei es in der Heimat, sei es auf dem Missionsfelde, durch den Krieg aus aller fatten Sicherheit aufgeschreckt, nur noch ernster danach trachten, ihr Leben unter Gottes Wort zu stellen und sich durch den Geist Gottes leiten zu lassen.

Einer unserer Missionsfreunde übersandte uns eine Gabe mit der Aufschrift: „Das Missionschiff befindet sich zwar nicht auf hoher Fahrt, aber es muß im Hafen bereitet werden zu neuer Fahrt.“ In dieser Situation trifft uns die Mahnung des Apostels: „Seid fest, unbeweglich, und nehmet in m e r zu in dem Werk des Herrn!“ Möge sie in unseren Herzen Gehör und Gehorsam finden!

L o f i e s.

Die Schwesternarbeit auf dem Gofnerschen Missionsfelde.

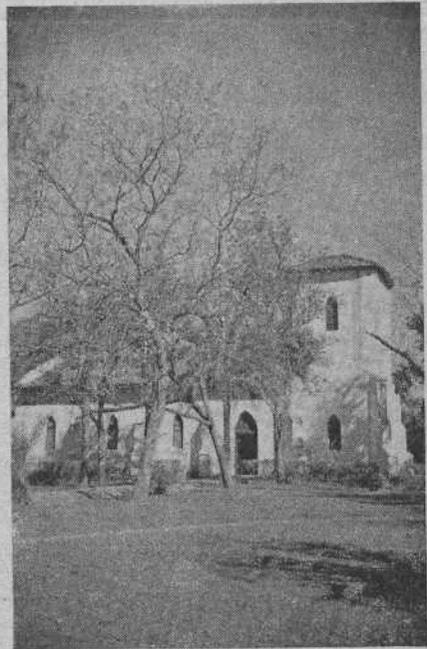
Von Schwester Auguste Fris, z. Zt. Tropengenesungsheim Tübingen.

Nachdem der Krieg ausgebrochen war, wechselten wir Schwestern miteinander öfter Briefe, als es sonst unter uns üblich war. Die Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt, die — wie unseren Freunden bekannt ist — auf der Missionsstation Gumla die sog. Zabittha-Schule unterhielten, schrieben mir stets: „Es ist uns eine große Freude, daß unsere Mädchen (die Zabittha-Schülerinnen, die für den Dienst in Haus und Gemeinde ausgebildet werden) so ganz hinter uns stehen.“ Es ist wahr: Die Mädchen haben alles getan, wie und wo sie den Schwestern helfen konnten. Sie haben freiwillig für sie Arbeiten übernommen, als die Diensthöten entlassen werden mußten, um so sparsam zu leben, wie es nur anging; denn damals wußten wir nicht, ob und wie lange es überhaupt noch Geld geben würde. In den ersten Monaten hatten wir in finanzieller Hinsicht ja auch mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen. Diese Nöte haben die „Töchter“, wie sie gewöhnlich genannt wurden, mit auf ihr Herz genommen und ihrer in herzlicher Fürbitte täglich gedacht. Die Schwestern fühlten sich durch diese Treue und Liebe gestärkt und getragen. Aber ein Gedanke war es im besonderen, von dem sie alle miteinander durchdrungen waren: „Weiterarbeiten!“ Von außen klopfte die Sorge vor der Tür. So mußte der Unterhalt der Töchter schon von Anfang an zu einem guten Teil von den Schwestern selbst getragen werden. Sie hatten mehreren Schülerinnen Freistellen gewährt. Zu Kriegsbeginn aber standen außer diesen Freischülerinnen auch noch andere, die bis dahin selbst für ihren Unterhalt sorgten oder sorgen wollten, vor der Tatsache, daß sie von zu Hause nichts mehr bekamen, weil eben nichts da war. Wir hatten im vergangenen Jahre in Chota Nagpur ein sehr farges Erntejahr. Nun, trotz allem haben sie durchgehalten und alle Schwierigkeiten überwunden, obwohl sie zuweilen auf dem Basar keinen Reis zu kaufen bekamen. Das Ziel der Schwestern war, den ganzen Schulplan zum Abschluß zu bringen. Gearbeitet wurde fleißig, ja, ich möchte sagen: über die Kraft hinaus. Um 4 Uhr früh fängt für Schwestern und Schülerinnen der Arbeitstag an. Um 6 Uhr morgens beginnt der Unterricht. Mit einer kurzen Mittagspause wird bis 4 Uhr nachmittags unterrichtet. Darin eingeschlossen sind die Arbeit im Kindergarten und Handarbeiten. Zum Vorbereiten ist auch viel Zeit nötig. Daraus ergibt sich, daß die beiden Schwestern den ganzen Tag mit Arbeit voll ausgefüllt sind. Der Kursus sollte bis März dauern und mit einem Abschlußexamen beendet werden. Die Weihnachtsferien verbrachten die beiden Schwestern in einem einsamen, stillen Kasthause, nicht weit von Takarma. Sie waren so abgearbeitet, daß sie völliger Ruhe bedurften. Ich hatte sie zu mir nach Takarma herzlich eingeladen. Sie wollten aber

lieber ganz allein in völliger Stille bleiben; ohne eine polizeiliche Erlaubnis hätten sie ja auch nirgendwohin gehen können. Der Aufenthalt dort in jenem Kasthause war ihnen aber gestattet worden. Ich habe sie in ihrer primitiven Behausung, wo sie auf Strohsäcken schliefen, besucht und nicht beneidet. Bis 3. Januar blieben sie dort und reisten dann wieder nach Gumla zurück, um den Unterricht anzufangen. Ihre Töchter waren auch wieder fröhlich aus dem Weihnachtsurlaub zurückgekehrt. Dann aber kamen plötzlich andere Regierungsverfügungen heraus. Es hieß nun, auch wir Schwestern sollten alle nach unserer Hauptstation Ranchi übersiedeln. Die Forderung lautete: Alle Mitglieder der Gossner'schen Mission sollten sich in Ranchi aufhalten; der Unterricht an der Schule sei für Dr. Wolff, Frau Dr. Wolff, Missionar Klimkeit und Schwester Irene Storim verboten. Diese Verordnung war allen Missionsgeschwistern zugeschickt worden. Nur den Gumla-Schwwestern und mir sandte man nichts. So waren wir drei einstweilen vergessen. Doch es währte nicht lange, bis man merkte, daß wir ja noch draußen auf unseren Stationen waren, und der Befehl traf ein, sofort nach Ranchi zu kommen. Das war Mitte Januar. Ich hatte mich Weihnachten über bei der Familie Klimkeit in Kinkel aufgehalten. Da ich die ersten Kriegsmonate mit allen schweren Gedanken und Sorgen ganz allein stand, und Herr und Frau Missionar Klimkeit mich gar herzlich einluden, ich auch die polizeiliche Erlaubnis besaß, in unserem Bezirk zu reisen, wohin ich wollte, so entschloß ich mich, Weihnachten nicht allein zu bleiben, sondern das Fest im Kreise lieber Missionsgeschwister zu verleben. Auf der Hinreise nach Kinkel kehrte ich einige Stunden bei den Gumla-Schwwestern ein, wie ich es schon oben schrieb. In Kinkel habe ich dann ein wunderschönes Weihnachtsfest mit der Familie Klimkeit und mit der ganzen Gemeinde gefeiert, die sich auch meines Besuches freute. Missionar Klimkeit war bis dahin in völliger Freiheit geblieben, weil er als Memelländer einen litauischen Paß besaß. Aber einen Tag vor Weihnachten kam die Nachricht, daß auch er als Deutscher angesehen werden und darum auch sofort nach Ranchi reisen müsse. Die Abreise fand am Tage vor Silvester statt. Ich blieb einstweilen mit Frau Klimkeit und ihrem Söhnchen in Kinkel zurück; denn Herr Klimkeit wollte um die Erlaubnis bitten, vor seiner endgültigen Abreise nach Ranchi noch die so nötigen Reparaturen an der Kinkeler Kirche ausführen zu dürfen. Darum reiste er zunächst allein nach Ranchi und kam nach einer Woche tatsächlich mit einer 14tägigen Beurlaubung zum Ausbessern der Kirche und zum Packen seiner Sachen zurück. Ich wurde nun gebeten, bis zu aller Abreise noch in Kinkel zu bleiben, da die Familie Klimkeit auch über Takarma reisen und dort übernachten mußte. Wir wollten dann gemeinsam reisen. Damals wußte ich immer noch nichts davon, daß auch ich nach Ranchi übersiedeln mußte. Erst der Autofahrer, der Klimkeits abholte, brachte mir den Befehl. Ich sollte mich den Missionsgeschwistern Klimkeit anschließen und mich auch sofort nach Ranchi begeben. Auch die Gumla-Schwwestern hatten ungefähr in derselben Zeit die Aufforderung erhalten, sofort nach Ranchi zu kommen. Sie waren einige Tage vor mir dort, um sich für eine Woche Urlaub zu nehmen, wieder nach Gumla zurückzufahren, ihre Sachen zu ordnen und die Arbeit abzuschließen. Sie haben dann in Gumla mit den Mädchen ein Notexamen gemacht und sie alle in ein sogenanntes praktisches Probejahr entlassen. Sowohl bei den Schülerinnen in Gumla wie auch bei meinem Abschied in Takarma sind viele Tränen geflossen, und zwar auf beiden Seiten; waren doch unsere Landgemeinden sozusagen sicher, daß wenigstens wir Schwestern auf unseren Stationen bleiben dürften. So war nun der Schmerz um so größer. Mit wehem Herzen lösten Anni Diller und Hedwig Schmidt ihre Tabitha-Schule in Gumla auf. Nach Ranchi zurückgekehrt, nahmen sie im Hause von Herrn Präses Stosch Wohnung. Auch ich kam dort unter, während Schwester Irene Storim auch heute noch bei der Familie Zellinghaus wohnt. Die Schwestern Anni und Hedwig bezogen ein gemeinsames Schlafzimmer und erbaten sich außerdem die beiden oberen Turmstübchen. Dort haben sie nun ihr gemeinsames Arbeitsstübchen, während das zweite kleine Turmzimmer als eine Art Teeküche und als ein Raum für allerlei Vervielfältigungsarbeit gebraucht wird. Das Leben der beiden Schwestern geht in Ranchi ebenso weiter wie in Gumla. Wieder wird um 4 Uhr morgens aufgestanden. Dann beginnt der Unterricht

in unserer Mädchenmittelschule in Ranchi, der sogenannten Bethesda-Schule. Beide Schwestern haben reichlich zu tun, an manchen Tagen bringen sie es bis auf 7 Unterrichtsstunden. Darüber hinaus sehen sie mit jedem ihrer Tabitha-Mädchen in Verbindung, die auf ihren Stationen oder Dörfern arbeiten, Kindergottesdienst oder Frauenstunde halten und dabei alles, was sie in Gumla gelernt haben, nun praktisch verwerten. Viele von ihnen sind sehr eifrig dabei, und als ich nach Deutschland abreiste, trafen auch schon die ersten Arbeitsberichte der Töchter ein. Beide Schwestern waren darüber so von Herzen glücklich und freuten sich so überaus über die guten Berichte. Alle Schülerinnen sind angewiesen, ihren Arbeitsbericht vom Pastor, Katechisten oder von einem Ältesten unterschreiben und auch prüfen zu lassen. Die Schwestern lassen auch jeden Monat einen ausgearbeiteten Text an die Schülerinnen ausgehen. Ihr Plan geht dahin, auf diese Weise ihre Schülerinnen zu Gemeindefreiarbeiterinnen heranzubilden, die als ein Licht und als Salz in ihrer Umgebung wirken. Nach Ablauf des Probejahres sollen dann die unbrauchbaren Kräfte ausgeschieden und die brauchbaren angestellt werden. Alles ist ja nur Saat auf Hoffnung. Schon die Frage, woher diese neuen Arbeitskräfte ihr Gehalt bekommen sollen, ist ein Problem. Aber ohne Glauben können wir auf dem Missionsfeld ja überhaupt nichts tun, ohne Glauben — und ohne Gebet. So wolle Gott Seine Hände über dieser jungen Arbeit halten, daß sie fortgehe und vielen zum Segen werde.

Von Schwester Irene Storim kann ich berichten, daß sie, sobald sie vom Ausbruch des Krieges hörte, mit Hilfe von lieben Menschen noch nachts ihre Sachen packte, sich aufs Rad setzte, nach Ranchi fuhr und gerade noch eine Stunde vor dem Abtransport aller unserer Herren nach dem Interniertenlager in Dinapur in Ranchi eintraf. Sie ist dann gebeten worden, in Ranchi zu bleiben. Ihre Schulkorrespondenz (Schwester Irene Storim ist mit der Aufsicht über die Mädchenschulen unseres Missionsfeldes beauftragt) konnte sie auch von Ranchi sehr wohl fortsetzen. Ja, in den ersten Monaten konnte sie auch noch die Schulen besuchen, was aber seit dem 1. Januar d. J. nicht mehr erlaubt wurde. Aber den Briefwechsel mit der Regierung und der Schulinspektion darf sie noch heute führen. Außerdem wurde sie damit beauftragt, in Ranchi die jungen Mädchen Sonntags zu versammeln und die Ranchi-Wibel Frauen täglich zu betreuen. So mangelt es den Schwestern in Ranchi an Arbeit nicht. Herr Präses Stofch hat inzwischen eine Eingabe an die Regierung gemacht und gebeten, daß alle Missionare und Missionschwestern wieder auf ihre Station zurückkehren dürfen. Wird dem Besuch stattgegeben, so geht Schwester Irene Storim nach Govindpur zurück, während Anni Diller und Hedwig Schmidt nach Takarma, auf meine Station, übersiedeln sollen. Ich muß bekennen, daß ich erst dann ganz beruhigt sein werde, wenn ich höre, daß sie dort sind. Einshweilen würden die beiden Schwestern in der Gemeindefreiarbeit der Station Takarma mitarbeiten und erst dann, wenn wieder ganz sichere Aussichten auf einen weiteren Verbleib unserer Missionare in Indien sind, ihre Tabitha-Schule in Takarma wieder eröffnen. Gumla ist für diesen Zweck nicht so geeignet, da die Schülerinnen dort durch ein benachbartes Internat einer höheren Regierungsschule für Knaben sehr belästigt werden. Takarma dagegen ist für eine solche Gemeindefreiarbeiterschule, wie



Die Kirche von Takarma, in der Missionar Eidnaes viele Jahre gewirkt hat



Missionar Eidnaes

es die Tabitha-Schule ist, sehr geeignet, und außerdem würden sich alle meine lieben Leute in Takarma freuen, wenn Hoffnung bestünde, daß wieder Missionschwwestern dorthin kommen könnten. Gott wolle alle unsere Gebete um die Erhaltung unserer Arbeit in Chota Nagpur gnädig erhören. Sein Segen sei und bleibe über uns allen.

Mein Abschiedswort.

Hameln, im April 1940.

Am 11. April d. J. wurde ich 85 Jahre alt. Ich bin Gott dem Herrn von Herzen dankbar, daß er mir ein langes Leben auf dieser Welt geschenkt hat, denn dadurch fand ich gute Gelegenheit, meine Aufgabe hier auf Erden zu erfüllen. Und nun wird es wahrscheinlich nicht mehr lange

dauern, bis der Herr mich von hier durch den Tod abberufen und zu sich in den schönen Himmel nehmen wird. Bevor ich aber sterbe, möchte ich noch ein Abschiedswort an meine Lieben richten, nämlich an meine Kinder, Enkelkinder, Verwandten und Freunde; und in diesem Abschiedsworte möchte ich sagen, was ich für meine wichtigste Aufgabe hier auf Erden gehalten habe, nämlich die Erlösung Christi für meine eigene Person voll und ganz zu ergreifen und auch meinen Mitmenschen behilflich zu sein, daß auch sie diese Erlösung annehmen.

Nach Gottes Wort besteht die Erlösung Christi zunächst in einem vierfachen, nämlich 1. darin, „Gott warf unser aller Sünde auf Jesus“. Vor dem allwissenden Auge Gottes stand die ganze Menschheit mit einer schweren Last von Sünden, nämlich Erbsünde, Begleichungsünde und Unterlassungsünde; nun nahm Gott mit eigener Hand diese Sündenlast von den Schultern der Menschheit ab und legte sie auf die Schultern seines lieben Sohnes. 2. Jesus nahm diese schwere Sündenlast willig auf sich und trug sie für die Menschheit. Als Johannes der Täufer ihn am Jordan zu sich kommen sah, trug er schon diese Last, deshalb sagte auch Johannes zu seinen Jüngern: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“ 3. Die Sünde brachte der Menschenwelt Krankheiten und Schmerzen für Leib und Seele, auch diese nahm Jesus von der Menschheit und trug sie, deshalb sagt das Wort Gottes: „Fürwahr, Jesus trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.“ 4. Christus hat für uns gelitten, „er ist um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen.“ Sein ganzes Leiden in Gethsemane, sein ganzes Leiden vor seinen vier Richtern und sein ganzes Leiden auf Golgatha war für uns Menschen, für uns gab er seine Seele in den Tod, für uns vergoß er sein Blut und brachte es seinem himmlischen Vater als Lösegeld für die Sünden der ganzen Menschheit. Der Vater war mit dieser Zahlung zufrieden und erklärte: „Auf Grund des vergossenen Blutes meines Sohnes erkläre ich hiermit, die Menschheit soll ganz befreit sein von der ihr zugedachten Strafe, wenn sie sich von der Sünde bekehrt und an meinen Sohn glaubt.“

Aus dieser Erlösung Christi entstand nun für die Menschheit ein sechsfacher Nutzen, 1. sie ward befreit von der ihr zugedachten Strafe, und so kann ihr Gewissen sie nicht mehr verklagen, „die Strafe liegt auf Christus, auf daß wir Frieden hätten.“ 2. Die Menschheit ist nun befreit von ihren Krankheiten und Schmerzen, „durch Jesu Wunden sind wir geheilt.“ 3. Die Menschheit ist nun versöhnt mit Gott, „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber.“ 4. Wir Menschen sind nun tüchtig gemacht worden, in den Himmel zu gehen und dort das uns zugedachte Erbteil in Empfang zu nehmen:

„Dankjaget dem Vater, der uns tüchtig gemacht hat zum Erbteil der Heiligen im Licht.“ 5. Die Menschheit ist nun erlöst aus dem Reiche des Teufels und von seiner Herrschaft befreit, „Gott hat uns errettet von der Drigkeit der Finsternis.“ 6. Wir Menschen sind nun versetzt worden in das Reich Christi, „Gott hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung unserer Sünden.“ Aus den gesagten zehn Punkten wird klar dargestellt, daß Christus alles für uns getan hat und eine vollgütige Erlösung für die ganze Menschheit erworben hat. Nun muß betont werden, daß diese Erlösung für die ganze Menschheit mit der übrigen Heiligen Schrift genau übereinstimmt. Und weiter muß betont werden, daß diese Erlösung voll und ganz eine Tätigkeit allein Gottes sei, die Menschheit war auch nicht im geringsten dabei tätig. Aber nun kommt eine sehr wichtige Bestimmung Gottes, er sagt ganz bestimmt, nur derjenige Mensch, der sich den Segen der Heiligen Taufe schenken läßt und sich durch den Heiligen Geist zum Glauben führen läßt, wird an dieser Erlösung Anteil haben. Diese Wahrheit betont unser Heiland in seiner Unterredung mit Nikodemus, indem er sagt: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, nämlich durch Wasser und die Tätigkeit des Heiligen Geistes, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Weiter sagt der Apostel Paulus Titus 3: „Gott machte uns selig durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des Heiligen Geistes.“ Dasselbe sagt auch Jesus selbst Markus 16: „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden.“ Und nun fügt der Heiland noch hinzu eine sehr ernste Wahrheit, indem er sagt: „Wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ Aus diesem letzten Wort des Heilandes vernehmen wir, daß er als einstiger Richter der ganzen Menschheit alle verloren gehen läßt, die nicht hier auf Erden ihr Sündenleben aufgaben und sich zum Glauben an Jesum führen ließen, obgleich er sie alle erlöst hat und sie vielleicht auch hat taufen lassen.

Ich bin Gott dem Herrn von ganzem Herzen dankbar, daß er mich in einem christlichen Lande und von christlichen Eltern geboren werden ließ, mich auch eine christliche Erziehung genießen ließ und mir eine klare Befeuerung schenkte, ich war damals etwa 15 Jahre alt. Ich erlebte bei der Befeuerung ein fünfsaches, 1. Der Heilige Geist kam über mich und weckte mich auf aus meinem Sündenschlaf; nun wurde mir die Frage so ungemein wichtig, was soll ich tun, daß ich selig werde, 2. zeigte mir der Heilige Geist meine Sünden, ich sah ganz genau in seinem Lichte, daß ich verloren war und verdammt bin, und 3. ließ er mich darüber in große Angst und Traurigkeit geraten, daß ich immerfort zu Gott schrie um Erbarmung, aber vorläufig fand ich keine Hoffnung; als ich nun gründlich tief hineingekommen war in Furcht und Angst, fing der Heilige Geist an, mir zu sagen, daß Jesus Christus gekommen sei in die Welt, die Sünder selig zu machen, und wenn ich an ihn glauben könnte, würde ich noch errettet werden; aber mir fehlte jede Spur von Glauben. Dann endlich schenkte mir 5. auch der Heilige Geist den Glauben, daß ich durch Christum wirklich erlöst sei, und mit dem Glauben wurde ich von aller Traurigkeit befreit und ein ungemein fröhliches, himmlisches Gefühl von Freude und Seligkeit erfüllte mein Herz. Ich hatte nie in meinem Leben so etwas Glückseliges erlebt. Aber nun erlebte ich, daß diese Freude mich wieder verließ, und darüber wurde ich sehr traurig und dachte, nun habe ich die Gnade wieder verloren, und ich rang um neue Gnade von Gott. Erst nach und nach lernte ich ohne süße Gefühle auf die gnädigen Zusagen im Worte zu vertrauen, und damit wurde mein Glaube befestigt. Jesus fing an, durch den Glauben in meinem Herzen zu wohnen, und der Heilige Geist, der bis dahin nur von außen auf mich eingewirkt hatte, nahm vollständigen Besitz von mir und fing an, mich in alle Wahrheit zu leiten.

Ich war nun von neuem geboren, eine neue Welt ging vor meinen Augen auf. Ich war durch die enge Pforte nun hindurchgekommen, vor mir lag der schmale Weg, den ich betrat und zu wandeln anfing, und das Treibende bei mir war die Liebe zu Jesus: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.“ Die Liebe zu Jesus bemühte ich mich nun zu zeigen darin, daß ich alles Böse mied und nur Gutes täte. Aber dabei machte ich die traurige Erfahrung, daß die böse Lust in mir nur gedämpft war, nicht getötet, wie Jakobus

in seinem Briefe sagt: „Wir fehlen alle mannigfaltig.“ Aber Gott war so gnädig, zeigte mir meine Fehler, ich bereute sie, bekannte sie vor Gott, bat um Vergebung, fand auch Vergebung, und Gott half mir, mehr und mehr von der Macht der Sünde loszukommen. Ich hatte nun erfahren, meines Lebens Gerechtigkeit ist nichts Vollkommenes und ergriff immer fester die Gerechtigkeit Christi, die er durch Erfüllung des Gesetzes für mich und durch seinen Tod und Blut für mich zustande gebracht hat. Ich jubelte: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehen, wenn ich zum Himmel werd eingehn“; und ich freute mich über das Wort: „Ihr seid vollkommen in ihm, nämlich in Christo.“ Mein großes Glück war nun, daß ich Jesum gefunden hatte, und gern redete ich mit meinen Mitmenschen über die herrliche Erlösung in Christo und wie wir daran Anteil bekommen können, und später, als ich 30 Jahre im Dienste der Gossnerschen Mission und später im Dienste der evangelischen Kirche stand und zuletzt noch etwa 10 Jahre lang Helfer in der landeskirchlichen Gemeinschaft von Hameln war, fand ich gute Gelegenheit, über diesen herrlichen Gegenstand zu predigen und zeugen zu dürfen.

Zum Schluß möchte ich auch noch sagen, daß ich versucht habe, immer mehr in der Gnade zu wachsen, indem ich drei Hilfsmittel gebrauchte, nämlich 1. das Wort Gottes, ich studierte das Wort Gottes fleißig und lerne viele Sprüche und ganze Abhandlungen auswendig. 2. Nahm ich alle Monate, wenn ich konnte, das Heilige Abendmahl; denn Jesus sagt ja: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und wer mich isset, der wird leben durch mich.“ Und 3. war mir das einsame und auch das gemeinsame Gebet von größter Wichtigkeit; in meiner großen und ausgebreiteten Gemeinde in Indien kamen die Christen in mehr als 60 Ortschaften jeden Sonnabend, Männer und Frauen, zum gemeinsamen Gebet zusammen, und in 18 Ortschaften außerdem kamen die christlichen Frauen einmal in der Woche zum gemeinsamen Gebet zusammen, nämlich nur Frauen, und nur von Frauen wurden diese Versammlungen geleitet. Und hier in Hameln ist es meine Hauptarbeit gewesen, in Privathäusern Gebetsversammlungen zu leiten. Diese Versammlungen waren über die ganze Stadt verteilt. Sie zählten etwa 10 an der Zahl, und man kann wohl sagen, durchschnittlich kamen in jedem Hause etwa ein halbes Duzend Personen zusammen. Wir sangen ein paar Verse, ich hielt eine kleine Ansprache über das Wort des Tages aus dem Neukirchener Abreißkalender, und wir beteten zusammen, einer nach dem andern und schlossen mit Gesang. Längere Zeit hatte ich jeden Wochentag eine Versammlung, in den letzten Jahren sind verschiedene dieser Zusammenkünfte eingegangen, aber drei jede Woche halte ich noch immer.

Meine Lieben, mein Abschiedswort an Euch geht nun zu Ende, da sage ich Euch noch zum Schluß, viele Jahre hindurch habe ich Euch auf betendem Herzen getragen, und ich will weiter für Euch beten, bis mein Mund nicht mehr kann; denn mein innigster Wunsch ist der, daß ich mit Euch im Himmel ewig zusammen leben möchte und wir vereint den Dreieinigen Gott loben und preisen und ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit.

Ich schliese mit einem herzlichen Gruß an Euch alle

Euer Vater, Großvater, Verwandter und Freund

Missionar E i b n a e s.

„Wer nicht sein Kreuz nimmt und folgt mir, ist mein nicht wert und meiner Zier.“

Fritz Gebusu aus Chochoe in Logo gehörte zu einer Oberhäuptlingsfamilie des Stammes Ebedzigbe. Wir können sein bewegtes Leben nicht im einzelnen nach seiner Lebensbeschreibung erzählen. Kurz, er durchlief, obgleich er der Sohn des Oberhäuptlings war, die Schulen der Norddeutschen Mission und wurde von ihr als Lehrer angestellt. Trotzdem wählte ihn der Ebedzigbe-Stamm zum Oberhäuptling, und er nahm die Wahl nach schwerem Bedenken an, nachdem sich die Stammesältesten bereit erklärt hatten, daß die mit der Häuptlingschaft verbundenen heidnischen Gebräuche und Opfer durch Stellvertreter verrichtet würden. Man muß sich den jungen Häuptling in seinem Staate vorstellen: Auf dem Haupte eine goldene Krone, am Halse eine lange, goldene Kette, am Oberarm goldene Amulette, am Handgelenk und an den Fingern goldene Ringe. So zog er in goldenen Sandalen langsam, Schritt vor Schritt, in afrikanischer Häuptlingswürde einher. Aber es klappte dann doch mit seinem Stamme nicht. Es wurde wiederholt das Ansinnen an ihn gestellt, die heidnischen Häuptlingsgebräuche selbst zu verrichten, und damit das Wohl und Gedeihen des Stammes sicherzustellen. Aber er war Christ und wollte es unter allen Umständen bleiben. Kurz entschlossen legte er die Oberhäuptlingswürde wieder nieder und bat die Norddeutsche Mission, ihn wieder als Lehrer und Katechisten anzustellen. Das hat diese gern getan. Seitdem hat er als beschreibener Lehrer in verschiedenen Schulen und auch in dem Gehilfenseminar in Amedzofe treu gedient.

Mitteilungen.

1. Am 12. Januar 1939 ging unser früherer Missionar August Mogkus, zuletzt Pfarrer in Sullenschin (Kreis Karthaus), heim. Unbegreiflicherweise erhielt die Gohnerische Missionsleitung erst ein Jahr später die Nachricht von seinem Tode. Seit 1936 emeritiert, kam Pfarrer Mogkus schon als kranker Mann nach Heubude (früher Laugallen), Kreis Sumbinnen, wo sich sein Zustand trotz aller Pflege verschlechterte. Zuletzt war er körperlich und geistig gelähmt. Ein sanfter Tod erlöste ihn von seinem Leiden.

Von 1896—1916 hat August Mogkus im Dienste der Gohnerischen Mission gestanden (als Missionar in Chainpur, Khutitoli, Kinkel, Lohardaga und Ibarsuguda). Er blieb unverheiratet. Seit 1916 stand er im kirchlichen Dienst, zuletzt in der Gemeinde Sullenschin. Alle, die den Heimgegangenen persönlich näher gefannt haben, wissen um seine großen Schwächen; er war in mancher Hinsicht ein Original. Eins aber bleibt unbefritten: seine Liebe zum Werk der Heidenmission, zu seinen Konfirmanden und zu den Kindern seiner Gemeinde.

Die Briefe des Missionars Mogkus an das Kuratorium der Gohnerischen Missionsgesellschaft weisen meist die Anrede: „Liebe Väter!“ auf. Er stand in der Tat zeit seines Lebens zu seiner Missionsleitung in einem Sohnesverhältnis. Von ihr erwartete er Rahnung, Zurechtweisung, Verzeihung für alle seine Fehlentscheidungen. Hat in seinen persönlichsten Angelegenheiten, Trost und Stärkung für sein Amt. Diese väterlich-brüderliche Betreuung übernahm, als Missionar Mogkus aus der Arbeit der Gohnerischen Mission ausschied und in den Kirchendienst eintrat, sein zuständiger Superintendent, D. Dr. Lau, Karthaus, dessen Fürsorge und Freundlichkeit der Verstorbenen viel zu danken hat.

Die Missionsleitung gedenkt des Heimgegangenen in herzlicher Fürbitte. Gott möge seiner Seele gnädig sein, und das ewige Licht leuchte ihm!

2. Vom indischen Missionsfelde haben wir seit dem 26. März d. J. keine Nachricht mehr erhalten; wir nehmen aber an, daß sich dort an der bisherigen Lage nichts geändert hat. Von entscheidender Bedeutung für die Fortführung unserer gesamten Arbeit in Chota Nagpur dürften die Beschlüsse der Generalsynode sein, die nach dem letzten Brief unseres Präses Lic. Stosch in den Tagen um den 19. Mai in Ranchi stattgefunden hat. Gott möge geben, daß unsere Arbeit trotz des Krieges fortgehe und unsere Missionare den Dienst ausrichten, zu dem sie sich gesandt wissen. L.

Unsere Anschrift: Gohnerische Missionsgesellschaft, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19—20. Unser Postcheckkonto: Berlin 79 50; das Postcheckkonto für die Buchhandlung: Berlin 137 96.

Für den Inhalt verantwortlich: Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau. Verlag der Gohnerischen Mission, Berlin-Friedenau.

Druck: Heinrich Beenten, Berlin G 2

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

findet
die Biene auf
ihrem Flugel/bringt
sie Ergiebiges von ihrem
weiten Felde zurück/und
kann sie Köstliches darau-
berellen/so bringt sie es u.
fordert zum Danke auf u.
zum Preise des Herrn/
der es gegeben/dem der
Weinberg u. alle/ma-
darinnen ist/gehört



findet
sie wenig oder
Nichts/finder sie es
mager und kommt
leer zurück/so kann
sie auch nichts geben/
als etwa zum esfrigen
inbrünstigen Gebete
erwecken/daß der Herr
das Feld mehr bethauet
und Dsingstregen da-
rauf fallen lasse

Der Herr/daß die Erndte und das ganze Arbeitsfeld/so wie die Ehre und
die Schande ist/wolle die geringe Arbeit der Biene segnen/an ihr selbst u.
an Allen/die von ihrer Arbeit etwas genießen werden. Amen/Ioh. Gößner

107. Jahrg.

Berlin-Friedenau, Juli 1940

Nummer 7

Eine neue Kreatur.

„Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist
vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!“ 2. Kor. 5, 17.

Monatspruch der Kirche.

Bei dem Uebertritt aus dem Heidentum zum Christentum handelt es sich nicht ledig-
lich um den Eintausch einer besseren Lehre gegen verdunkelte und verzerrte Erkenntnisse im
alten Glauben. Weder das Christentum noch das Heidentum sind als bloße Lehre zu be-
greifen. Das Heidentum bildet ein Lebensganzes, gleichviel ob es sich um eine heidnische
Hochreligion handelt wie in Indien oder um eine heidnische Religion auf niedriger Stufe
wie etwa in Afrika. Das ganze Leben des Heiden, und zwar sowohl sein persönliches
Leben wie auch sein Leben in Familie und Volksgemeinschaft, steht unter dem Bann des
Heidentums, ist zersezt und vergiftet: durch Zauberei und Geisterfurcht bei den heidnischen
Naturvölkern oder sittliche Verirrungen und soziale Entartungen bei den heidnischen Kultur-
völkern. Deffnet sich nun dem Heiden unter der Wirkung des heiligen Geistes und dem
Hören auf das Wort Gottes der Blick für die Gottwidrigkeit der heidnischen Welt, in der
er bisher gelebt hat, so drängt es ihn zur Entscheidung. Bald kann er in der verderbten
Luft des Heidentums nicht mehr atmen. Im Lichte Jesu Christi erkennt er, daß sein ganzes
bisheriges Leben, so fromm es im Sinne heidnischer Religiosität sein mochte, vor Gott
Gottlosigkeit und Sünde war. Eine Umwertung aller Werte findet statt. Das Christentum
drängt sich ihm als ein ganz neues Lebensprinzip auf. So kommt es denn zur Absage an
alle alten Lebensinhalte, so kommt es sogar zu einem äußeren Bruch mit der alten, heid-
nisch bestimmten Gemeinschaft, da ja — wie wir sahen — das Heidentum das gesamte
Leben umklammert hält, nicht nur das Familien- und Stammesleben, sondern auch das
Berufsleben. Ein Heide, der sich entschlossen hat, Christ zu werden, stirbt innerlich der
alten heidnischen Welt, zu der er gehörte, ab, um in einer neuen Welt zu einem neuen
Leben aufzuerstehen. „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist
vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!“

Wer diese lebenerneuernde Kraft des Christentums auf dem Missionsfelde beobachtet, ja, mehr noch, wer sie an sich selber erfahren hat, der kann nicht anders, er muß von dieser Lebensmacht Zeugnis ablegen in seiner engsten persönlichen Umgebung, in seinem eigenen Volke und vor den Völkern der Welt, indem er sich in Opfer und Fürbitte in die Arbeit der Mission einreicht, deren Botschaft lautet:

In Christo — eine neue Kreatur!

Lothes.

„Wir werden das nicht vergessen.“

„Wir indischen Christen erinnern uns des hervorragenden Dienstes, den deutsche Missionare der Sache Jesu Christi in Indien geleistet haben. Ihnen verdanken wir eines der ruhmreichsten Blätter in der Geschichte der christlichen Mission in Indien. Wir werden das nicht vergessen!“ So beurteilt man in Indien die deutsche Missionsarbeit. Handelt es sich dabei nur um einige freundliche Worte der Anerkennung oder um eine ehrlich empfundene Verpflichtung, der die indische Christenheit gerade auch während der Kriegszeit gerecht zu werden sucht?

Die indische Kirche trat nicht unvorbereitet in den Krieg ein. Sie hatte auf der großen Missionskonferenz am Ende des Jahres 1938 auf indischem Boden das Wunder christlicher Gemeinschaft und kirchlicher Verbundenheit zwischen den verschiedensten Völkern und Rassen erfahren. Freilich ahnte damals niemand, wie bald schon dieses Gemeinschaftserlebnis der Belastungsprobe eines Krieges ausgesetzt werden würde. Hat die indische Christenheit diese Probe bestanden? Zuerst erschien es, als sollten sich die Vorgänge des Weltkrieges 1914—1918 mit allen feindlichen Maßnahmen gegen die deutschen Missionare wiederholen. Alle männlichen deutschen Missionare, und zwar sowohl evangelische wie römisch-katholische, wurden interniert. Dann aber setzte sich der Nationale Christenrat in Indien unter Führung des Bischofs von Dornakal für die Freilassung der Missionare ein und machte es sich zur Pflicht, auch ihre Arbeit aufrechtzuerhalten. Es wurden gewisse Maßnahmen für eine Uebergangszeit getroffen, so daß die Arbeit der deutschen Missionare nur eine kurze Unterbrechung erfuhr. Der Nationale Christenrat und der Lutherische Kirchenbund in Indien bildeten mit den provinziellen Christenräten, mit den den deutschen Missionsfeldern benachbarten Missionen, mit einzelnen Missionaren und Kirchenführern eine Arbeitsgemeinschaft mit dem Ziel, die deutschen Missionen finanziell zu unterstützen und ihnen die Arbeitsmöglichkeit in Indien zu erhalten, ohne daß von ihnen eine Verpflichtung verlangt wurde, die ihr Treueverhältnis zu der deutschen Regierung verlegt hätte.

Am Ende des Jahres 1939 trat der Nationale Christenrat in Nagpur zusammen. Den wichtigsten Punkt seiner Tagesordnung bildete die Frage der Unterstützung der deutschen Missionsarbeit, die während des Krieges von ihrer Heimat finanziell abgeschnitten war. Obwohl die indischen Kirchen und Missionen selbst zu äußersten Sparmaßnahmen genötigt sind, sah es der indische Christenrat als seine Ehrenpflicht an, den deutschen Missionen zu helfen, und richtete einen Appell an die Opferwilligkeit aller christlichen Inder. Von dem Lutherischen Kirchenbund in Indien lag ein sorgfältig ausgearbeiteter Voranschlag vor, und so kam man dahin überein, einen Aufruf zur Zeichnung von Rs. 130 000 zu erlassen. Es handelte sich um die Unterstützung folgender deutschen evangelischen Missionen: der Gohnerischen Evangelisch-Lutherischen Kirche von Chota Nagpur und Assam, der Breklumer, der Leipziger und der Baseler Mission. Da es sich hierbei in der Hauptsache um ausgesprochen lutherische Missionen handelt, so war es zunächst der Lutherische Weltbund, der die ersten Schritte unternahm, um den betroffenen Missionen alle nur denkbare Unterstützung zu gewähren. So kam es, daß sich in der Hauptsache die lutherischen Kirchen Amerikas an dem Kriegshilfswerk für die deutschen Missionen beteiligten. Aber auch die indische Christenheit sah sich hier einer verpflichtenden Aufgabe gegenüber, die über alle konfessionellen und rassischen Grenzen hinausgriff. Der Nationale Christenrat in Indien hörte aus der Lage der deutschen Missionsfelder in Indien einen Ruf an die indische Christenheit heraus und zeichnete für die auf indischem Boden durch die deutschen Mis-

sionare gegründeten Missionkirchen einen sofortigen Beitrag von Rs. 10 000. In der Begründung für dieses brüderliche Verhalten der indischen Christenheit gegenüber den deutschen Missionen in Indien sind eben jene Sätze enthalten, die wir oben in der Einleitung dieses kurzen Berichts zitierten: „Die indische Kirche erinnert sich des hervorragenden Dienstes, den deutsche Missionare der Sache Jesu Christi in Indien geleistet haben. Ihnen verdanken wir eines der ruhmreichsten Blätter in der Geschichte der christlichen Mission in Indien. Wir werden das nicht vergessen.“

Das Missionsfeld der Gossnerschen Mission in Indien.

Indien — darunter versteht man im allgemeinen das Land der großen philosophischen und religiösen Systeme, das Land Buddhas: ein Land mit uralter, hoher und höchster Kultur. Es ist das Land der Tempel und Paläste mit einer hochentwickelten, wenn auch für unser Empfinden fremden Kunst. Indien — das Land der Millionen Götter, in dem alles vergottet wird: der Baum und der Strom, das Tier und der Mensch; das Land, in dem man auf Schritt und Tritt einem glühend sinnlichen Geschlechtskult begegnet, das Land der heiligen Büßer, des religiösen Kaufes, der Tempeldirnen und der Tempelunzucht: dieses Indien ist der Allgemeinheit zugänglich und bekannt. Von der sozialen Struktur Indiens kennt man das teils berückigte, teils berechnigte Kastensystem, das mit seinen tausend Bindungen nicht nur das öffentliche, sondern auch das private Leben des indischen Volkes fesselt. Von der sozialen Entrechtung der indischen Frau, die hinter den vergitterten Fenstern der Frauengemächer, der sog. Zenanas, ein streng abgeschlossenes Leben führt, weiß man aus Büchern und Zeitschriften. Man hat auch von der abgründigen Armut und der menschenunwürdigen Behandlung der Kastenlosen, der sog. Parias, gehört, denen ein Mann wie Gandhi helfen will, aber auf Grund der in Indien bestehenden uralten religiösen Vorurteile nicht helfen kann. Man kennt aus den Zeitungen auch das neue, das politische Indien, das Land Gandhis mit seinen seltsamen politischen Kampfmethoden, mit seinem Hungerstreik und passiven Widerstand im Kampfe gegen England um Indiens Freiheit. In der Tat ein Land voll von gewaltigen religiösen, sozialen und politischen Spannungen (man denke dabei nur an den Gegensatz zwischen Hindus und Mohammedanern)! Dieses Indien, dessen ganze Kultur von den Abkömmlingen jener arischen Einwanderer geprägt ist, die in grauer Vorzeit Indien eroberten, dieses bekannte Indien müssen wir ganz hinter uns lassen, wenn wir das Gossnersche Missionsfeld in Indien kennlernen wollen.

Dort in der Landschaft Chota Nagpur in Mittelindien (200 Kilometer östlich von Kalkutta) stoßen wir auf Volkssplitter aus der Urbewölkerung Indiens, denen die Missionsgeschichte den Sammelnamen „die Kols“ beigelegt hat. Sie selbst bezeichnen sich niemals mit diesem Namen, der in ihren Ohren ein Schimpfname ist, sondern gebrauchen einzelne Stammesbezeichnungen wie z. B. die Mundas, die Urauns, die Kharias, die Hos, die Santals usw. Es sind kulturarme Volksstämme, um nicht das Wort „primitiv“ zu gebrauchen — aus einer ganz anderen Rasse als die Hindus, nämlich aus der dravidischen und solarischen, in ihrem Kulturstande in nichts unterschieden etwa von den ackerbaureitenden Negerstämmen Südafrikas: eine schlichte, arbeitsame, wenn auch blutarme Bauernbevölkerung mitten im indischen Dschungel (indischer Urwald). Ihre Väter haben einst den Urwald gerodet und ihm die Reisfelder abgerungen, von denen ihre karge Existenz abhängt. Die Gossnersche Mission hat diese nicht nur für die Mission, sondern auch für den Staat wertvolle bäuerliche Bevölkerung geradezu entdeckt und ihr nicht nur das Evangelium, sondern auch die Grundelemente aller Kultur gebracht. Sie schenkte ihr erst durch die Uebersetzung der Bibel in eine ihrer Stammessprachen (das Mundari) die Schriftsprache. Sie eröffnete ihr durch ein System von Missionschulen, angefangen von den elementarsten Klippeschulen in den Dschungelbörfen und aufsteigend bis zur Missionshochschule und zum Predigerseminar auf der Hauptstation Ranchi (heute eine Stadt von 40 000 Einwohnern), den Weg in die Welt der Bildung.



Herr und Frau Missionar Borutta mit ihrem
Töchterchen Anna Dorothea

Die Gossnersche Mission hat es auf ihrem Missionsfelde weder mit dem Problem der indischen Kaste, bzw. der Pariafrage, noch mit der indischen Frauenfrage zu tun. Die Kols kennen die hinduistische Gliederung in Kasten nicht, und die Stellung der Kolsfrau ist, wie bei allen sog. primitiven Völkern, eine verhältnismäßig günstige. Das geht schon daraus hervor, daß in den bäuerlichen Haushaltungen der Kols vielfach die Frau über die Wirtschaftskasse verfügt. Dennoch bedeutet der Eintritt der Gossnerschen Mission in das Leben des Kolsvolkes ein Ereignis von größter sozialer Bedeutung. Durch viele Jahrhunderte hatten die Kols sich gegen den Ansturm der arischen Eroberer, der späteren Hindus, als ein freies Bauernvolk behaupten können. Der unwegsame indische Dschungel war ihr Schutz. In dem Augenblick aber, als die ersten Gossnerschen Missionare den Boden Chota Nagpurs betraten, standen die Kols in Gefahr, zugleich mit ihrem Landbesitz auch ihre Freiheit zu verlieren. Das Königs-geschlecht der Kols hatte der Hinduisierung nicht widerstehen können. Es zog Hindubeamte an den Hof und belehnte sie mit Ländereien, die als sog. Königsland von den Kolsbauern mitbeackert wurden. So entstand überall im Lande ein Hindu-Großgrundbesitz, der danach trachtete, auch das freie Bauernland an sich zu bringen und die Bauern selbst in die Hörigkeit und Leibeigenschaft hinzuzustoßen. Es gelang der Mission, die Aufmerksamkeit auf diese Notlage der Kols aufmerksam zu machen und eine für die indische Regierung

sehr kostspielige Landvermessung durchzuführen, die das freie Bauernland vor dem gewaltsamen Zugriff der Hindus schützte.

Kein Wunder, daß unter den Kols bald eine Massenbewegung zum Christentum einsetzte. Ganze Dörfer ließen sich geschlossen taufen. Die Zahl der Taufbewerber stieg in manchen Jahren auf mehr als 10 000. Es besteht kein Zweifel darüber, daß diese Art des Massenübertritts in den entstandenen christlichen Gemeinden ihre Spuren hinterlassen hat. Es handelte sich um eine Massen- und nicht um eine Erweckungsbewegung. Ganz ungewollt verschob sich der Schwerpunkt der Missionsarbeit von der Funktion der Einzelbekehrung hin zur Funktion der Erziehung der Massen, die in der christlichen Kirche Aufnahme fanden. Hieraus erklärt sich auch der Nachdruck und die Schnelligkeit, mit der sich auf dem Gossnerschen Missionsfelde das Missions-schulwesen entwickelte. Es hat einzelne Gossnersche Missionare gegeben, die da glaubten, durch eine solche Schulmission die Christianisierung des Kolsvolkes herbeiführen zu können. Sie folgten dabei Gedankengängen, die der geniale englische Missionar Dr. Duff als wegweisend für die Missionsarbeit in ganz Indien ausgesprochen hatte. Aufs große Ganze gesehen aber blieb sich die deutsche lutherische Mission dessen bewusst, daß die Missionskirche im Kolsvolke nur durch Wort und Sakrament, Evangelisation und Seelsorge gebaut werden könne.

Die religiösen Voraussetzungen dafür waren durchaus vorhanden. Die heidnischen Kols sind Animisten. Wenn man in ihrem Heimatlande hier und dort auf kleine Dorftempel oder auf Götzen stößt, so handelt es sich dabei immer um Kultstätten der volks-

fränden Hindus. Die Kols kennen keine Götzenbilder. Sie glauben an Geister (Bhuts), an Zauber und an Zauberer. Aus ihren schreckhaften Augen spricht die Furcht vor Spuk und Magie. An der realen Macht der Dämonen herrscht unter den heidnischen Kols kein Zweifel. Der Teufel ist für sie leibhaftig da. So kam es denn, daß sich an ihnen auch die Botschaft von Christus, dem Erlöser von Sünde, Tod und Teufel, als eine Lebensmacht und eine Wirklichkeit erwies, die ihr ganzes Leben ergriff und umwandelte. Die allerersten Kols, die sich taufen ließen, waren aufrichtige Wahrheitsucher, und wenn später andere, mehr äußerliche Beweggründe bei der Massenbefehrung der Kols mitbestimmend waren, so hat es den Taufbewerbern doch niemals an der Erkenntnis gemangelt, daß ihnen erst dann geholfen sei, wenn ihnen religiös geholfen war. Trotzdem muß von der Missionskirche unter dem Volke der Kols auch in ihrem heutigen Entwicklungsstande geurteilt werden: Sie ist eine Kirche zwischen Ostern und Pfingsten. Sie ist getauft in den Tod und in das Leben des auferstandenen und lebendigen Herrn; sie bedarf aber noch der Ausgießung des heiligen Geistes. Sie wartet auf ihr Pfingsten, und es gibt keinen wichtigeren Dienst für die heimatlische Missionsgemeinde, als für die Kolskirche um dieses Gnadengeschenk Gottes fürbittend vor Gott einzutreten.

Inzwischen muß mit der uns vom Herrn der Mission befohlenen Treue im Kleinen, im besonderen an der Einzelgemeinde, weitergearbeitet werden. Dazu gehört vor allem auch die Betreuung der Frauenwelt, die wirksam wiederum nur durch Frauen erfolgen kann. Die Jahrhundertfeier des evangelischen Diakonissenwerkes zog die unbekannte Tatsache ans Licht, daß der Gründer unserer Mission, Johannes Evangelista Gossner, der auf den verschiedensten Gebieten der Inneren und Äußerer Mission überaus fruchtbare Anregungen gegeben hat, nicht nur — wie bekannt — der erste deutsche evangelische Pastor war, der die kirchliche Versorgung der auslandsdeutschen Gemeinden in Angriff nahm, sondern auch die ersten Diakonissen aufs Missionsfeld hinausführte. Es handelt sich um die drei Missionschwwestern, Auguste Winter, Dorothea Feldner und Sophie Wernicke, die im Jahre 1840 nach Ostindien hinauszogen, nachdem sie in dem ein Jahr vor Kaiserswerth durch Gossner gegründeten Elisabeth-Kranken- und Diakonissenhaus in Berlin ausgebildet worden waren. Aber die Schwestern gingen 1840 nicht in die Kolsmission, die erst im Jahre 1845 begann, sondern in die Gossnerische Gangesmission, der bisher einzigen wirklichen deutschen Hindumission, die während des letzten Weltkrieges an englische Missionsgesellschaften abgetreten werden mußte. Die Schwesternarbeit in der Kolsmission ist verhältnismäßig jung; aber sie wuchs, vor allem in der Nachkriegszeit, sehr schnell in eine große Verantwortung hinein. Welch eine Fülle von Aufgaben haben unsere Missionschwwestern zu lösen: Neben dem Dienst an den Kranken tritt die Arbeit an und mit den Bibelfrauen, die weibliche Jugendarbeit, die Einrichtung



Heidnischer Uraunjüngling

von Kindergärten, die Beaufsichtigung der Mädchenschulen, Evangelisationsreisen und Vorträge vor Frauen und mancherlei Gemeindefarbeiten, die eigentlich nur von Missionaren erfüllt werden können. Die geringe Anzahl von Missionaren, die wir nach dem letzten Weltkriege aufs Missionsfeld ausenden konnten, nötigte uns dazu, den Aufgabenkreis der Schwestern oft über ihre Leistungskraft hinaus zu erweitern. Am 1. Oktober 1938 begannen zwei unserer Missionschwestern, Anni Diller und Hedwig Schmidt, die Frauenarbeit systematisch zu betreiben. Sie gründeten auf der Missionsstation Gmmla die sog. Tabitha-Schule, in der junge Mädchen aus dem gesamten Missionsgebiet für den Dienst einer christlichen Frau in Haus und Gemeinde in einem zweijährigen Lehrgang systematisch vorgebildet werden. Die Aufnahme dieser Arbeit wurde von allen Gemeinden auf das freudigste begrüßt. Sie ist durch den Krieg unterbrochen worden; wir hoffen aber, daß ihre Wichtigkeit von der Missionskirche erkannt worden ist und nicht mehr zum Stillstand kommen wird.

Der letzte und der gegenwärtige Krieg sind eine von den vielen Belastungsproben, unter denen sich die junge werdende Kirche ans Licht ringt. Vielleicht gehört es zu den charakteristischen Zügen der Evangelisch-lutherischen Gossner-Kirche in Chota Nagpur und Assam (Assam ist die Diaspora dieser Kirche, das Land des indischen Tees im Nordosten Indiens, wohin viele unserer Koltschriften auswandern), daß ihre Entwicklung krisenhaft vor sich geht. Die erste dieser Krisen bestand in dem Einbruch einer hochkirchlichen anglikanischen und der belgischen Jesuiten-Mission in das Gossnersche Missionsgebiet. Das war in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Die anglikanische Mission ist zahlenmäßig klein geblieben, obwohl — vor allem während eines Krieges zwischen England und Deutschland — nicht übersehen werden darf, daß hinter ihr das ganze Gewicht der englischen Regierung steht. Die römisch-katholische Mission ist in der günstigen Lage, während eines Krieges alle Patres, die den kriegführenden Staaten angehören, gegen solche mit einer anderen Nationalität auszutauschen und ihre Arbeit ungehindert fortzusetzen. Dadurch hat sie im letzten Weltkriege den Vorsprung vor der Gossnerschen Mission gewonnen und heute unsere Mission an Seelenzahl um das Doppelte überflügelt. Dennoch zeigte es sich, daß alle diese Erschütterungen, die die junge evangelische Koltskirche oft bis ins Innerste aufwühlten, nur dazu dienen mußten, sie innerlich reifen zu lassen. Es war ein großer Tag, der 10. Juli 1919, an dem Vertreter aller evangelischen Koltsgemeinden in Abwesenheit aller deutschen Missionare vor Vertretern der englischen Regierung erklärten, daß sie dem lutherischen Bekenntnis treu bleiben und, wenn man ihnen die deutschen Missionare nicht wiedergäbe, sich zu einer selbständigen Missionskirche unter eigener Leitung zusammenschließen würden. So entstand die „Autonome Evangelisch-lutherische Gossner-Kirche von Chota Nagpur und Assam“. Seitdem dürfen wir nicht recht eigentlich von einer Gossnerschen Missionsgesellschaft und ihrem indischen Missionsfeld reden. Das Verhältnis ist heute durch die Begriffe alte und junge Kirche, Tochter- und Mutterkirche, bestimmt. Die selbständige Koltskirche ist zugleich ein Glied, und zwar das zahlenmäßig stärkste Glied des Lutherischen Kirchenbundes in Indien, der eine Christenschaft von 500 000 Seelen zusammenfaßt, die von vier deutschen, zwei schwedischen, einer dänisch-norwegisch-amerikanischen und zwei rein amerikanischen Missionsgesellschaften betreut werden. Von diesen 500 000 lutherischen Christen in Indien gehören 140 000 der Gossner-Kirche an. Da zugleich der Lutherische Kirchenbund in Indien ein Glied des Lutherischen Weltbundes ist, so erklärt sich hieraus die freundschaftliche Teilnahme des Lutherischen Weltkonvents und vor allem seines amerikanischen Zweiges an dem Geschick und Werdegang der Koltskirche. Der Lutherische Weltkonvent hat diese Kirche mit an erster Stelle in ihren Unterstützungsplan aufgenommen. Wenn demnach auch heute während des gegenwärtigen Krieges das lutherische Missionswerk unter den Kols von den lutherischen Kirchen Amerikas finanziell unterstützt wird, so handelt es sich dabei nicht um eine Hilfe für die Gossnersche Missionsgesellschaft in Deutschland, sondern für die von allen Seiten bedrohte lutherische Kirche unter den Kols. Man muß diese Gesamtzusammenhänge kennen, um die Situation unserer indischen Missionsarbeit zu verstehen.

Obwohl nun die Gossnersche Koltskirche in Indien seit jenem 10. Juli 1919, an dem

sie sich eine eigene Kirchenverfassung gab, eine Kirche unter indischer Leitung ist, bedarf sie dennoch der finanziellen und vor allem geistlichen Betreuung durch die heimatischen Missionsgemeinden und durch die Missionare der alten deutschen Missionsgesellschaft, der sie ihre Entstehung verdankt. In langen Jahren äußerer und innerer Spannungen während der Nachkriegszeit hat es sich herausgestellt, daß die junge Kirche zwar verfassungsmäßig selbständig ist, daß aber die eingeborenen Kirchenführer und auch die Gemeinden weder innerlich noch äußerlich den Merkzeichen kirchlicher Selbständigkeit gerecht werden: nämlich der Selbsterhaltung, Selbstverwaltung und Selbstausbreitung. In ehrlicher Selbsterkenntnis rief die Gossnersche Kolonialkirche nach dem letzten Weltkriege wieder ihre alten Missionare in die Arbeit. Die Mehrheit der Gemeinden hätte sogar jenen Zustand der Vorkriegszeit vorgezogen, in dem die Gesamtleitung und die Leitung der Gemeinden völlig in der Hand der deutschen Missionare lag; aber inzwischen war in der jungen Kirche eine kleine gebildete Führerschaft entstanden, die die Leitung der Kirche wenigstens nach außen hin nicht aus der Hand geben wollte. So gab man der Mission zwar von Anfang an Anteil an der Leitung, aber die Missionare sollten in ihrem Dienst doch ganz in der Kirche stehen. Mehr und mehr aber stellte es sich heraus, daß die Autorität und der Einfluß der Missionare gestärkt und, wenn möglich, auch die Gesamtleitung der Kirche einem deutschen Missionar übertragen werden mußte. Die Missionsleitung in Berlin war sich über diese Lage auf dem Missionsfelde nicht einen Augenblick im unklaren; aber sie konnte nicht eher wirksam eingreifen, als bis die Eingeborenen-Kirche ihre eigene Unzulänglichkeit eingestand und einen deutschen Missionar in die oberste Führung der Kirche berief. Das ist jetzt geschehen. Präses Lic. Stosch, der bis zum Kriege die Leitung der Arbeit in Indien inne hatte, ist von der indischen Generalsynode einstimmig zum Präsidenten der Kirche gewählt worden. Er reiste Anfang 1938 nach Indien aus und hat die Leitung der Missionskirche förmlich übernommen. Damit ist eine Neuordnung der Kirche in ihrem Verhältnis zu den Missionaren eingeleitet, von der wir für die Zukunft eine segensreiche Auswirkung erwarten. Das zeigte sich schon auf der Generalsynode der Kirche im Januar des vergangenen Jahres, an der auch die Missionsdirektoren der Berliner und Leipziger Mission, D. Knaf und D. Ihmels, als Gäste teilnahmen. Auf dieser Synode wurde die Verfassung der Kirche dahin ergänzt, daß die Missionare unter sich zu einem Missionarssynvent geschlossen wurden, der unter der Leitung des Missionspräses wieder selbständige Funktionen und Rechte erhielt. So entstand wieder ein Gegenüber zwischen Kirche und Mission. Die Missionare gehen nicht mehr in der Kirche auf, sondern können nun auch aus eigener Initiative in das Leben der Kirche eingreifen. Zugleich wurde auch eine Pastorendienstordnung neu geschaffen, die vor allem das Kollektengewesen regelte und damit einen Schritt vorwärts auch zur finanziellen Verselbständigung der Kirche bedeutet.

Freilich, der wichtigste Dienst, den die deutschen Missionare der jungen werdenden Kirche leisten können und den diese auch von ihnen erwartet, ist die Vertiefung des geistlichen Lebens. Hier liegt letzten Endes die Wurzel für alle Schwächen und Nöte des kirchlichen Lebens, auch auf dem Gebiete der kirchlichen Finanzen. Nur dort, wo in einer Kirche wirklich geistliches Leben ist, wird sie auch finanziell selbständig und unabhängig werden können. Darum stand das erste Arbeitsjahr seit der Rückkehr unseres Präses Lic. Stosch nach Indien unter dem Zeichen von Bibelfreizeiten und Lehrgängen für die Pastoren, Katechisten, Bibelfrauen und für die Gemeinden selbst. Diese fanden nicht nur zentral auf der Hauptstation Ranchi unter der Leitung des Präses, sondern auch lokal auf einzelnen Missionsstationen unter der Leitung der Missionare statt. In Assam veranstaltete der die Assamarbeit leitende Missionar Radtke soa. Glaubenskonferenzen für die Gemeinden, die von vielen Hundert Christen besucht wurden. Dieser Dienst mit dem Worte, dieses Austeilen der ertreten Güter aus dem Schatz der Reformation an die jungen Christengemeinden gibt uns heute allein das Recht, uns auf den alten deutschen Missionsfeldern zu behaupten, und berechtigt uns in strittigen Fällen soaar dazu, zu verhindern, daß andere, etwa amerikanisch-lutherische, Missionare, deutsches Missionsgebiet übernehmen, was aus finanziellen Gründen vielleicht naheliegen könnte. Im übrigen aber denken wir

nicht daran, für immer draußen zu bleiben und uns auf unseren Wissensfeldern selbst zu überleben. Das Ziel aller unserer Missionsarbeit bleibt nach wie vor die selbständige Missionskirche.

Mit diesem Ziel aber dienen wir in Indien nicht nur einem einzelnen Volke wie den Kols, sondern Gesamtindien. Das sei zum Schluß nur an zwei Punkten kurz aufgezeigt. Indien ist das Ursprungsland, ja, geradezu das Wetterloch der Welt, für alle möglichen Abarten des religiösen Idealismus. Alle echte Religion aber macht ein Lebensganzes aus, und niemals hat man das Wesen einer Religion erfaßt, wenn man nur die eine oder andere Idee, die sie aus ihrem Lebensinhalt heraus entwickelt hat, für das Ganze nimmt. Nun steht Indien in der Versuchung, dies im Fall des Christentums zu tun. Es steht im Christentum weithin lediglich eine Idee, nämlich die Idee der selbstlosen Liebe oder des selbstlosen Dienens, und in Christus den Träger dieser Idee. Zur Religionsmengerei neigend, wie Indien seinem Wesen nach ist, sucht es diese neue Idee mit den alten religiösen Ideen Indiens zu verbinden. Dadurch entgeht es der Entscheidung gegenüber Christus, der ja mehr ist als der Träger einer Idee. Er ist der Heiland und Erlöser der Welt und auch des indischen Volkes. Dies Indien in aller Härte und in aller Liebe vor Augen zu halten, dazu ist nicht ein einzelner Missionar, und mag er noch so gottbegnadet sein, imstande, sondern nur die christliche Gemeinde und eine auf indischem Boden organisch erwachsene Kirche, die das Lebensganzes des christlichen Glaubens anschaulich macht. Dieser erste Dienst aller unserer Missionsarbeit an ganz Indien liegt auf rein religiösem Gebiet. Der zweite dringt bis in die Sphäre des Politischen vor. Indien will frei werden, frei vom englischen Joch. Es gibt keinen deutschen, vielleicht auch keinen englischen Missionar, der nicht diesen Freiheitskampf Indiens verstände; aber mit einer errungenen politischen Freiheit ist dem Indien, das wir kennen, noch nicht geholfen. Missionsdirektor D. Anak, den die Kolskirche zu Beginn des vergangenen Jahres auf ihrer Generalsynode als Gast begrüßen durfte, hat in seinem in der Aprilnummer unseres Missionsblattes veröffentlichten Aufsatz über seine in Indien empfangenen Eindrücke recht, wenn er dort sagt:

„Man kann nur mit größter Spannung auf die Entwicklung des Kampfes sehen, den jetzt Indien mit der englischen Regierung kämpft. Wie es aber auch werden mag, soviel ist sicher, daß eine wirkliche Erneuerung dieser großen Völkerwelt — denn Indien birgt nicht ein Volk, sondern viele in sich — nicht durch politische Freiheit, sondern allein durch eine Wiedergeburt von innen her erhofft werden kann. Ein erneuertes Familienleben, eine höhere Würdestellung der Frau, ein entschlossener Kampf gegen die indische Sinnlichkeit, ein Ringen um Tatkraft und Pflichttreue, eine Befreiung von dem Bann der Sündenfurcht und der falschen Heiligenverehrung müssen kommen, wenn Indien wahrhaft befreit werden soll. Das alles kann nur Geschenk von oben sein und nur durchgeführt werden von solchen, die da begriffen haben, welche Freiheit Christus denen bringt, denen er zum Herrn geworden ist, d. h. Indien kann nicht frei werden ohne das Evangelium und ohne eine lebendige Kirche. Das Werden einer jungen, selbständigen Kirche, wie es in Chota Nagpur der Fall ist, ist ein gewaltiger Schritt zu dieser wahren Freiheit.“

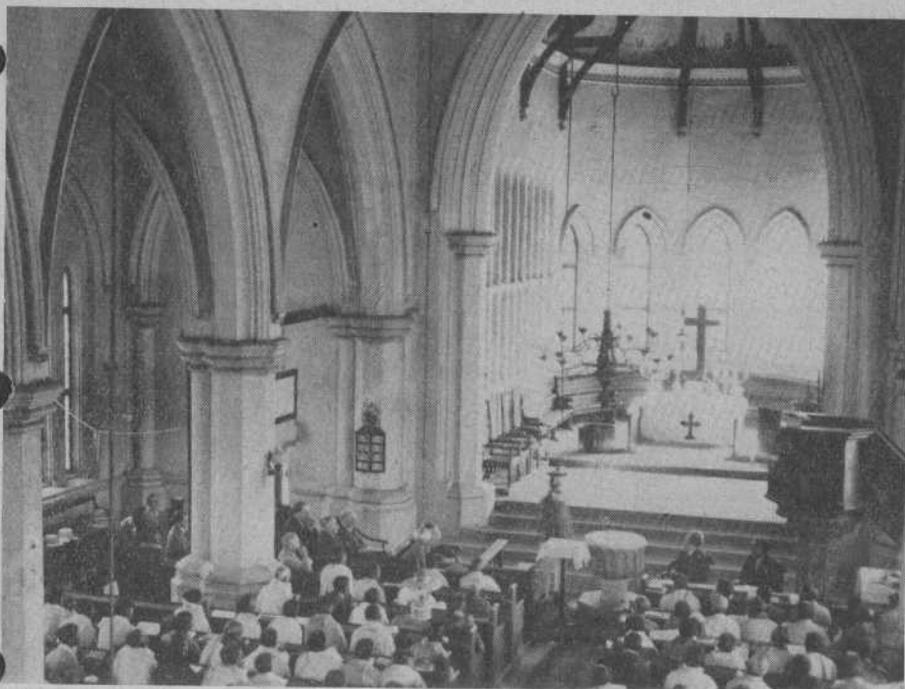
L o k i e s.

Letzte Nachrichten.

Die letzten Briefe, die uns aus Indien erreichten, waren ein Brief von Präses Lic. Stosch aus Kanchi vom 10. Mai und ein Brief von Missionar Borutta vom 11. Mai. Danach nimmt die Arbeit auf unserem Missionsfelde ihren Fortgang. Vom 19. bis 23. Mai fand die diesjährige Generalsynode der Kolskirche statt. Gott gebe, daß sie einen friedlichen Verlauf genommen und ein für die kirchliche Arbeit fruchtbares Ergebnis gezeitigt habe! Zur Zeit werden in Kanchi ein Bibelkursus für Frauen und ein anderer für Lehrerinnen abgehalten. In beiden Kursen wirken Präses Lic. Stosch und die Missionschwester Irene Störin, Anni Diller und Hedwig Schmidt mit. Missionar Radtsch bleibt nach wie vor in Assam. Die Missionare Borutta und Klimkeit erhielten die Erlaubnis zu einer 14tägigen Predigtreise durch die Gemeinden.

Für den Inhalt verantwortlich: Missionsinspektor Lokkes, Berlin-Friedenau.
Verlag der Gohner'schen Mission, Berlin-Friedenau.

Druck: Heinrich Beentken, Berlin O 2



Geschäftsbericht

der

Gossnerschen Missionsgesellschaft

für 1940/41



Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für und für.

Psalm 90, 2.

Unser Geschäftsbericht wird eingeleitet durch ein Psalmwort. Es ist Wegweiser durch den Monat November und will den ganzen Monat hindurch Licht auf den Weg geben. Es mag auch uns Licht auf den Weg geben, wenn wir nun miteinander durch das vergangene Arbeitsjahr der Gossnerschen Mission wandern. Einen solchen Rückblick sind wir unsern Freunden schuldig, denn wir haben denen, die unser Werk mit ihren Gebeten und Gaben tragen, Rechenschaft abzulegen. Wir sind aber auch zu solchem Rückblick verpflichtet unseren Gemeinden draußen gegenüber. Sie können es von uns erwarten, daß wir liebevoll an sie denken und ihren Weg mitgehen. Freilich, unsere Herzen und Gedanken sind verwachsen mit dem Herzen und mit den Gedanken unseres deutschen Volkes, das seinen Schicksalsweg geht, und ein Gedanke ist's, der uns alle erfüllt: Deutschland! Jeden Tag und jede Stunde sind wir mit unsern Gedanken bei unsern Brüdern, die draußen in der Kampffront stehen. Könnten wir da auch unsere Brüder und Schwestern vergessen, die auf dem Missionsfeld in der Kampffront stehen? Sind unsere Gemeinden draußen in Indien nicht unsere Brüder und Schwestern? Sollten wir nicht auch sie allezeit auf betendem Herzen tragen? So vergessen wir auch in dieser schweren Kriegszeit, die alle unsere Sinne und Kräfte fürs Vaterland in Anspruch nimmt, unsere Mission in Indien nicht.

Ueberschauen wir das vergangene Jahr, so sehen wir über ihm den Glanz göttlicher Gnade und Freundlichkeit. Seine Güte ist's, daß wir nicht gar aus sind. Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Sie ist alle Morgen neu, und seine Treue ist groß. Sowohl unsere Geschwister in den Gefangenenlagern als auch unsere Gemeinden und ihre Leiter, und nicht zuletzt wir Träger der Gossnerschen Mission in der Heimat haben das erleben dürfen. Es ist allezeit unsere Parole gewesen: Herr Gott, du! Du bist unsere Zuflucht für und für. Und wir dürfen mit dem Psalmsänger bekennen und rühmen und loben und danken: Wie köstlich ist deine Güte, Gott, daß wir Menschen unter dem Schatten deiner Flügel Zuflucht haben! Das erfüllt uns auch jetzt beim Rückblick mit großer Freude. Und es macht uns Mut und schafft getrosteten Sinn, wenn wir dann nach diesem Rückblick wieder weiter wandern ins neue Jahr unserer gemeinsamen Arbeit in und an der Gossnerschen Mission.

Foertsch.

Erläuterung zum Titelbild: Die letzte Generalisynode der Gossnerschen Evangelisch-lutherischen Kirche von Chota-Ragpur und Assam vor dem Kriege am 11./21. Januar 1939 in der Christuskirche in Ranchi. Man erkennt außer Präses Stösch und den Missionaren die Gäste Missionsdirektor D. Knaf und D. Dr. Schmels.

Aus einem neuen Missionslied.

(Melodie: „O Gott, du frommer Gott“ 2. Weise)

O Herr, dem die Gewalt im Himmel ist gegeben,
Dazu auch auf der Erd' die Macht zum Tod und Leben:
Dhn' dich o Lebensfürst sind wir verloren längst,
Dhn' dich lebendig tot, wenn du nicht Leben schenkst!

„Geht hin in alle Welt!“ hast machtvoll du geboten,
Durch dein lebendig Wort zu wecken auf die Toten.
Wohlan, noch gilt dein Wort; dein Wort ist uns Befehl:
So gib, daß man auch uns zu deinen Zeugen zähl'.

Unser Arbeitsfeld in Indien.

1. Wie ist es unsern Missionsgeschwistern ergangen? Als der Krieg im September 1939 ausbrach, wurden zunächst unsere Missionare ins Interniertenlager nach Ahmednagar gebracht, das unsern Brüdern Stolz und Kadstic ja schon vom Weltkrieg her bekannt war. Alle Missionarsfrauen und Missionarschwestern durften ihren Stationen bleiben. Missionar Klimkeit wurde als Besitzer eines litauischen Passes nicht als deutscher Staatsangehöriger angesehen und konnte zunächst in Klinkel bleiben. Vom Dezember 1939 an wurden die internierten Missionare entlassen; am 16. Januar 1940 kehrte der letzte nach Ranchi zurück. Leider mußten nun aber alle Missionsgeschwister nach Ranchi kommen, so daß alle Stationen von missionarischen Kräften entblößt waren, während die Hauptstation überfüllt wurde. Die Freiheit währte nicht lange. Im Sommer 1940 wurden die meisten Missionsgeschwister wieder interniert.

Die jungen Brüder Klimkeit und Dr. Wolff, Borutta und Jellinghaus kamen nach Ahmednagar. Sowohl die Unterkünfte als auch die Verpflegung gaben zu keinen Klagen Anlaß; es war genug Raum für sportliche Betätigung vorhanden; ein Schwimmbad sorgte für Erfrischung. Es wurden Ausflüge in die Umgebung gemacht, Vortragsabende und Konzerte veranstaltet, sogar eine Ausstellung von allerlei Handarbeiten, wie Schnitzereien und ähnlichem wurde inszeniert. Auch konnten Tageszeitungen gekauft werden. Der Briefverkehr wollte nicht recht in Gang kommen. So haben wir wenig Nachrichten aus Ahmednagar erhalten. Aus diesem Lager, das 300 Kilometer östlich von Bombay liegt, wurden die Internierten im Februar 1941 nach Deolali verlegt, 150 Kilometer nordöstlich von Bombay. Die Verlegung kam verfrüht: das Lager war noch lange nicht aufnahmebereit. So fehlte es zunächst an allem: die Unterkunftsräume waren mangelhaft, die hygienischen Einrichtungen ungenügend, das Hospital war noch im Bau, es fehlte an Kochgeschirren und an Wasser, es gab keine Badegelegenheit und nur mangelhafte Sportplätze, und die Duschanlagen waren schlecht. Aber allen diesen Mängeln wurde mit der Zeit abgeholfen. Jetzt kann man sagen, daß zu Klagen kein Anlaß mehr ist. Die Steinbaracken sind verhältnismäßig kühl, für verschiedene Sportarten sind die entsprechenden Plätze vorhanden. Besonders begrüßt wurde ein Schwimmbad in einem 60 Meter breiten Fluß.

Außer unsern vier Brüdern befinden sich in Deolali noch die Missionare Gerlach, Köver und Tiedt von der Leipziger und Ahrens, Hübner, Kohse und Speck von der Brecklumer Mission sowie 1—3 Brüder der Basler Mission. So beherbergt Deolali also 12—14 evangelische Missionare.

In einem Brief vom 24. März 1941 schreibt Missionar Tiedt aus Deolali: „Wir halten jeden Sonntag regelmäßig Gottesdienst. Zu den sogenannten Lagerpastoren gehören auch Gerlach und ich.“ Wenn wir von unsern Brüdern auch aus Deolali so gut wie keine Nachrichten erhalten haben, so dürfen wir doch annehmen, daß auch sie jeelsorgerlichen Dienst im Lager tun können.

Nachdem dort die Verhältnisse abgestellt zu sein scheinen, haben die Internierten den Antrag gestellt, sie endgültig in Deolali zu belassen. Dieser Wunsch ist ihnen offenbar gewährt worden.

Im August 1940 wurde auch Missionar Radsić in Aissam interniert. Als der Polizeinspektor in Tezpur ihm die Nachricht brachte, lag er mit Fieber zu Bett. So konnte noch einige Tage auf der Station bleiben und mancherlei ordnen und regeln. Er kam in ein sogenanntes „Parolecamp“ (Purandhar), in dem größere Freiheit herrscht als in einem Interniertenlager. Vor allem fehlt der Stacheldraht. Das Lager Purandhar liegt in einer Höhe von 1500 Metern, 50 Kilometer von Poona entfernt am Himalaja-Gebirge. Es ist eine ehemalige Festung mit alten Forts und Wällen auf einem Hügel gelegen, der einen prächtigen Ausblick über das Land gestattet. Bruder Radsić schreibt: „Essen und Quartier sind gut. Wir können stundenlang in den Bergen spazieren gehen. Außer mir ist noch ein Missionar hier. Der sonntägliche Gottesdienst ist unsere Freude; alle evangelischen Christen rechnen mit ihm als mit einer feststehenden Ordnung. Regelmäßig jeden zweiten Sonntag halte ich ihn.“

Das dritte Lager, in dem wir Missionsgeschwister zu suchen haben, ist Hazaribagh. Unsere Freunde kennen den Namen sehr wohl, denn in Hazaribagh hatten wir einmal eine Gossnersche Missionsstation, die ursprünglich von den finnischen Freunden Gossners gegründet und Jahrzehnte hindurch erhalten worden ist. Dort befinden sich Frau Borutta mit ihrem Töchterchen, Frau Dr. Wolff und Schwester Irene Storim. Es sind im ganzen nur neun Erwachsene und vier Kinder in diesem Ehrenwortlager Hazaribagh untergebracht. Frau Borutta hat mit ihrem Kind ein eigenes nettes und großes Zimmer. Die beiden anderen sind ebenso untergebracht. Die Mahlzeiten nehmen sie gemeinsam ein. Sie können regelmäßig einen Gottesdienst besuchen, wohl auf der dortigen Missionsstation. Der briefliche Verkehr mit den Ihrigen ist gut geordnet. Sie haben teilweise Woche um Woche gegenseitigen Briefverkehr mit ihren Männern in Deolali.

Auf unserer Hauptstation Ranchi befinden sich nunmehr nur noch Frau Jellinghaus mit ihren Kindern, Frau Klimkeit mit ihrem Kind, die beiden Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt und Präses Stosch. Wie es scheint, sind die Schwestern in ihrer Tätigkeit behindert. Präses Stosch hat gewisse Bewegungs- und Arbeitsfreiheit. Gesundheitlich geht es ihnen gut bis auf Frau Jellinghaus, die viel an Herzanfällen leidet. So können wir also doch auch mit großer Dankbarkeit von einer Missionsarbeit auf unserm Arbeitsfeld berichten.

2. Was ist an Missionsarbeit geleistet worden? Nach Ausbruch des Krieges konnte zunächst die Arbeit des Prediger-Seminars in Ranchi aufrecht erhalten werden, da nach der Internierung der Missionare Frau Dr. Wolff und Frau Jellinghaus als ausgebildete Theologinnen den Unterricht im Seminar fortsetzen konnten. Das hörte freilich später auf. Die beiden Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt konnten auf ihrer Missionsstation Gumla den ersten Lehrgang ihrer Tabitha-Schule zum Abschluß bringen. Als sie dann von ihrer Station nach Ranchi ziehen mußten, konnten sie die Arbeit dennoch fortführen, indem sie nach der Abschlußprüfung die jungen Mädchen

Aus einem neuen Missionslied.

(Melodie: „O Gott, du frommer Gott“ 2. Weise)

O Herr, dem die Gewalt im Himmel ist gegeben,
Dazu auch auf der Erd' die Macht zum Tod und Leben:
Ohn' dich o Lebensfürst sind wir verloren längst,
Ohn' dich lebendig tot, wenn du nicht Leben schenkst!

„Geht hin in alle Welt!“ hast machtvoll du geboten,
Durch dein lebendig Wort zu wecken auf die Toten.
Wohlan, noch gilt dein Wort; dein Wort ist uns Befehl:
So gib, daß man auch uns zu deinen Zeugen zähl'.

Unser Arbeitsfeld in Indien.

1. Wie ist es unsern Missionsgeschwistern ergangen? Als der Krieg im September 1939 ausbrach, wurden zunächst unsere Missionare ins Interniertenlager nach Ahmednagar gebracht, das unsern Brüdern Stoß und Nadel ja schon vom Weltkrieg her bekannt war. Alle Missionarsfrauen und Missionarschwestern durften ihren Stationen bleiben. Missionar Klimkeit wurde als Besitzer eines Litauischen Passes nicht als deutscher Staatsangehöriger angesehen und konnte zunächst in Klinkel bleiben. Vom Dezember 1939 an wurden die internierten Missionare entlassen; am 16. Januar 1940 kehrte der letzte nach Ranchi zurück. Leider mußten nun aber alle Missionsgeschwister nach Ranchi kommen, so daß alle Stationen von missionarischen Kräften entblößt waren, während die Hauptstation überfüllt wurde. Die Freiheit währte nicht lange. Im Sommer 1940 wurden die meisten Missionsgeschwister wieder interniert.

Die jungen Brüder Klimkeit und Dr. Wolff, Borutta und Jellinghaus kamen nach Ahmednagar. Sowohl die Unterkünfte als auch die Verpflegung gaben zu keinen Klagen Anlaß; es war genug Raum für sportliche Betätigung vorhanden; ein Schwimmbad sorgte für Erfrischung. Es wurden Ausflüge in die Umgebung gemacht, Vortragsabende und Konzerte veranstaltet, sogar eine Ausstellung von allerlei Handarbeiten, wie Schnitzereien und ähnlichem wurde inszeniert. Auch konnten Tageszeitungen gekauft werden. Der Briefverkehr wollte nicht recht in Gang kommen. So haben wir wenig Nachrichten aus Ahmednagar erhalten. Aus diesem Lager, das 300 Kilometer östlich von Bombay liegt, wurden die Internierten im Februar 1941 nach Deolali verlegt, 150 Kilometer nordöstlich von Bombay. Die Verlegung kam verfrüht: das Lager war noch lange nicht aufnahmebereit. So fehlte es zunächst an allem: die Unterkunftsräume waren mangelhaft, die hygienischen Einrichtungen ungenügend, das Hospital war noch im Bau, es fehlte an Kochgeschirren und an Wasser, es gab keine Badegelegenheit und nur mangelhafte Sportplätze, und die Duschanlagen waren schlecht. Aber allen diesen Mängeln wurde mit der Zeit abgeholfen. Jetzt kann man sagen, daß zu Klagen kein Anlaß mehr ist. Die Steinbaracken sind verhältnismäßig kühl, für verschiedene Sportarten sind die entsprechenden Plätze vorhanden. Besonders begrüßt wurde ein Schwimmbad in einem 60 Meter breiten Fluß.

Außer unsern vier Brüdern befinden sich in Deolali noch die Missionare Gerlach, Köber und Tiedt von der Leipziger und Ahrens, Hübner, Lohse und Speck von der Breckfurter Mission sowie 1—3 Brüder der Basler Mission. So beherbergt Deolali also 12—14 evangelische Missionare.

In einem Brief vom 24. März 1941 schreibt Missionar Tiedt aus Deolali: „Wir halten jeden Sonntag regelmäßig Gottesdienst. Zu den sogenannten Lagerpastoren gehören auch Gerlach und ich.“ Wenn wir von unsern Brüdern auch aus Deolali so gut wie keine Nachrichten erhalten haben, so dürfen wir doch annehmen, daß auch sie selbstsorgertlichen Dienst im Lager tun können.

Nachdem dort die Mißstände abgestellt zu sein scheinen, haben die Internierten den Antrag gestellt, sie endgültig in Deolali zu belassen. Dieser Wunsch ist ihnen offenbar gewährt worden.

Im August 1940 wurde auch Missionar Radtsick in Assam interniert. Als der Polizeinspektor in Tezpur ihm die Nachricht brachte, lag er mit Fieber zu Bett. So konnte noch einige Tage auf der Station bleiben und mancherlei ordnen und regeln. Er kam in ein sogenanntes „Parolecamp“ (Purandhar), in dem größere Freiheit herrscht als in einem Interniertenlager. Vor allem fehlt der Stacheldraht. Das Lager Purandhar liegt in einer Höhe von 1500 Metern, 50 Kilometer von Poona entfernt am Himalaja-Gebirge. Es ist eine ehemalige Festung mit alten Forts und Wällen auf einem Hügel gelegen, der einen prächtigen Ausblick über das Land gestattet. Bruder Radtsick schreibt: „Essen und Quartier sind gut. Wir können stundenlang in den Bergen spazieren gehen. Außer mir ist noch ein Missionar hier. Der sonntägliche Gottesdienst ist unsere Freude; alle evangelischen Christen rechnen mit ihm als mit einer feststehenden Ordnung. Regelmäßig jeden zweiten Sonntag halte ich ihn.“

Das dritte Lager, in dem wir Missionsgeschwister zu suchen haben, ist Hazaribagh. Unsere Freunde kennen den Namen sehr wohl, denn in Hazaribagh hatten wir einmal eine Gossnersche Missionsstation, die ursprünglich von den finnischen Freunden Gossners gegründet und Jahrzehnte hindurch erhalten worden ist. Dort befinden sich Frau Borutta mit ihrem Töchterchen, Frau Dr. Wolff und Schwester Irene Störim. Es sind im ganzen nur neun Erwachsene und vier Kinder in diesem Ehrenwortlager Hazaribagh untergebracht. Frau Borutta hat mit ihrem Kind ein eigenes nettes und großes Zimmer. Die beiden anderen sind ebenso untergebracht. Die Mahlzeiten nehmen sie gemeinsam ein. Sie können regelmäßig einen Gottesdienst besuchen, wohl auf der dortigen Missionsstation. Der briefliche Verkehr mit den übrigen ist gut geordnet. Sie haben teilweise Woche um Woche gegenseitigen Briefverkehr mit ihren Männern in Deolali.

Auf unserer Hauptstation Nanchi befinden sich nunmehr nur noch Frau Jellinghaus mit ihren Kindern, Frau Klimkeit mit ihrem Kind, die beiden Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt und Präses Stosch. Wie es scheint, sind die Schwestern in ihrer Tätigkeit behindert. Präses Stosch hat gewisse Bewegungs- und Arbeitsfreiheit. Gesundheitlich geht es ihnen gut bis auf Frau Jellinghaus, die viel an Herzanfällen leidet. So können wir also doch auch mit großer Dankbarkeit von einer Missionsarbeit auf unserm Arbeitsfeld berichten.

2. Was ist an Missionsarbeit geleistet worden? Nach Ausbruch des Krieges konnte zunächst die Arbeit des Prediger-Seminars in Nanchi aufrecht erhalten werden, da nach der Internierung der Missionare Frau Dr. Wolff und Frau Jellinghaus als ausgebildete Theologinnen den Unterricht im Seminar fortsetzen konnten. Das hörte freilich später auf. Die beiden Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt konnten auf ihrer Missionsstation Gumla den ersten Lehrgang ihrer Tabitha-Schule zum Abschluß bringen. Als sie dann von ihrer Station nach Nanchi ziehen mußten, konnten sie die Arbeit dennoch fortführen, indem sie nach der Abschlußprüfung die jungen Mädchen

als Gemeindehelferinnen in verschiedene Gemeinden entließen und sie in ihrer Arbeit durch Briefe planmäßig förderten. Die jungen Gemeindehelferinnen ihrerseits erstatten den Schwestern schriftliche Berichte. Auf der Missionsstation selbst haben die beiden Schwestern in unserer Mädchenschule unterrichtet. Ob sie das heute noch tun dürfen, oder ob sie sich irgendwie anders betätigen können oder ganz untätig auf der Station weilen müssen, entzieht sich unserer Kenntnis.

Ein großes Glück ist es und ein rechtes Gnadengeschenk unseres Gottes, daß Präses Stosch, der Leiter unseres Missionswerkes, seine volle Kraft dem Werke widmen kann. Bald nach Beginn des Krieges hat der Präses sechs Kandidaten des Predigtamtes zu einem Kursus nach Ranchi berufen und hat sie für das Predigtamt ordiniert. Dann wurde ein mehrwöchentlicher Kursus für sämtliche 70 Pastoren unserer Kolskirche gehalten, an den sich dann ein sehr gründlicher Kursus für Bibelfrauen und Lehrerinnen angeschlossen. Später erhielten auch die Katechisten einen Fortbildungskursus. Eine Reihe von Visitationsreisen konnten durchgeführt werden. Eine führte den Präses durch das gesamte Mundagebiet bis in die entlegensten Gemeinden. Für die Weiterführung der Arbeit war es wichtig, daß Bruder Stosch auch an einer Konferenz in Guntur (Südindien) teilnehmen konnte. Er hat all die weite und verantwortungsvolle Arbeit bei guter Gesundheit und mit getrostem Mut durchführen können. Zu der Arbeit, die er als Missionspräses zu leisten hat, kommt ja noch seine Tätigkeit als Präsident der Eingeborenen-Kirche.

3. Wie ist es der Kolskirche ergangen? Der Menschen Verlegenheiten sind Gottes Gelegenheiten. Das hat sich auch in der Geschichte der Kolskirche bewahrheitet. Als unsere Missionare im Weltkrieg das Missionsfeld verlassen mußten, als die Gemeinden völlig verwaist ganz auf sich selbst angewiesen waren, als dann sogar im Jahre 1919 von England der Beschluß gefaßt wurde: Nie wieder darf ein deutscher Missionar Indien betreten, da hat Gott den Führern unserer Eingeborenen-Gemeinden den Mut gegeben, sich für selbständig, für „autonom“ zu erklären und die Leitung der Kirche selbst in die Hand zu nehmen. Gewiß, sie waren noch nicht reif dazu. Aber sie taten, was sie konnten. Und als dann doch wieder Missionare hinausgehen durften, haben sowohl die eingeborenen Kirchenführer als auch die Missionare mit aller Kraft daran gearbeitet, daß die Gemeinden in die Selbständigkeit mehr und mehr hineinwachsen. So hat der neue Krieg die Gemeinden nicht unvorbereitet getroffen. Wenn auch die Missionare fehlen, so fehlen doch nicht die eingeborenen Leiter der Gemeinden vom Chairman-Pastor, d. i. der „Superintendent“, an über den Gemeindepastor, der einen großen Gemeindebezirk verwaltet, bis zu den Katechisten, die draußen auf dem Dorfe der kleinen Einzelgemeinde dienen. Neben den 70 eingeborenen Pastoren stehen über 500 Katechisten. Zur Hilfe in der Arbeit an den Frauen stehen ihnen elf Bibelfrauen zur Verfügung. Und in den einzelnen Gemeinden wird das Gemeindeleben von rund 2000 Kerkeltern gepflegt und getragen. Wenn wir auch keine Einzelheiten wissen und keinen Bericht der Eingeborenen in Händen haben, so wissen wir doch, daß überall das Wort Gottes verkündigt und die Sakramente verwaltet, die Hausandachten gehalten, die Kindergottesdienste durchgeführt werden, mit einem Worte, daß das gesamte Gemeindeleben von treuen Dienern der Kirche und von den Gemeindegliedern gepflegt und in Gang gehalten wird. Wenn gelegentlich einmal in einem der Briefe, die uns erreicht haben, das eine oder andere aus dem Gemeindeleben erzählt wird, so sind das gleichsam Schweinwerferstrahlen, die einen Punkt beleuchten, und von diesem einen Punkt können wir schließen, daß auch das übrige, das nicht beleuchtet wird, ebenso lebendig ist. So haben wir erfahren, daß die Generalkonferenz der Kolskirche im Jahre 1940 in voller Einmütigkeit und reichsegnet getagt hat. Wie durch ein Wunder ist sogar der Hirtenbrief, den das Kuratorium zur Konferenz hinaus sandte, rechtzeitig angekommen und ist für die Eingeborenenkirche eine rechte Erquickung gewesen. Aus einer anderen Bemerkung konnten wir entnehmen, daß auch die Generalkonferenz des Jahres 1941 durch-

geführt werden konnte. Gewiß, wir machen uns keine Illusionen. Wir rechnen damit, daß die Schwierigkeiten, die in den letzten Jahren aufgetreten waren und zu deren Ueberwindung im Jahre 1936 Präses Stosch von der Eingeborenenkirche wieder nach Indien gerufen wurde, auch jetzt immer wieder mal aufbrechen. Aber aufs Ganze gesehen dürfen wir hoffen, daß sich unsere Gemeinden und ihre indischen Leiter in dieser schweren Zeit vollauf bewähren.

Zu solcher Ueberzeugung berechtigen uns einige kleine Einzelzüge, die uns Missionar Radfick in seinen Briefen berichtet hat. Er steht in lebhaftem Briefverkehr mit seinen eingeborenen Helfern. Da erzählt ihm der Katechist Mainsukh, daß sich neue Taufbewerber bei ihm angemeldet haben. Als bald sieht das Bild dieses treuen Katechisten vor unsern Augen, wie wir es aus den früheren Berichten Radficks kennen: Dieser Mainsukh hat seine Heimat in Tschota Nagpur verlassen und ist nach Assam ausgewandert, nicht um dort in einem Teegarten lohnende Arbeit zu suchen, sondern nur, weil es ihn drängte, den ausgewanderten Glaubensbrüdern in der Ferne mit dem Worte Gottes zu dienen. Er hat eine völlige Bekehrung erlebt und ergab sich dem Herrn ganz zum Dienst. Radfick hat ihm eine Gemeinde anvertraut, und bald war der Segen zu spüren, der von diesem innerlichen Mann ausging: der Trunk, über den gerade in dieser Gemeinde Bindufuri viel geklagt wurde, ist nahezu überwunden, und einige Männer haben unter seinem Einfluß ihr Leben dem Herrn gegeben. Auch hat er viel dazu beitragen dürfen, daß der Oberaufseher des Teegartens für Christus gewonnen wurde. Auch auf den Glaubenskonferenzen in Assam hat Mainsukh manch treffliches Zeugnis abgelegt.

Im gleichen Brief schreibt Radfick: „Pastor Abriham Topno berichtet von dem friedvollen Sterben der Magdali, die eine besondere Freundin seiner Frau Karuna war. Singend und betend ist sie von dieser Welt geschieden in der Gewißheit, nun bei ihrem Erlöser sein zu dürfen.“ Und wieder tritt ein Bild vor uns hin: der tapfere Pastor, der auf seinen Pfarrwegen über den reißenden Strom so manchmal dem Tod ins Auge gesehen hat, der glaubensstarke Vater, der sich beim Tode seines 10jährigen Töchterchens damit tröstete, daß sie dem Herrn in ihrer kindlichen Weise gedient hat und daß sie ihren Herrn so innig liebt; der treue Christ, der bei einer großen Teuerung sein ganzes Gut an Reis unter die Armen der Gemeinde verteilte. Und neben ihm die wackere Pfarrfrau Karuna, die in North Lakimpur, wo damals ihr Mann amtierte, den Frauen der Gemeinde zu so großem Segen geworden ist und die vor einigen Jahren in Dulahat mit 146 Frauen eine reichgesegnete Glaubenskonferenz gehalten hat.

Mit besonderem Interesse vernahmen wir, daß Magister Joel Lakra vom Kirchenrat der Kolskirche nach Assam gesandt wurde, um dort einen Bibelkursus zu halten.

Gott ist am Werk in seinen Gemeinden unter den Kols.

Und Gott hat in seiner Treue auch äußerlich seine Hand über unser Missionsfeld gehalten. Wir waren manchmal in Sorge, wie draußen das tägliche Brot für alle Mitarbeiter gereicht werden könne. Gott hat Rat geschaffen. Er hat unsere alten lutherischen Freunde, die schon im vorigen Jahr für die indische Kirche sorgten, willig gemacht, daß sie darreichten, was not war. Es ist eine zwar sehr sparsam berechnete, aber doch zureichende und überaus pünktliche finanzielle Hilfe geleistet worden. Und es ist uns ganz besonders zu Herzen gegangen, mit welcher Liebe die eingeborenen indischen Christen selbst sich der Not ihrer indischen Glaubensbrüder in den deutschen Missionen angenommen haben. Der Exekutiv-ausschuß des Nationalen Christenrats hat im August 1940 beschlossen, einen Kriegsnotfonds zu errichten und hat außerdem einen Aufruf an die indische Christenheit ergehen lassen, Beiträge für die Gemeinden der deutschen Mission aufzubringen. Es ist schon so: auch in allen äußerlichen Nöten dürfen wir zu unserm Gott kommen. Er erlaubt uns zu bitten:

Unser täglich Brot gib uns heute! Auch in diesen äußeren Fragen des Lebens dürfen wir in dankbarem Rückblick auf so viel Durchhilfe im vergangenen Arbeitsjahr beten und bekennen: Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für!

Foertsch.

Es wird — so sagt die Schrift — den Völkern rings auf Erden,
Noch eh' das Ende kommt, das Heil verkündigt werden.
Drum hebt das Haupt und seht, was Gottes Geist uns zeigt:
Der Himmel rötet sich, der Tag hat sich geneigt.

(aus dem Lied oben)

Die Heimat.

Das erste Wort über die Arbeit in der Heimat sei ein Dank. Von allen Seiten ist uns Verständnis für die durch den Krieg entstandene Lage entgegengebracht worden. In allen Gebieten der Heimat sind wir mit großem Einsatz unterstützt worden. Wir danken den Brüdern in den Provinzen, die in besonderem Auftrag unsere Missionsarbeit vertreten und getragen haben. Wir alle kennen die veränderten Arbeitsbedingungen. Die Zeitschriften sind zur Zeit eingestellt; die Verbindung zwischen Zentrale und Gemeinden liegt allein auf Korrespondenz, Reisen, Zusammenkünften und Besuchen. Dabei sind die Arbeitskräfte verringert. Die notwendige Rücksichtnahme auf die Verkehrslage stellt an die Kräfte der Arbeiter erhöhte Anforderungen. Absagen und Ausfälle verursachen manche Besorgnisse über das Zustandekommen des heimatlichen Missionsdienstes. Deshalb gilt der erste Dank unseren unentbehrlichen Helfern im Lande. Trotz allem können sie aus ihrem Verantwortungsbereich über ein gutes Stück Arbeit berichten.

Pfarrer Müller, Königsberg (Pr.), schreibt uns über die ostpreussische Arbeit: „Der Freundeskreis der Gossnerschen Mission veranstaltete im März 1941 eine Zusammenkunft für Pfarrer, und eine ganze Zahl von Pfarrern aus der Provinz war erschienen. Alle waren für die Tage brüderlicher Gemeinschaft außerordentlich dankbar. In Labiau fand der Provinzialmissionsstag vom 21. bis 23. Juni statt. Daß gerade in diesen Tagen der Krieg mit Rußland begann, bestimmte zwar das Fest in mancher Beziehung, jedoch waren die Festprediger, die einen Gottesdienst übernommen hatten, am Sonntag, dem 22. Juni, alle auf ihrem Posten. Wie auf die Pfarrertage, so schauen die Gossnerfreunde in Ostpreußen auch auf dieses Missionsfest — und gerade auf dieses — dankbar zurück. Ich wurde bei meiner Arbeit tatkräftig unterstützt durch Pfarrer Ehler, Liebenfelde, und Pfarrer Stengel, Fürstenwalde. Beide stellten Reisepläne für die Brüder Graetsch im Norden und Osten der Provinz und Bartisch in Südostprien zusammen. Nicht vergessen soll es sein, daß mehrere Gemeinden von sich aus Gossnersche Missionsfeste veranstaltet haben.“

Aus Schlessen berichtet Pfarrer Gerhard, Rogau-Rosenau: „Das Berichtsjahr 1940/41 war gekennzeichnet durch Reisen, den Provinzialtag im Kirchenkreis Ohlau und die Pastorentage in Grünberg und die stetige Arbeit in einzelnen Vereinen, wie besonders in Liegnitz (Sup. Gerhard), Breslau (P. Maetschke) und in zahlreichen kleineren Städten und Dörfern. Die ausgedehnteste Reise hielt Missionar Schulze im Februar in den Kreisen Bunzlau, Neiße, Brieg, Striegau, Landesbut und in Breslau und Ohlau. Schwester Auguste Friß machte wohl ihre erste Rundreise in Deutschland überhaupt — ein Jahr nach

ihrer Rückkehr aus Indien — im Mai und Juni in Liegnitz, Breslau, Wohlau, Glogau und Waldenburg. Missionar Graetsch wirkte im altgöfnerschen Kirchenkreis Schweidnitz-Reichenbach und in Ohlau. In Ohlau fand unser „Schlesischer Gofnertag“ am 19. und 20. Oktober 1941 statt. Sämtliche Kirchengemeinden des Kreises öffneten sich zu Gottesdiensten und Vorträgen. Eine besondere Freude war uns die Pastorenzusammenkunft in Grünberg vom 16. bis 19. Juni. Dankbar müssen wir an alle treuen Mitarbeiter denken, deren Zahl sich gemehrt hat, dankbar vor allem dem Herrn der Ernte, der uns würdigte, mit unserer geringen Kraft in Seinem großen Werke zu stehen.“

In Pommern vertritt Missionar Schiebe, der seit einiger Zeit das Pfarramt in Hoff versieht, tatkräftig unser Werk. Er selbst wie auch Schwester Anna Jost dienten neben den Brüdern aus dem Missionshause auf Missionsfesten und in Missionskreisen.

Aus der Provinz Sachsen meldet Konsistorialrat Foertsch, Halle (Saale): „Das 69. Lebensjahr des „Sächsischen Provinzialhilfsvereins für die Gofnersche Mission unter den Kols“ unterschied sich wenig von seinen Vorgängern. Auch der Krieg konnte ihn nicht in seiner alten Sitte hindern, seinen alljährlichen Provinzialmissionstag zu feiern. Wir fanden diesmal in Sangerhausen Aufnahme und wurden über Erwarten reich beschenkt mit Freundlichkeit und Liebe und fanden willige und aufmerksame Hörer in der Stadt wie in den Dorfgemeinden, in denen unsere Amtsbrüder, frühere Gofnermissionare, Barisch, Hensel und Winkler Missionstage hielten. Hauptberichterflatter war Missionar Schulze aus Berlin. Wie im vorigen Jahr, so haben wir auch in diesem Jahr mit unserem Provinzialmissionstag eine kleine Missionskonferenz verbunden. Missionar Graetsch und Schwester Auguste Fris sind durch mehrere Gemeinden unserer Provinz gezogen. Die kleinen Freundeskreise, die sich in einzelnen Städten regelmäßig arbeitend, hörend und betend um die Gofnersche Mission scharen, sind ein deutliches Anzeichen dafür, daß auch in der Provinz Sachsen Gofners Mission in stiller Treue getragen wird.“

Für Westfalen bedeutete der Ausfall des Dienstes von Pastor Heß, der im Januar 1941 zur Wehrmacht einberufen wurde, eine spürbare Lücke, die aber durch den Einsatz mancher Brüder der Provinz wie durch Reisen der Brüder Graetsch und Schulze zu schließen versucht wurde.

Aus unserem bayrischen Freundeskreise berichtet Pfarrer Walther Foertsch, Ahorn: „Es ist besonders erfreulich, daß die letzten Missionsreisen, welche nach Bayern führten, nicht vom Missionshause angeregt wurden, sondern bayrische Gemeinden dringend Missionsveranstaltungen anforderten, ein Zeichen, wie der Dienst unserer Gofnerschen Missionare in Bayern geschätzt wird. Die Organisation der bayrischen Gofnerfreunde ist lose, um so fester wissen sich die einzelnen dem Missionshause und der lutherischen Kirche in Chota Nagpur verbunden. So wird auch weiterhin das Andenken Gofners in seinem Heimatlande gepflegt, indem sein Werk gepflegt wird.“

Aus Ostfriesland schreibt Pfarrer Linnemann, Osteel: „Auch im zweiten Kriegsjahr hat die ostfriesische Missionsgemeinde ihre Anteilnahme am Missionswerk gezeigt. Wie überall war es ein Nehmen und Geben. Aufgetretene Schwierigkeiten wurden überwunden. Im März 1941 hat Missionar Pfarrer Graetsch in vielen Gemeinden Missionsstunden und Gottesdienste gehalten. Sie waren gut besucht. Im Juni versammelten sich eine Anzahl Amtsbrüder zum Gofnertag, auf dem Professor D. Schomerus, Halle, einen Vortrag hielt. Von Ende September bis Mitte Oktober hielt Schwester Auguste Fris in einigen Gemeinden Ostfrieslands Missionsstunden und Kindergottesdienste.“

Das ist ein Ausschnitt aus der reichen Arbeit der Gofnerschen Mission, die darauf gerichtet ist, den Heimatgemeinden die Sendungspflicht bewußt zu erhalten und ihnen den Glauben durch die tröstlichen Erfahrungen der jungen Christenheit zu stärken. Diese Arbeit erreichte manchen Ort, der hier nicht genannt wurde, und fand manchen Helfer, vor allem

unter unseren ehemaligen Missionaren. Gott hat uns nicht allein gelassen. Hilfreiche Gemeinschaft ist aber ein Geschenk, das gehütet und gepflegt werden muß, soll es uns nicht genommen werden. Helft uns weiterhin! Das Evangelium lebt nicht im Schweigen sondern im Mitteilen.

Weil der lebendige Christus nicht verschwiegen werden kann, sondern bekannt sein muß, wo immer es gefordert ist, hat sich die Gossner'sche Mission auch lebhaft an der Gemeindepflege durch Bibelarbeit und Evangelisation beteiligt. So wurde in Schlesien, Pommern und Ostpreußen evangelisiert. Die Pfarrertage in Ostpreußen und Schlesien beschäftigten sich lebhaft und fruchtbringend mit den Beziehungen zwischen Heimat- und Missionsgemeinde in ihrem Entstehen und Aufbau. Sie zeigten, daß reiche Hilfe und Klärung aus dem Blick auf die Erfahrungen der Mission erwachsen können und daß noch manche Aufgabe nutzbringend zu erarbeiten ist. Das Bekenntnis zu Jesus Christus kann nicht nur in einer Richtung laufen. Heidenmission ist keine Liebhaberei, sondern eine Sache der Liebe zu Jesus Christus, die sich in der Heimat nicht weniger fundiert als auf dem Missionsfeld. Gossner war von dieser Liebe zum lebendigen Christus erfüllt. Das erlaubte ihm keine Beschränkungen und Einseitigkeiten, sondern trieb ihn zum Zeugnis nach außen wie nach innen.

Wir bekennen voll Dank, daß treue Fürbitte und helfende Liebe reichlich bei uns spürbar und sichtbar geworden sind. Wir sehen aber auch, daß bei der spärlichen Verbindung untereinander, die wir haben können, die Ermüdung heute eine gefährliche Bedrohung unserer wie aller kirchlichen Arbeit ist. Darum bitten wir: Begegnet dieser Gefahr! Fühlt Euch mit uns für die Verbindungen verantwortlich, die bisher bestanden haben! Baut sie aus! Vergesst die internierten Geschwister und ihre Gemeinden in Indien nicht! Betet für sie und betet für uns, wie wir das hier im Hause auch für Euch tun! Laßt aber diese Bitte und Mahnung ganz umschlossen sein von dem Lob des Vaters Jesu Christi, der uns in seinen Dienst gerufen hat, der durch uns sein Werk treibt, dessen Wunder nicht aufhören und dessen Barmherzigkeit wir uns befehlen.

V e t h g e.

Aus der Missionswissenschaftlichen Arbeit 1941.

Ueber indisches Wesen.

Es gibt ein indisches Tempo, das den Europäer zur Verzweiflung treiben kann. Darum gehören leicht verzweifelte und nervöse Europäer nicht nach Indien, auch als Missionare nicht. Indien braucht geduldige Menschen, die Zeit haben. Es hat selber viel Zeit. Einen Zeitbegriff in unserem Sinne kennt es nicht. Das ist die erste Lektion, die ein Europäer lernen muß, wenn er indisches Leben, auch indisches Missionsleben verstehen will. Und dann gibt es noch viele andere Dinge in Indien, von denen man sagen kann: echt indisch! Z. B. der Wahrheitsbegriff! Wer die Aussagen indischer Menschen auf die Waagschale europäischer Wirklichkeitserkennnis legen wollte, würde bald in jedem Inder leichtgläubig einen Heiligen oder mißtrauisch einen Lügner und Verbrecher sehen. Das gilt auch und vor allem von den Aussagen der Inder über ihre religiösen Erlebnisse. Vielleicht entsinnen sich einige unter uns des lebhaften literarischen Streites, der in den zwanziger Jahren in Deutschland und in der Schweiz anlässlich der Europareise des bekannten indischen Evangelisten Sadhu Sundar Singh ausgetragen wurde. Der Marburger Professor Heiler stellte den Sadhu als den neuen Heiligen der katholisch-

evangelischen Dekumenizität heraus, Lic. Bräunlich wollte in ihm einen Agenten Roms oder Moskaus sehen mit dem geheimen Zweck, die leichtgläubige europäische Christenheit zu täuschen und dann der Lächerlichkeit preiszugeben. Er hielt ihn für einen böswilligen Schwindler und Hochstapler und die ganze Angelegenheit für kriminell, während der Schweizer Pfarrer Pfister den Fall Sadhu Sundar Singh tiefenpsychologisch untersuchte und diesen bedauernswerten Vertreter einer jungen indischen Christenheit, dessen Seele vor den Augen ganz Europas nackt ausgezogen wurde, für seelisch krank und für einen Psychopathen erklärte. Sundar Singh entweder ein Heiliger oder ein Verbrecher oder ein Psychopath: in diese sich selbst widersprechende und die Sache selbst völlig verkennende Beurteilung gerät man, wenn man in Unkenntnis indischen Geisteslebens einen Typus indischer Frömmigkeit in die Zange westlicher Erkenntnismethoden nimmt. Wahrlich eine Warnung für einen jeden Europäer, der das religiöse Indien erfassen und beurteilen will. Dabei war Sadhu Sundar Singh ein Christ von echter Gläubigkeit, aber eben ein indischer Christ. Er hat auf seiner Europareise als Gast auch im Gossner-Hause gewohnt und in der Matthäi-Heimstätte, in der die Gossnersche Mission die Abordnung ihrer Missionare zu vollziehen pflegt, ein aufrichtiges und schlichtes Zeugnis seines Glaubens abgelegt. Erstauulich war dabei seine aufrichtige, echte Herzensdemut, die er persönlich auch angesichts der Schwärmerei, die ihm hier in Berlin begegnete, bewährte. Woher er das Geld zu seiner Reise nahm? Diese Frage, die Lic. Bräunlich den Anlaß zu den dunkelsten Verdächtigungen gibt, ist sehr einfach zu beantworten. In der Zeit, in der sich Sundar Singh in unserem Hause aufhielt, hatte er nicht einen Pfennig Geld. Jede Straßenbahnkarte und auch das Reisegeld zu seiner Weiterfahrt nach Schweden bezahlte die Gossnersche Mission. Einer gab ihn dem andern weiter, jeder übernahm einen kleinen Teil seiner Reisekosten. Das ist des Käufers Lösung. Der Sadhu persönlich kümmerte sich überhaupt nicht darum, woher das Geld kam. Auch das — echt indisch! In Indien hat man sich über den vielen literarischen Staub gewundert, den die Europareise Sundar Singhs hier in Deutschland aufwirbelte. In Indien wimmelt es von Sadhus, von nichtchristlichen und christlichen Sadhus (d. h. Menschen, die Haus und Hof, Weib und Kind verlassen, um ihr ganzes Leben Gott oder den Götzen zu weihen). Unter diesen Sadhus gibt es unendlich viele Heuchler, die in der Tat als fromme Schmarotzer von der Gutgläubigkeit ihrer Mitmenschen leben — auch das echt indisch! Aber es gibt auch viele, die es ehrlich meinen. Sundar Singh war solch ein ehrlicher christlicher Sadhu, mit einem leidenschaftlichen Eifer und mit einer großen Gabe ausgerüstet, indische Menschen zu Christus zu führen. Unser Präses Lic. Stosch hat einmal gelegentlich seines Aufenthaltes in Calcutta den dortigen anglikanischen Bischof nach Sadhu Sundar Singh befragt und die Antwort erhalten, der Sadhu sei ein lieber Mensch und aufrichtiger Christ gewesen; und es wäre nichts an ihm anzusetzen gewesen, wenn er nur nicht diese „damned visions“ („verdammte Visionen“) gehabt hätte. Bekanntlich trägt die 10. Hebräerbriefe Schrift, die Sadhu Sundar Singh, bevor er in Tibet verschollen ist, herausgab, den Titel „Visionen“. Hier verläßt der Sadhu den sicheren Boden objektiver Schriftwahrheit und erliegt — wiederum echt indisch — der Gefahr einer völlig subjektiven Frömmigkeit.

Diese Gefahr besteht auch in den Gemeinden unseres Missionsfeldes. Auch unsere eingeborenen Pastoren sind manches Mal der Versuchung ausgesetzt, ihre Träume und Gesichte zu predigen anstatt Gottes klares Wort. Man mag bei den Berichten unserer eingeborenen Christen über ihre religiösen Erfahrungen alle berechnete Rücksicht nehmen auf ihre ganz andere Art, geistliche Erlebnisse zu haben. Sie haben eben noch die Gabe geistlicher Schau, während wir die Glaubenswahrheiten mehr auf dem Wege logischer Erkenntnisse ergreifen. Vielleicht tun wir in dieser Hinsicht zu viel des Guten. Vielleicht sind bestimmte geistige Organe, dank deren Funktion die indischen Christen ekstatische

oder auch echte pneumatische Erlebnisse haben, bei uns erstorben und verdorrt. Es bleibt dennoch ein indischer Rest, der gemessen an unserem an der Bibel geschärften Wahrheitsbegriff der Korrektur bedarf. Das rückt uns zugleich ins Bewußtsein, was wir hier das europäische Geistesleben der Bibel verdanken, nämlich den Sinn für Welt- und Geschichtswirklichkeit. Die Bibel enthält nicht Sammlungen von Gedanken und Weisheitssprüchen über Gott, Welt und Seele wie das heilige Schrifttum Indiens, sondern den Bericht über geschichtliche Tatsachen, die zugleich Heilstatsachen sind. Diesen Unterschied deutlich zu machen, ist die erste und schwerste Aufgabe aller missionarischen Bemühung in Indien — vor allem gegenüber den Hindus. Die arischen Hindus, die eingefessenen Herren Indiens, die diesen Erdteil geistig beherrschen, sind die geborenen Idealisten. Wie dem sagenhaften König Midas sich alles in Gold verwandelte, was er anfaßte, so verwandelt sich alles, was die Hindus anfassen, in eine Idee. So sind denn die Hindus auf Grund ihrer ererbten Religionsauffassung und der ihnen angeborenen geistigen Struktur nur zu sehr geneigt, auch im Christenleben lediglich eine Idee und in Christus den Träger dieser Idee zu sehen. Solche Ideen, die in Indien als das Wesen des Christentums ausgegossen werden, sind etwa folgende: Dienst und Hingabe, selbstlose Liebe, Gewaltlosigkeit, und Christus erscheint dann als der große Lehrer (guru) dieser Ideen und als ihre höchste Verkörperung. Christus nicht der Heiland und Erlöser der Welt, sondern der große Weltlehrer und das hohe Vorbild edelster Menschlichkeit: diese Verfälschung des biblischen Christusbildes in ein idealistisches bedeutet für die junge indische Christenheit die ständige Versuchung zur Kezerei und für die nichtchristlichen Hindus die Möglichkeit, das Christentum als eine gleichartige Größe zu ihrem religiösen Erbgut zu addieren, es damit womöglich zu bereichern und Christus als einen religiösen Heros neben andere zu stellen. Damit ist die Gefahr des religiösen Synkretismus gegeben: ein Vorgang, der wiederum echt indisch ist. Bisher ist es dem außerordentlich zählebigen Hinduismus gelungen, noch jede Fremdreigion durch solche Umdeutung unschädlich zu machen. Wird es ihm auch dem Christentum gegenüber gelingen? Oder wird Indien durch den Geist Gottes der Blick für das wahre Wesen des Christentums geschenkt werden, so daß die idealistische Haut, die sich vor sein geistiges Auge spannt, reißt und es wie Thomas vor Christus niederstunkt und bekennt: „Mein Herr und mein Gott?“ Das ist die entscheidende Frage im indischen Missionsleben, soweit es sich um die hinduistische Mehrheit des indischen Volkes (zirka 240 Millionen von insgesamt 350 Millionen Gesamtbevölkerung) und ihre geistige Führungsschicht handelt. Ein Brahmane, der Christ geworden ist, bekennt: „Alle indischen Wege sind Gedanken, Christus half mir“ — und zeigt damit den Angelpunkt auf, um den sich das religiöse Bewußtsein Indiens in einer typisch indischen Bekehrung umbiegen muß, damit Indien christlich wird. Wieviel Geduld wird die unter den Hindus arbeitende christliche Mission aufbringen müssen, bis sich dies ereignet. Gott möge sie ihr schenken! Wer das religiöse Leben der Hindus kennt, weiß sehr wohl, daß es sich bei ihm nicht nur um einen subtilen religiösen Idealismus handelt. Dieser ist ja in Wirklichkeit der geistige Besitz nur einer kleinen auserlesenen Oberschicht, während die breite Masse des Volkes in Magie und Polytheismus versunken ist. Wenn Hindus aus diesen niederen religiösen Schichten Christen werden, so ist das Motiv weithin die Enttäuschung am Götzendienst und der Hunger nach Gotteswirklichkeit. Davon geben die Bekehrungsgeschichten von Hindus auf dieser Stufe hinduistischer Frömmigkeit ein bewegliches Zeugnis. Hinzu kommen als Motive der Bekehrung die sozialen Nöte, die sich aus dem hinduistischen Kastenwesen bzw. der Kastenlosigkeit (dem Pariatum) und der entwürdigenden Lage der indischen Frauenwelt ergeben. So sind denn die Arbeit an den Parias und die sogenannte Senanamission (d. i. Frauenmission) typische Züge im Missionsleben Indiens.

Zahlen vom Missionsfeld.

(nach dem Zensus 1938)

Pastoren	Kandidaten	Katechisten	Akteure usw.	Christenhäuser	Geraufte	Zaufbewerber	Anzahl der Schulen	Lehrer	Lehrerinnen	Sonntagschulen	Witwen
63	4	509	2119	24 321	140 330	2 836	199	380	52	452	11

Personliches.

1. Todesfälle.

Aus dem Kreis unserer Missionsangehörigen brachten das höchste Opfer für das Vaterland:

Walter Beckmann, Sohn unseres früheren Missionars, Pfarrer Karl Beckmann, Domnitz über Könnern (Saale);

Ernst-Werner Eidnaes, Enkel unseres ältesten Missionars, Peter Eidnaes, Hameln, Neue Marktstraße 25;

Johannes Schmidt, Sohn unseres früheren Missionars, Senior Christoph Schmidt, Helmbrechts (Oberfr.).

Am 12. Februar 1941 verstarb in Konstanz Hermine Diller, Frau unseres 1929 auf dem Missionsfelde heimgegangenen Missionars Wilhelm Diller, die Mutter unserer Schwester Anni Diller in Ranchi. Am 18. September 1941 ging Frau Margarete Gohlke, Frau unseres Missionars Franz Gohlke in Stockhausen, Kr. Lübbecke, heim.

Wir gedenken in herzlicher Teilnahme und Fürbitte der Angehörigen dieser Heimgegangenen.

Am 27. November 1941 nahm Gott unseren Missionar Reinhold Zied, Pfarrer in Norderbeck bei Halberstadt, im 59. Lebensjahr zu sich. Von 1908 bis 1916 versah er mit besonderer Gewissenhaftigkeit und Hingabe den Missionsdienst in Chota Nagpur. Das Kuratorium gedenkt seiner in großer Dankbarkeit. Er hat auch im heimatlichen Pfarramt wie in Brasilien (1921—27) nicht aufgehört, seine Kraft in vorbildlicher Weise der Mission zu widmen. Wir befehlen ihn und seine Gattin der Barmherzigkeit Gottes. 2. Tim. 4, 7.

2. Kuratorium der Gohnerschen Missionsgesellschaft.

(Die eingeklammerte Zahl bedeutet das Jahr des Eintritts in das Kuratorium.)

Richter-Reichhelm, Oberpfarrer (1923), Berlin-Charlottenburg, Kirchplatz 8, Vorsitzender.

Dr. Frischmüller, Landgerichtspräsident (1925), Cottbus, Promenade 3a, stellvertretender Vorsitzender.

Geistliche der Missionsgesellschaft:

- H. Lofies, Missionsinspektor (1927), Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20;
J. Elster, Missionsinspektor (1934), Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 (zur Zeit im Seeresdienst);
E. Bethge, Pastor (1940), Berlin-Dahlem, Andeloffweg 27.

Mitglieder:

- Roterberg, Pfarrer i. R. (1911), Lehnitz (Nordbahn), Florastr. 40;
Drescher, Amtsrat (1927), Berlin-Zehlendorf, Dallwitzstr. 33 (zur Zeit im Seeresdienst);
Becken, Buchdruckereibesitzer (1930), Berlin-Charlottenburg, Badenallee 12;
Elster, Landesuperintendent (1931), Niepe über Oldersum (Ostfriesland);
Foertsch, Konsistorialrat a. D., Pfarrer (1933), Halle (Saale), Henriettenstr. 21;
Dr. Böhm, Kreispfarrer (1938), Berlin-Zehlendorf, Schaefestr. 8;
Vic. Holsten, Pfarrer (1938), Hasbergen, Kr. Osnabrück;
Prenn, Pfarrer (1938), Herzberg über Löwenberg (Mark);
Graf Baudissin, Regierungspräsident i. R. (1939), z. Zt. Merseburg, Domplatz 1;
vertreten durch Gerichts-Assessor Perels, Berlin-Lichterfelde, Viktoriastr. 4a;
Diestel, Superintendent (1940), Berlin-Lichterfelde, Tiesenweg 130;
Dr. Möller, Regierungsrat (1941), Berlin-Zehlendorf, Am Heidehof 37.

3. Im Heimatsdienst:

(Die eingeklammerte Zahl nennt das Jahr der Ausfendung.)

Die Missionare:

- Ferdinand Graetsch (1903), Berlin-Charlottenburg, Kastanienallee 27;
Magnus Schiebe (1928), Hoff, Post Rewahl (Pom.) (zur Zeit im Pfarramt);
Felix Schulze (1928), Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 (zur Zeit dienstverpflichtet);
Auguste Fris (1910, 1930), Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20.

Außerdem:

- Pastor Willi Heß, Stockhausen über Lübbecke (Westf.) (zur Zeit im Seeresdienst);
Anna Post, Reiseekretärin, Großgarde, Kr. Stolp (Pom.), Kirchplatz 4.

4. Arbeiter auf dem Missionsfeld:

- Vic. Johannes Stosch, Präsident der Kirche (1907, 1925, 1935, 1938), Ranchi, G. E. Compound, Behar, East India;
Wilhelm Radtke (1905, 1930), Tezpur, Assam, East India; (interniert);
Dr. theol. Otto Wolff (1936), Ranchi, G. E. L. Compound, Behar, East India; (interniert);
Johannes Klimkeit (1936), Kinkel, Distrikt Ranchi, G. E. L. Compound, Behar, East India; (interniert);
P. Karl-Theodor Jellinghaus (1938), Ranchi, G. E. L. Compound, Behar, East India (interniert);
Helmuth Borutta (1938), Tezpur, Assam, East India (interniert);
Anni Diller (1928, 1936), Gumla, Distrikt Ranchi, Behar, East India;
Irene Störin (1931), Govindpur, P. D. Jariagarh, Distrikt Ranchi, Behar, East India (interniert);
Hedwig Schmidt (1936), Gumla, Distrikt Ranchi, Behar, East India.

Es besteht die Möglichkeit, Post an unsere internierten Geschwister wie an die in Ranchi gelangen zu lassen. „Lassen Sie doch nichts unverfucht und werden Sie nicht müde, zu schreiben!“ steht in einem Brief von Frau Dr. Wolff.

An die Internierten gehen die Briefe durch die Post, unfrankiert und dürfen persönliche Nachrichten und Grüße enthalten. Die Anschrift muß in lateinischen Buchstaben geschrieben werden.

Für sie gelten folgende Anschriften:

Missionare Borutta, Zellinghaus, Klimkeit und Dr. Wolff:

„Interniertensendung, gebührenfrei!

Name

German Internment Camp Deolali
Bombay Presidency / Britisch-Indien.“

Missionar Radtke:

„Interniertensendung, gebührenfrei!

Name

Parole Camp Purandhar P. D.
via Poona / Britisch-Indien.“

Frau Missionar Borutta, Schwester Irene Störin und Frau Missionar Dr. Wolff:

„Interniertensendung, gebührenfrei!

Name

Parole Camp Hazaribagh / Behar
Britisch-Indien.“

Postsendungen an Präses Lic. Stosch, die Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt, die Missionarsfrauen Zellinghaus und Klimkeit, sämtlich zur Zeit in Ranchi, Behar, East India, gehen über das Deutsche Rote Kreuz, Berlin, Blücherplatz 2. Auskünfte und Formulare sind dort einzuholen.

5. Missionskandidaten:

Heinz Jakumeit, Gerhard Kutsch, Ernst-Eugen Meckel und Paul Schubert.
Sämtlich zur Zeit bei der Wehrmacht.

Für alle Auskünfte, die innerhalb unserer Möglichkeiten liegen, stehen wir gern zur Verfügung. Bei uns sind auch die aus Ersparnisgründen in diesem Bericht nicht aufgeführten Anschriften unserer Missionare im Ruhestand oder im Pfarramt zu erfahren.

Mit diesem Bericht grüßen wir alle Freunde unseres Werkes und vereinigen uns mit ihnen in dem Gebet aus dem Liebe des Eingangs:

Zu dir, Herr, heben wir anbetend unsre Hände,
Du bist das A und D, der Anfang und das Ende.
Erweck' zur Zeugenschaft die erste Lieb' uns neu,
Mach' durch des Geistes Kraft uns bis zum Tod getreu.

Gossner'sche Missionsgesellschaft

Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20.

Postcheckkonto: Berlin 7950.

Bankkonto: Dresdner Bank, Depositenkasse 80, Berlin-Friedenau.

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Monatsblatt der Gossnerschen Missionsgesellschaft

findet
die Biene auf
ihrem fluge bel/bringl
sie Ergiebige von ihrem
weiten feld zurück/und
kann sie köstliche daraus
berelten/so bringt sie es u
fordert zum Danke auf u
zum Preise des Herrn/
der es gegeben/dem der
Weinberg u. alles was
darinnen ist/gehört



findet
sie wenig oder
Nichts/ findet sie es
mager und kommt
leer zurück/so kann
sie auch nichts geben/
als etwa zum eifrigen
Inbrünstigen Gebete
erwecken/daß der Herr
das feld mehr bethauet
und Pfingstregen da
rauf fallen lasse

Der Herr/daß die Erndte und das ganze Arbeitsfeld/so wie die Ehre und
die Schande ist/wolle die geringe Arbeit der Biene segnen/an ihr selbst u.
an Allen/die von ihrer Arbeit etwas genießen werden. Amen./Joh. Gossner

108. Jahrg.

Berlin-Friedenau, April 1941

Nummer 4

Der Tag des Herrn

„Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!“ Luk. 24, 34.
Monatspruch der Kirche.

Es gibt Tage, die für die Geschichte eines ganzen Volkes bahnbrechende Bedeutung haben. Tage, die eine ganze Epoche abschließen und krönen und zugleich die Zukunft vorbereiten. Wir leben in einer solchen schicksalhaften Zeit, die Tag für Tag Entscheidungen von der größten Tragweite mit sich bringt. Was in diesen Tagen, Wochen und Monaten geschieht, wird auf das Schicksal unseres deutschen Volkes, unserer deutschen evangelischen Kirche und Mission bestimmenden Einfluß haben. Darum gedenken wir in täglicher Fürbitte der Söhne unseres Volkes, die draußen vor dem Feinde die Waffen tragen, der führenden Männer, auf deren Schultern die Last der Verantwortung liegt, und des Führers, der in diesem Monat seinen Geburtstag begeht.

Auch das Leben des einzelnen Menschen kennt Tage, die den Wendepunkt eines ganzen Lebens bedeuten. Es war ein Tag, an dem aus einem Saulus ein Paulus wurde, ein Tag, an dem ein Augustinus sein ganzes altes Leben von sich warf und zum Glauben kam, ein Tag, an dem Luther, von seinem Gewissen getrieben, aus der Verborgenheit seines Mönchslebens hervortrat und die Thesen an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg schlug. Dieser eine Tag wurde entscheidend für sein ganzes Leben.

Für uns Christen gibt es einen Tag, der den Wendepunkt in der Geschichte der ganzen Menschheit darstellt. Das ist der Tag des Herrn. Das ist der Ostertag, der Tag, an dem Christus von den Toten auferstand. An diesen Tag denken wir an jedem Sonntag, den wir feiern. Er bedeutet den Abschluß und die Krönung einer Zeit der Sehnsucht, des Fragens und des Verlangens nach der verlorenen Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott. Mit Recht hat der Apostel Paulus den auferstandenen Herrn als den zweiten Adam bezeichnet und ihn jenem ersten Adam gegenübergestellt, der die Sünde und damit den Tod in die Welt brachte. Christus ist der Anfänger einer neuen Menschheit, über die der Tod

seine Macht mehr hat. Wer an die Auferstehung Jesu Christi glaubt, der hat den Tod überwunden (Joh. 11, 25—26). Das ist es, was wir aller Welt verkündigen, wenn wir am Ostertage einander zurufen: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!“ Diese Botschaft in der ganzen Welt und unter allen Völkern auszurichten, war der Auftrag der ersten Jünger Jesu. Als der auferstandene Herr seine Jünger zu Aposteln einsetzte, trug er ihnen nichts anderes auf als dies: Sie sollten Zeugen seiner Auferstehung sein.

„Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!“, dieser österliche Freudenruf ist der Inhalt auch unserer heutigen Missionsbotschaft.

Möge sie mitten im Kriege mit aller Freudigkeit verkündigt und gehört werden!

Lofies.

Todesfurcht und Auferstehungsgewißheit auf dem Missionsfelde

Ein kleines Erlebnis auf einer Reise in Indien vermittelte mir den ersten Eindruck von der Todesfurcht und Hoffnungslosigkeit im Heidentum.

In einem Dorfe, durch das ich kam, hörte ich einen Menschen so kläglich und herz-
erweichend jammern, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Oft klang es wie der wehe Aufschrei eines wilden Tieres. Als ich näher hinzutrat, gewahrte ich einen Mann, der sich im Kot der Straße wälzte. Dabei zerriß er seine Kleider und raufte sich die Haare. Ich glaubte, einen Irren vor mir zu haben. Aber man sagte mir, die Frau sei ihm soeben gestorben. Mich erfaßte tiefstes Mitleid, und ich gedachte an das Wort des Apostels Paulus an die Thessalonicher: „Wir wollen euch aber, liebe Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seid, wie die anderen, die keine Hoffnung haben.“ Noch mehr wurde ich ergriffen, als man mir bedeutete, dieses Schreien und Toben sei nicht nur ein Ausdruck des Schmerzes und der Trauer, sondern der Furcht vor der Toten, vielmehr vor dem Geiste der im Wochenbett verstorbenen Frau. — Der böse Einfluß aus dem Totenreich wird gefürchtet, darum muß er durch allerlei Zauberei verhindert werden.

Unsere Kols fürchten den Tod besonders, wenn dieser gewaltsam und auf unnatürliche Weise an sie herantritt. Wird ein Mensch verstümmelt, etwa von wilden Tieren zer-
rissen, oder stirbt eine Frau in der Schwangerschaft, so findet nach ihrem Glauben die Seele des Abgeschiedenen keine Ruhe nach dem Tode und belästigt und verfolgt die Lebenden. Der Heide weiß wohl von einer Fortdauer der Seele, aber in diesem Falle bleibt sie unerlöst, sie muß im Körper eines Tieres fortleben oder als Geist ruhelos umherwandern.

Anders verhält sich die Seele nach Ansicht der heidnischen Kols bei einem natürlichen Sterben. Sie geht dann in jene Welt ein, in der ihre Vorfahren weiterleben, von dort her aber mit den lebenden Gliedern der Familie in guter Gemeinschaft bleiben, ihnen in Not, Krankheit und Gefahr beistehen.

Aber wann weiß der Mensch, wann und welches Todes er sterben wird? Die Ungewißheit bleibt. Das Sterben eines Heiden ist deshalb so bitter und hart, weil sein Herz unter der Gebundenheit leidet, die ihn ängstigt und quält, die ihn nicht zum Frieden kommen läßt! Bezeichnend ist dann der Wehruf und die Klage bei der Einäscherung oder am Grabe: „Ach, wo bist du hingegangen, ach, wir wissen es nicht!“ Die Hoffnung, daß es einmal mit dem Reich der Finsternis ein Ende haben, ihre Macht gebrochen sein wird, daß für den Menschen einst ein Leben vollkommener Ruhe und Seligkeit andrückt, diese Hoffnung kennt der Heide nicht. Was Wunder, wenn die Verkündigung derselben wie ein Sonnenstrahl in seinen Gedankenkreis dringt! Wer könnte es ihm nicht nachempfinden, wie heiß seine Seele nach Befreiung von dem Bann der Geister und der Todesfurcht verlangt.

Wo die Kraft des Auferstandenen den Tod im Leben des Menschen besiegt hat, da ist auch für den Sterbenden der Tod kein Tod mehr. Wenn es eines Beweises bedürfte, daß

ein gut Teil über den Rand der Schlucht hinaustragte. Nach einer kleinen Stunde waren wir mit der Besprechung fertig und setzten unsere Reise fort. Kaum waren wir aus dem Dorfe hinaus, da kam ein Mann nachgelaufen und rief: „Kommen Sie schnell zurück, eben hat der Tiger einen Büffel erschlagen!“ Als wir den Platz erreichten, sahen wir den Büffel unterhalb des Felsens, auf dem meine Frau gefessen hatte, tot liegen. Wie die Leute feststellten, hatte der Tiger unter diesem Felsen gelegen. Als das Vieh aus dem Walde nach Hause kam, griff er eines davon als sein Opfer heraus. Nun kann man fast sagen, daß meine Frau eine ganze Stunde auf einem Tiger gefessen hatte. Sie auf und er unter dem Felsen, der höchstens 3 Meter dick war. Ich will nicht erwähnen, was meine Frau, als ihr die Gefahr, der sie eben entgangen war, richtig zum Bewußtsein kam, sagte. Ich kann aber verstehen, daß die Nerven ein wenig durcheinanderkommen, wenn einem sozusagen in 2 Tagen 3 Tiger über den Weg laufen. Gemeinsam haben wir hier etwas von der gnädigen Bewahrung unseres Gottes gespürt.

Gegen Abend erreichten wir Khatitoli, herzlich begrüßt von Dr. Jeschke und seiner Frau, die uns nicht nur freundlich empfingen, sondern auch alles Nötige für unsern Einzug vorbereitet hatten. In dem kleinen Bungalow (Wohnhaus) richteten wir unser erstes gemeinsames Heim ein. Alles war nur einfach und schlecht, aber doch gemütlich. Meine Frau fühlte sich nicht nur in dem Hause, sondern auch in Indien gleich heimisch. Hier feierten wir auch bald nach unserer Ankunft zusammen unser erstes Weihnachtsfest. Die Vorbereitungen zum Fest, wie auch das Fest selbst, ließen bei meiner Frau keine Heimwehstimmung aufkommen. Viele Menschen kamen, die neue Memjahab (europäische Frau) und noch mehr, um „das Fest zu sehen“. Und die Feier zusammen mit der Gemeinde bot soviel Neues und Anregendes, daß sowohl das Auge als auch das Herz alles nur langsam verarbeiten konnten. Als die Festtage vorüber und wir einigermaßen eingerichtet waren, wollte meine Frau nun die Leitung des Hauswesens übernehmen. Dies machte im Anfang allerlei Schwierigkeiten, da sie sich ja noch nicht verständigen konnte. Zum Glück gelang es mir, ein junges Mädchen zu besorgen, das ganz gut deutsch reden konnte. Der Koch, auf den es in einem indischen Haushalt sehr ankommt, war zwar kein Künstler in seinem Fach, aber wenn er sich Mühe gab, was nicht immer der Fall war, waren seine Gerichte ganz genießbar. Einmal aber ging er in seiner Nachlässigkeit zu weit. Da stellte er uns eine Schüssel mit einem eigenartig aussehendes Gerichte auf den Tisch. Auf meine Frage, was das eigentlich sei, antwortete er stolz: „Trikh stew!“ Trikh stew vom Huhn war es, aber er hatte das rohe Huhn mitsamt den Knochen durch die Mühle getrieben. Der vielen Knochensplitter wegen war das Essen ungenießbar. Als Entschuldigung sagte er: „Ich bin heute ganz verwirrt. Mir ist in der letzten Nacht meine Frau fortgelaufen.“ Ja, es gibt schon allerlei Schwierigkeiten, die einer Hausfrau das Einleben in Indien nicht leicht machen.

Für meine besondere Arbeit war mir ein Teil der Khatitoli-Gemeinde, das Upar Pat, zugewiesen worden. Bald nach Neujahr reiste ich dorthin, um mein Gebiet kennenzulernen. Der Weg dorthin führte die Berge hinauf, durch den berühmten Murga-Murgi Ghat (Hahn-Huhn Paß), der der vielen Tiger wegen einen üblen Namen hatte. Upar Pat ist ein ausgedehntes Hochplateau, voller gewaltiger, kahler Steinberge. Der Herr dieses Gebietes ist der Bara Lal, der in Palkot seinen Sitz hat. Nominell hat er zwar den Titel eines Königs, aber zu regieren braucht er nicht, da die englische Regierung ihm sein Land genommen hat. Seine Familie aber ist eine der ältesten im Lande und hat, wie mir Dr. Nottrott sagte, das älteste Recht auf den Königstitel von ganz Chota Nagpur. Mehrmals besuchte ich ihn und fand immer freundliche Aufnahme. Einmal bot sich Gelegenheit, ihm einen großen Gefallen zu erweisen und so seine ganze Günst zu gewinnen. Als ich auf einer Reise nach Gumla durch Palkot kam, schickte er mir einen Boten nach mit der Bitte, ihn doch zu besuchen. Wieder wurde ich sehr höflich empfangen, und nachdem wir eine Weile über allerlei Dinge gesprochen hatten, brachte er sein eigentliches Anliegen vor. Seine Frau war schon lange Zeit krank und konnte trotz aller angewandten Mittel nicht gesunden. Von meinen ärztlichen Erfolgen hatte er, wie er sagte, schon viel gehört und bat mich nun, meine Kunst an seiner Frau zu versuchen. Dieses war leider sehr schwierig, da ich seine Frau ja nicht sehen durfte. Er beschrieb nun ihre Krankheits Symptome und wollte, daß ich ihr daraufhin eine Medizin verordnen sollte. Ich lehnte es ab, Medizin zu geben, ohne den Patienten gesehen zu haben. Schließlich fanden wir doch einen Weg. In einem kleinen Zimmer wurde ein großes Tuch von Wand zu Wand gespannt. In Kopfhöhe wurde in das Tuch ein kleines Loch geschnitten. Ich stand vor und die Kranke hinter dem Vorhang. Durch das Loch steckte sie die Hand durch, damit ich den Puls fühlen konnte. Nachdem sie mir noch durch das Loch die Zunge gezeigt hatte, setzten wir uns hin, und ich fragte sie selber aus. Von Anfang an erkannte ich, daß es weiter nichts als eine alte, verschleppte Malaria war, der mit den einfachen Mitteln, die sie genommen hatte, nicht beizukommen war. Von Gumla brachte ich die nötigen

Mittel mit und schärfte dem Könige ein, gewissenhaft darauf zu achten, daß ihr alles pünktlich und in den vorgeschriebenen Dosen gegeben werde. Weiter ordnete ich an, täglich zweimal die Temperatur zu messen und mir sofort Nachricht zu geben, wenn das Fieber zu hoch stieg. Zwei Boten berichteten, daß alles normal verlief. Nach 3 Wochen schrieb der König, daß seine Frau nun völlig gesund sei. Durch diese Kur gewann ich seine Freundschaft, die mir persönlich, mehr aber noch im Interesse meiner Gemeinden, sehr wertvoll war.

(Fortsetzung folgt.)

Eine letzte Erinnerung an Die Tabitha-Schule in Gumla

Frau Missionar Schulze, die im Sommer des Jahres 1939 mit ihrem Mann zu einem Heimaturlaub nach Deutschland zurückkehrte, besuchte kurz vor ihrer Abreise die von den Missionschweftern Anni Diller und Hedwig Schmidt in Gumla gegründete Gemeindedienstschule (Tabithaschule) und schildert ihren Besuch wie folgt:

Kurz bevor ich mit meinem Mann im Juli des vorvorigen Jahres Indien verließ, um nach Deutschland zu reisen, hatte ich die große Freude, einen Blick in das Heim und die Arbeit der beiden Gumla-Schweftern tun zu können.

Die beiden Schwestern waren reichlich mit dem Unterricht in der Tabithaschule beschäftigt. Ueber die Einrichtung dieser Schule und den Tageslauf hat gewiß Schwester Anni schon selbst berichtet. Am Nachmittag gaben uns die Schülerinnen Proben von dem, was sie im vergangenen Vierteljahr gelernt hatten. Ich war wirklich erstaunt darüber, wie gut sie die Fragen über Alles und Neues Testament beantworteten. Bald war es Schwester Anni, bald Schwester Hedwig, die diese Fragen stellte, je nachdem sie den Unterricht in den verschiedenen Fächern gaben. Besonders fein waren die Chöre, die Schwester Anni mit den Mädchen eingeübt hatte. Eine der Töchter, wie sie ja von den Schwestern genannt werden, schlug sogar die Trommel, andere wieder kleine Messingschellen, und die übrigen klatschten mit den Händen den Takt dazu. Es war wirklich eine Freude, zu sehen und zu hören, wie gut alles klappte. Das will etwas heißen, denn sie brachten nicht nur ihre eigenen Lieder, „Bhajans“ genannt, zu Gehör, sondern auch europäische Gesänge. Es ist für gewöhnlich schwierig für sie, unsere Melodien zu lernen. Sie haben einfach kein Gehör dafür. Aber diese Mädchen sangen rein, und es war eine Freude, ihnen zuzuhören. Wieviel Mühe und Geduld brauchte Schwester Anni dafür!

Schwester Hedwig Schmidt hatte die Mädchen im Handfertigkeitsunterricht allerlei reizende Dinge gelehrt. Ganz besonders hübsch waren Krippenfiguren in Laubsägearbeit, die Weihnachten in der Kirche ein Schmuck des Altars werden sollten. In den Handarbeitsstunden waren nützliche Sachen, wie Blusen und Kleider, entstanden. Der Kürze der Zeit halber konnten wir natürlich nicht alles sehen, aber schon das, was man uns gezeigt und vorgeführt hatte, war ein Beweis für den Eifer, mit dem man im vergangenen Vierteljahr gearbeitet hatte. Wir hatten unbedingt den Eindruck, daß die beiden Schwestern mit großem Fleiß und viel Liebe in ihrer Arbeit standen, und daß Gott sichtbar seinen Segen dazu gab. Wie mag es jetzt in Indien aussehen? Gott hatte ja unsere Missionsgeschwister bisher so wunderbar geleitet. Ihm wollen wir sie weiter in treuer Fürbitte befehlen.

Letzte Nachricht aus Indien

Der letzte Brief, den wir von Präses Lic. Stosch aus Ranchi erhielten, stammt vom 23. Oktober des vorigen Jahres. Danach ist die Lage auf unserem indischen Missionsfeld unverändert. Alle Missionare, Missionarstrauen und Missionschweftern sind interniert außer: Präses Stosch, Frau Missionar Jellinghaus, Frau Missionar Klimkeit und den Missionschweftern Anni Diller und Hedwig Schmidt. Die Lage hat sich nur insofern verschärft, als auch Frau Missionar Jellinghaus am Theologischen Seminar nicht mehr unterrichten darf. Für Ende Januar d. J. war die Generalsynode der Kirche geplant. Im Anschluß daran beabsichtigte Präses Stosch, eine Reise durch das Missionsfeld durchzuführen. Gesundheitlich und finanziell haben unsere Missionsgeschwister keinen Grund zur Klage. Gott, der Herr, halte Seine schützende und segnende Hand über unsere Missionsgeschwister und über die ganze Kirche in Chota Nagpur. L.

Für den Inhalt verantwortlich: Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau.
Verlag der Gossner'schen Mission, Berlin-Friedenau. Postfach: Berlin 7950.
Druck: Heinrich Weenten, Buch- und Tiefdrucker, Berlin 62

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Monatsblatt der Gossnerschen Missionsgesellschaft

findet
die Biene auf
ihrem Flugel viel / bringt
sie Ergiebiges von ihrem
weiten Felde zurück / und
kann sie Köstliches daraus
berelten / so bringt sie es u.
fordert zum Danke auf u.
zum Preise des Herrn /
der es gegeben / dem der
Weinberg u. alles / was
darinnen ist / gehört



findet
sie wenig oder
Nichts / findet sie es
mager und kommt
leer zurück / so kann
sie auch nichts geben /
als etwa zum eifrigen
inbrünstigen Gebete
erwecken / daß der Herr
das Feld mehr bebaue
und Pfingstregen da-
rauf fallen lasse

Der Herr / daß die Ernte und das ganze Arbeitsfeld / so wie die Ehre und
die Schande ist / wolle die geringe Arbeit der Biene segnen / an ihr selbst u.
an Allen / die von ihrer Arbeit etwas genießen werden. Amen / Joh. Gossner

108. Jahrg.

Berlin-Friedenau, März 1941

Nummer 3

Stellvertretung

„Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten.“ Jes. 53, 5.

Monatspruch der Kirche.

„Da tritt kein anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein“: so heißt es im Soldatenliede. Aber was da aus einem soldatischen Hochgefühl heraus gesungen und gesagt wird, ist nur begrenzt richtig. Auf's Ganze gesehen macht gerade der Krieg, wie wir ihn heute wieder erleben, uns allen offenbar, daß jeder für den anderen eintreten muß, wenn die unserem Volke durch den Krieg gestellten Aufgaben erfüllt werden sollen. Da arbeitet einer zu Hause für den anderen, der da draußen an der Front steht, und da kämpft einer vor dem Feind für den anderen, der in der Heimat die innere Front zu stützen und zu stärken hat. Stellvertretung: Das ist das geistige Grundgesetz, auf dem sich das Leben unseres Volkes aufbaut, im Kriege spürbarer und zwingender denn je. Schon aus Dankbarkeit sollten wir uns das stets vor Augen halten; denn alle, die vor dem Feinde fielen — sie fielen für uns. Sie starben, damit wir leben sollten.

Auch unser Monatspruch redet von Stellvertretung. Freilich spielt sich der Vorgang, auf den der Spruch hinweist, an einer ganz anderen Front ab. Hier stehen sich als Feinde nicht Menschen gegenüber, nein, hier handelt es sich auf der einen Seite um den heiligen und gerechten Gott, der die Sünder straft und strafen muß, und auf der anderen Seite um eine Menschheit, die Schuld auf Schuld und Sünde auf Sünde häuft. Zwischen ihr und Gott ist kein Friede, solange die Sünde trennend dazwischen steht. Gottes Gerechtigkeit müßte über diese zweite Menschheit ein Strafgericht heraufführen wie über jene erste, die in den Wogen der Sintflut versank. Aber Gott geht einen anderen Weg. Er erwählt sich einen für alle und legt die ganze Wucht der göttlichen Strafe auf ihn. Dieser eine stirbt, damit die anderen leben sollen. Das Opfer seines Lebens ist der Preis, um den der Friede zwischen Gott und den Menschen zustande kommt. „Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden

hätten.“ Wir dürfen diesem Worte des Propheten unbegrenzten Glauben schenken. Jeder, der sich je dieses Gotteswort im Glauben aneignete, hat gefunden, was er suchte und auf keine andere Weise und nirgendwo fand: Frieden mit Gott.

Wahrlich eine Friedensbotschaft, die der Welt zu bringen, Pflicht der Dankbarkeit und höchste Freude ist. Löttes.

Die Gossner'sche Mission während des Krieges

Siehe nach Ausbruch des Krieges wurden alle Missionare der Gossner'schen Mission mit Ausnahme von Missionar Klimkeit, der als Memelländer einen litauischen Paß besaß, interniert. Die Missionarsfrauen und Missionschwester durften auf ihren Stationen bleiben. Dieser Umstand war für die Fortführung der Arbeit von größter Wichtigkeit. So war es z. B. nur dem tatkräftigen Einsatz der beiden Missionarsfrauen Dr. Hanna Wolff und Frau Irma Jellinghaus, die beide Theologinnen sind, zu danken, daß das theologische Seminar nicht geschlossen wurde. Nach einigen Monaten wurden wieder alle unsere Missionare aus der Haft entlassen, jedoch sämtliche Missionsgeschwister (auch die Missionschwester von den Außenstationen) auf unserer Hauptstation Ranchi zusammengezogen. Nur Präses Lic. Stosch und Missionar Radtke in Assam erhielten die Erlaubnis, durch das Missionsfeld zu reisen und die Gemeinden zu besuchen.

Im Sommer des Jahres 1940 setzte eine zweite Welle von Verhaftungen ein. Die Missionare Dr. Wolff, Klimkeit, Jellinghaus und Vorutta kamen erneut nach dem Internierungslager Ahmednagar bei Bombay, Missionar Radtke nach dem Ehrenwortlager Purandhar bei Poona im nordwestlichen Indien und die Missionarsfrauen Dr. Hanna Wolff und Helene Vorutta sowie Schwester Irene Storim nach dem Ehrenwortlager Hazaribagh unweit Ranchi. Auf unserer Hauptstation Ranchi verblieben nur noch Missionspräses Lic. Stosch, die Missionarsfrauen Irma Jellinghaus und Renate Klimkeit sowie die Missionschwester Anni Diller und Hedwig Schmidt. Daß trotz dieser kleinen Schar von Missionsarbeitern, deren Aufenthalt zudem auf Ranchi beschränkt ist, die Arbeit zu unserer Freude weitergeht, ist durch die Tatsache begründet, daß das Gossner'sche Missionsfeld schon früh, ja vielleicht zu früh den Schritt zu einer selbständigen Missionskirche getan hat. Jetzt aber während des Krieges bedeutet dieser Umstand die einzige Möglichkeit, die Arbeit im Gang zu halten. Überall stehen an Stelle der deutschen Missionare eingeborene Pastoren und Katechisten am Werk und betreuen die Gemeinden. Schon bald nach Beginn des Krieges bereitete Präses Lic. Stosch sechs weitere bewährte Katechisten in einem besonderen Kursus vor und ordinierte sie zu Pastoren. Auch das theologische Seminar nahm neue Kandidaten auf, um die noch bestehenden großen Lücken in der Pastorenschaft auszufüllen. Ferner wurde je ein mehrwöchiger Kursus für sämtliche Pastoren des Missionsgebietes und für die Bibelfrauen und Lehrerinnen durchgeführt. Mitten im Kriege trat die Generalsynode der Kirche zusammen und hatte einen guten, gesegneten Verlauf. Ferner verstanden es die Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt, die von ihnen geleitete Tabitha-Schule in Gumla trotz Schließung fortzuführen, indem sie die Schülerinnen in den Gemeindedienst entließen und sie durch Schulungsbriefe zusammenhielten und in der Durchführung der ihnen gestellten Aufgaben berieten. Die Sitzungen des sogenannten Kirchenrates, in dessen Händen die Leitung liegt, fanden regelmäßig unter dem Vorsitz des Kirchenpräsidenten, Präses Lic. Stosch, statt. Da ferner Präses Lic. Stosch die Erlaubnis hat, auch Ranchi zu verlassen, so hat er sich gerade während des Krieges einer sehr umfangreichen und mühevollen Reisearbeit zugewandt. Er führte zwei Visitationsreisen durch, von denen ihn die eine bis in die letzten Urwaldgemeinden des Mundalandes führte.

Daß alle diese Arbeit geleistet werden konnte, verdankt die Gossner'sche Mission letzten Endes nächst Gottes Güte und gnädiger Bewahrung der Hilfsbereitschaft des lutherischen Weltkongresses, der durch seinen Mittelmann, Missionar Dr. Cannaday in Guntur (Südindien), für eine zwar sehr sparsam berechnete, aber doch zureichende und überaus pünktliche finanzielle Unterstützung der Missionare und der Missionskirche Sorge trägt.

So hat die Gossnersche Mission viel Anlaß zum Danken. Sie dankt allen Missionsfreunden und Missionsgemeinden hier in der Heimat für ihre treue Mitarbeit und für ihre unablässige Fürbitte. Sie dankt dem Herrn der Mission für die wunderbare Führung des ganzen Werkes und für mannigfache Hilfe in einzelnen Nöten und befehlt ihm das ihr anvertraute Werk auch für die Zukunft in dem festen Glauben, daß er, der Herr der Welt und der Weltgeschichte, Weg und Ziel weiß, um sein Reich auf Erden aufzurichten und dereinst zu vollenden.

Missionsinspektor L o t t e s.

Als Gossnerscher Missionar in Indien und als Pfarrer bei den Deutsch-Evangelischen Gemeinden in Brasilien

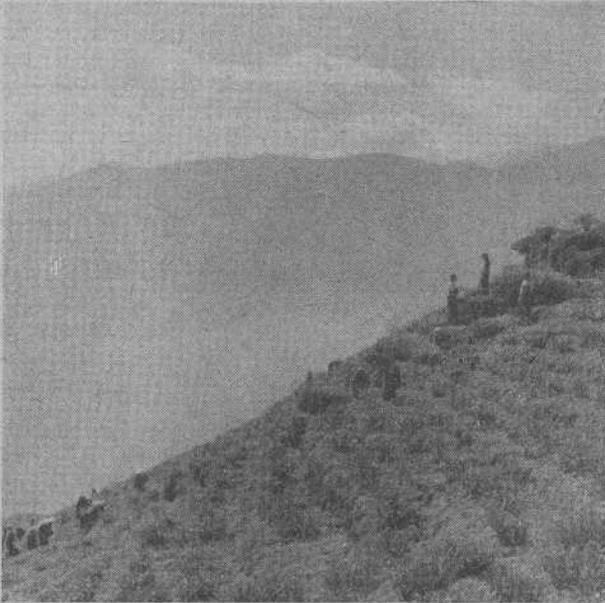
Von Ferdinand Graetsch

(Fortsetzung)

Die alljährlich in Ranchi stattfindende Generalkonferenz war für alle Missionare ein wichtiges Ereignis. Von allen, auch den entlegensten Stationen kamen sie zusammen, zu ernster Arbeit und brüderlicher Gemeinschaft. Da wurde der große Rechenschaftsbericht über den Fortgang der Missionsarbeit des vergangenen Jahres gegeben, es wurden die Erfahrungen ausgetauscht und neue Richtlinien für die Arbeit festgelegt. Schön war es auch, wenn nach getaner Arbeit die Missionsgeschwister sich zusammensanden zum Gedankenaustausch über Freud und Leid in der Arbeit und in der Familie. Mir war diese Konferenz besonders wertvoll, weil ich in erster Stunde vor einer großen Gemeinde in der Christuskirche bei der Ordination das heilige Gelübde ablegte, dem Herrn und Meßter Jesus Christus am Missionswerke in Treue mit allen Kräften Leibes und der Seele zu dienen. Mit dem Munde legte ich das Gelübde ab, und im Herzen gelobte ich mir, mein ganzes Leben dem Dienste meines Gottes zu weihen.

Diese Konferenz bedeutete für mich ein Abschiednehmen von Chota Nagpur für längere Zeit. Für die Reise von Ranchi nach Assam braucht man 6 bis 9 Tage mit Bahn und Dampfer. Die lange Zeit und auch die hohen Kosten lassen eine solche Reise nur gerechtfertigt erscheinen, wenn dringende Gründe vorliegen. In Chota Nagpur bot sich immer Gelegenheit, mit den Missionaren der Nachbarstationen zusammenzukommen. In Assam war man ganz auf sich angewiesen. Um aber nicht ganz allein dort arbeiten zu müssen, versetzte das Kuratorium Hr. Kadtsch dorthin, in dessen Begleitung ich gleich die Rückreise machen konnte. Wir beide sollten in Jorhat wohnen und uns in die Arbeit teilen.

Assam ist ein wunderbares Land, mit einem ganz andern Charakter als Chota Nagpur. Dieses ist ein Bergland, jenes flach ohne merkliche Erhebungen. Begrenzt wird es im Norden vom Himalaya-Gebirge und im Süden von den Khasia- und Naga-Bergen. Von Osten nach Westen wird es von dem gewaltigen Brahmaputra durchströmt, der dem ganzen Lande sein Gesicht, seine Fruchtbarkeit und seine Bedeutung gibt. Das Hauptprodukt Assams ist der Tee. Das ganze Land ist bedeckt mit Teegärten, oder besser gesagt, Teeplantagen von oft riesigem Umfange. Jede mittlere Plantage benötigt Tausende von Arbeitern, um die riesige Arbeit, die mit der Instandhaltung der Plantage, dem Pflücken der Blätter und der Zubereitung des Tees verbunden ist, zu bewältigen. Da die Assamesen für diese Arbeit wenig zu haben sind, holen die Plantagenbesitzer die nötigen Arbeiter aus allen Teilen Indiens. Arbeiter durchziehen das Land und suchen mit ehelichen und unehelichen Mitteln Arbeiter anzuwerben. Chota Nagpur war das Eldorado für diese Kulisfänger, weil die Kols nicht nur arbeiten können, sondern auch wollen. Das Handgeld reizte und der versprochene große Verdienst noch mehr. Gewöhnlich mußten sie einen Kontrakt für 5 Jahre unterzeichnen. Für diese Zeit waren sie nicht nur gesehlich gebunden, sondern sehr oft auch allen Willkürlichkeiten ausgesetzt. Auch viele unserer Christen in Chota Nagpur wanderten dorthin. Manche kamen nach Ablauf ihres Kontraktes wieder zurück, andere kauften sich ein Stück Land und ließen sich als Bauern nieder. Sie waren dort freier, da das Land ihnen gehörte und sie nicht mehr von den Dorfherren abhängig waren. Diese Christen zu sammeln und zu betreuen, ist die Aufgabe der Assam-Missionare. Die Zahl der Christen beider Stationen ist, obwohl sie in die Tausende geht, verhältnismäßig klein, mit dem Maßstabe von Chota Nagpur gemessen. Es ist aber ein Riesengebiet, in dem sie zerstreut wohnen. Da ist es notwendig, ständig auf Reisen zu sein, um all die größeren und kleineren Häuflein in Dörfern und Gärten zu betreuen. Die Reismittel waren Dampfer, Bahn



Teeplantage in den Vorbergen des Himalaja

und Fahrrad. Die Arbeit war sehr dankbar, aber sehr anstrengend. Wie oft wurde die Grenze des Erträglichen erreicht, wenn man in der schwülen Hitze auf den sandigen Straßen Meile für Meile die Pedale treten mußte. Und immer war man auf Reisen allein, auch wenn der Weg durch dichten, riesigen Dschungel (Urwald) führte. Der Ochsenwagen, der das Gepäck beförderte, fuhr voraus oder hinterher.

Bald nach der Rückkehr von Ranchi machte ich mich auf zu einer großen Reise, um vor der Regenzeit wenigstens einen Teil der Gemeinde kennenzulernen. Zwei Wochen ging alles gut. Dann aber setzte der Regen ein. Es war noch zu zeitig, aber in Assam kommt er nicht so pünktlich wie in Chota Nagpur. In einem Kastenhaus wartete ich einige Tage auf besseres Wetter, das aber nicht kommen wollte. Als dann

auch die besten Wetterkenner erklärten, daß der Regen sobald nicht aufhören werde, trat ich die Heimreise an. Von der nächsten Bahnstation war ich weit weg und kannte weder Weg noch Steg. Der Ochsenwagen mit allem Gepäck fuhr morgens ab und wollte abends die Bahn erreichen. Ich wartete bis zum Nachmittag, da ich sicher war, den Wagen noch vor Abend zu überholen. Der Regen hatte etwas aufgehört und der Weg war für das Rad einigermaßen fahrbar. Die Straße hatte ich mir genau beschreiben lassen und hoffte, ohne Schwierigkeiten mein Ziel zu erreichen. Es gab aber mehr Straßengebelungen als man mir gesagt hatte. Nirgends sah ich ein Haus, wo ich hätte fragen können. Anfangs glaubte ich immer noch, auf dem rechten Wege zu sein. Allmählich fing es an zu dämmern, und immer noch hatte ich den Ochsenwagen nicht eingeholt. Dies gab mir die Gewißheit, daß ich mich verirrt habe. Was aber nun tun? Zurückfahren? Denselben stundenweiten Weg? Nein, lieber vorwärts! Einmal muß ich doch menschliche Behaufungen erreichen. Mittlerweile war es Nacht geworden, und ein leiser Regen hatte eingesetzt. Aus dem Buschwald war ein echter, dichter Urwald geworden. Bisher war der Weg sandig und daher einigermaßen fahrbar gewesen. Im Urwald wurde er lehmig, und ich mußte oft absteigen, um die Räder von dem anklebenden Lehm zu reinigen. Schließlich, als es stockfinster wurde, blieb mir nur übrig, abzustiegen und das Rad zu schieben. Als in dem immer stärkeren Regen Stunde um Stunde verging, gab ich alle Hoffnung auf, doch noch den Ochsenwagen einzuholen. Und der Wald wollte kein Ende nehmen. Zu der Müdigkeit gesellte sich der Hunger, aber etwas Eßbares hatte ich nicht bei mir. Zu all den Unannehmlichkeiten, Hunger, Durst, Schmutz und Regen gesellten sich noch die vielen Stimmen des Waldes, die mitunter das Herz sehr laut pochen ließen. Bald war es das Trompeten wilder Elefanten in der Ferne, bald das Gurren eines Wildschweines oder das Brummen eines Bären. Gelegentlich glaubte ich auch das Brüllen eines Tigers zu vernehmen, obwohl das auch Täuschung sein konnte. Und wieviele Stimmen tönnten mir aus dem Walde entgegen, die ich nicht zu deuten wußte, die mir aber gelegentlich einen leisen Schauer über den Rücken jagten. Wohl bemühte ich mich, so leise als möglich zu gehen, aber das Hineintreten in tiefe Löcher und das Herausziehen der Füße aus dem Lehm machte mehr Geräusch, als mir lieb war. Und immer noch nahm der Wald kein Ende. Ich bin zwar keine sehr furchtsame Natur, aber so hilflos den wilden Bewohnern des Waldes preisgegeben zu sein, kann auch einem Beherzteren, wie der Indier sagt, „das Herz zu Wasser

werden lassen". War ich aber wirklich so schuglos? Eine Waffe besaß ich nicht, aber ich hatte einen Beschützer bei mir, der mir wertvoller war als die beste Waffe, meinen Vater im Himmel, dem ich vertrauen konnte. Ich glaube, nur in Stunden großer Gefahr lernt man richtig beten, gläubensvoll und voller Vertrauen. Und hatte ich Gottes wunderbare Hilfe nicht schon manchmal erfahren? In seinem Schutze mußte ich mich geborgen. Aber trotzdem setzte der Herzschlag gelegentlich aus, wenn die Zweige in nächster Nähe knackten, oder ein Tier kurz vor dem Rade über den Weg sprang. Langsam, viel zu langsam vergingen die Stunden. Mit Gewalt mußte ich den Wunsch unterdrücken, mich an den Straßenrand zu setzen und an einen Baum gelehnt zu schlafen. Endlich fing es an zu dämmern, und als der Tag anbrach, kam ich wohl aus dem Walde heraus, aber ein breiter, reißender Strom versperrte den Weg. Eine Brücke war nicht da, aber eine Fähr- beförderte die Reisenden. Ein starkes Stahlkabel war von Ufer zu Ufer gespannt, und an diesem entlang lief die Fähr, die an meinem Ufer lag. Etwas entfernt vom anderen Ufer lag ein Dorf, noch in tiefem Schlaf. All mein Rufen hatte keinen Erfolg.

Niemand meldete sich. Der Fährmann war zwar auf meiner Uferseite, aber war wohl zu Bekannten gegangen, und es konnte wer weiß wie lange dauern, bis er erschien. Eine menschliche Behausung war weit und breit nicht zu erblicken. Schließlich entschloß ich mich, selber die Fähr in Gang zu setzen. Als ich mein Rad verstaute und die Halteseile gelöst hatte, ging es auch ganz schön vorwärts bis zur Mitte des Stromes. Da aber saß ich fest. Ich nahm das große Ruder und tat mein bestes, aber die Fähr rührte sich nicht. In dem reißenden Strome so hilflos hin und her zu pendeln, war keine angenehme Situation. Ich malte mir aus, was geschehen würde, wenn das Kabel risse, aber dann



Teepflückerin

unterließ ich es doch, diesen Gedanken zu Ende zu denken. Nochmals verlegte ich mich aufs Kufen, das auch Erfolg hatte. Ein Mann ruderte in einem Boot zur Fähre, und mit einigen geschickten Ruderschlägen brachte er sie in Bewegung. Wohlbehalten erreichten wir das andere Ufer. Viele Leute aus dem Dorfe hatten sich dort versammelt, um zu sehen, was dem Sahib passiert war. Als ich ihnen erzählte, daß ich allein und zu Fuß die ganze Nacht hindurch durch den Dschungel marschiert war, wollten sie es nicht glauben. Ein alter Mann sagte: „Das ist ein Wunder, daß Sie lebendig hindurchgekommen sind. Es gibt in dem Walde so viele wilde Tiere aller Sorten, daß einer allein nicht einmal am Tage dort zu gehen wagt. Erst vor wenigen Tagen haben wir ein Nashorn morgens am Flußufer gesehen.“ Ich konnte ihnen sagen, daß mein Gott mich beschützt habe. Gegen seinen Willen dürfe mir kein wildes Tier etwas zuleide tun. Der Mann, der mich hinübergebracht hatte, lud mich in sein Haus, um eine Tasse Tee zu trinken. „Nach der Nachtwanderung wird es Ihnen gut tun und es hilft auch gegen Malaria“, meinte er. Die ganze Gesellschaft kam natürlich mit und benutzte die Gelegenheit, auch eine Schale Tee mitzutrinken. Als wir so beisammen saßen, wurde die Nachtreise nach allen Richtungen hin durchgesprochen, und Schauer- geschichten wurden von der Fäule der wilden Tiere erzählt. Auch mir bot sich Gelegenheit, zu erzählen von der Macht und der gnädigen Führung meines Gottes. Wenn die Rede auf Gott kommt, hat man in Indien immer andächtige Zuhörer, und hier ergab sich die Anknüpfung von selbst. Von den Männern erfuhr ich nun, daß ich einen sehr großen Umweg gemacht habe, aber nicht mehr weit von der Bahnstation sei. Als ich dort ankam, fand ich meine Leute in großer Sorge um mich. Es war gut, daß ich nach Hause fuhr, denn nun setzte der Regen mit Macht ein.

In Assam gibt es das bunteste Völkergemisch, das man sich denken kann. Vertreter fast aller Völker Indiens kann man hier finden. Sie alle bringen auch ihre Sprache mit, so daß dort eine geradezu babylonische Sprachenerwirrung herrscht. Im Verkehr untereinander wie auch in unsern Gottesdiensten wird das Hindi gebraucht, dessen Kenntnis die meisten Einwanderer schon mitbringen. Sehr interessant waren mir auch immer die Bewohner der umliegenden Berge, die Nagas, Dafflas, Mikirs, Kacharis u. a. Man trifft sie überall an, da sie von ihren Bergen in die Ebene kommen, um auf den Wochenmärkten, den Basaren, ihre Produkte zu verkaufen. Am häufigsten trifft man die Nagas. Es ist ein wilder Volksstamm, dessen Gebiet, im unwegsamen Gebirge gelegen, erst teilweise von Engländern unterjocht ist. In ihren Bergen ist Kleidung das Letzte, worum sie sich Sorgen machen. Kommen sie aber nach Assam, so müssen sie sich nach Polizeivorschrift anständig anziehen, d. h. einen Schamlappen vorbinden, der wenigstens so groß wie ein Damentaschentuch ist. Auf einer Reise hatte ich das Unglück, daß mir ein Reifen des Rades platzte. Da ich noch einen weiten Weg vor mir hatte, setzte ich mich unter einen Baum, um ihn zu reparieren. Ringsum dünner Buschwald. Plötzlich erschienen etwa 20 Nagas um die Wegbiegung. Sie blieben stehen und sahen interessiert zu mir hin. Langsam kamen sie näher, setzten sich in großen Kreise um mich herum, rückten aber immer näher heran, um besser sehen zu können. Ich glaube kaum, daß sie eine böse Absicht hatten, aber ihre Nähe war etwas ungemütlich. Bewaffnet waren sie mit Pfeil und Bogen, Speeren und Messern aller Art. Einige der Männer hatten große Muschelschalen in den Ohren. Unterhaltung war nicht möglich, da keiner die Sprache des andern kannte. Mit der Zeit waren sie so dicht herangekommen, daß ich vollständig eingeschlossen war. Sie befühlten nun das Rad, besahen mein Handwerkzeug und machten ihre Glossen darüber. Als der Reifen geflickt und aufgepumpt war, stand ich auf, um weiterzufahren. Die Männer standen auch auf, aber der Kreis blieb geschlossen. Schnell sprang ich aufs Rad, klingelte laut und fuhr geradeaus auf einen Naga los. Dieser sprang erschrocken beiseite, und durch die Lücke kam ich aus dem Kreise heraus. In scharfem Tempo fuhr ich los. Hinter mir hörte ich lautes Geschrei. Wars Enttäuschung, wars Lustigkeit über den merkwürdigen Wagen, ich weiß es nicht. Umschauen konnte ich nicht, da ich zu sehr auf den Weg achten mußte. Unberechenbar sind die Nagas schon. In ihren Bergen ist das Kopfschneiden der beliebteste Sport. Es kommt öfters vor, daß sie in der Ebene Dörfer überfallen und ausplündern. Der Regierung machen sie jedenfalls viel zu schaffen.

Von der Missionsarbeit in Assam ließe sich viel erzählen, von den einfachen, schlichten Feiern in Dörfern und Teegärten, von großen Gottesdiensten an Festtagen, von Basarpredigten und den oft großen Mühen, die Zerstreuten und Neueingewanderten zu finden und der Gemeinde anzugliedern. Aber schon anfangs erwähnte ich, daß ich nicht so sehr die eigentliche Missionsarbeit schildern will, sondern an kleinen Erlebnissen zeigen, wie bunt und vielseitig doch das Leben eines Missionars ist. Bunt deshalb, weil jeder Tag etwas neues brachte. Das vielseitige, bunte indische Leben in seiner mannigfachen Gestalt trat an einen heran, und man mußte es zu meistern versuchen. Vielseitig war es, weil es im Tageslaufe nicht

nur missionarische Probleme zu lösen galt. Mit all ihren Nöten und Sorgen kamen die Leute und erwarteten vertrauensvoll Rat und Hilfe. Heute war man Arzt, morgen Schiedsrichter, dann wieder Anwalt, Betreuer, Baumeister und ähnliches. In allen Sätteln mußte man reiten können, und wenn man etwas können muß, dann kann man es auch.

Von Februar 1907 bis November 1908 konnte ich die Arbeit in Assam betreuen. Dann trat ein wichtiges Ereignis meines Lebens ein, das auch meine Rückversetzung nach Chota Nagpur zur Folge hatte. Ende November trafen sowohl meine, als auch die Braut Br. Kadtsch, von Deutschland kommend, in Indien ein. Bis Iharjaguda führten wir ihnen entgegen, blieben einige Tage dort bei Br. Lauzemis und reisten dann weiter nach Purulia, wo Br. Kadtsch mit seiner jungen Braut getraut wurde. Von dort ging es weiter nach Ranchi, wo meine Trauung stattfand. Br. Herzberg vollzog die Trauung, und Frau Missionar Herzberg nahm sich in rührender Weise meiner Braut an, um ihr soweit als möglich die Eltern bei der Feier zu ersetzen.

Als nächster Wirkungskreis wurde mir Khutitoli zugewiesen. Da ich in den 5 Jahren in Indien noch niemals eine eigentliche Ausspannung gehabt hatte, bewilligte mir der Vorstand der Mission einen Erholungsurlaub von 4 Wochen, den ich zu einer kleinen Hochzeitsreise benutzte. Wir bereisten einen Teil unseres Missionsgebietes, besuchten verschiedene Missionsstationen, und so lernte meine junge Frau das Land kennen, das ihre neue Heimat sein sollte. Als die 4 Wochen zu Ende gingen, machten wir in Raj Gangpur Station, von wo aus die Reise nach Khutitoli angetreten werden mußte. Bis dahin war die Reise bequem mit der Bahn oder mit Wagen gegangen, von hier ab ging es in den Dschungel hinein. Für die Weiterreise, die gut 2 Tage dauerte, hatte ich von Khutitoli für mich ein Pferd und für meine Frau eine Dandy, einen leichten und bequemen Tragsstuhl, bestellt. In dem gaslichen Hause des Missionarshepaares Diller, warteten wir die Ankunft dieser Beförderungsmittel ab. Die Dandy kam auch pünktlich an, aber nicht das Pferd. Nach 2 Tagen erschien auch der Pferdeknecht und berichtete, daß unterwegs ein Tiger ihn ansprang und das Pferd so schwer verletzte, daß er es nach Khutitoli zurückbringen mußte. Es ist später den Verletzungen erlegen. Ich borgte mir das Pferdchen eines Kaufmannes, und wir traten die Dschungelreise zu unserer Station und neuen Heimat an. Die erste Tages-tour brachte uns nach Koronjo, wo Missionar Bemsky seinen Wirkungskreis hatte. Für meine Frau war diese Reise durch den Urwald außerordentlich interessant. Was gab es da nicht auch alles zu sehen? Schon das Getragenwerden war etwas Neues, etwas, woran man sich erst gewöhnen muß. Neu waren die Menschen, die Dörfer, die Durchquerung der Flüsse, die Tiere und Vögel. Fortsetzung folgt.

Der Schlesische Provinzialverein für die Gossner'sche Mission

Die Haupttätigkeit des Schlesischen Provinzialvereins für die Gossner'sche Mission bestand 1940 in der Veranstaltung von Rundreisen und dem Schlesischen Provinzialmissionstag im Kirchentriebe Schweidnitz-Reichenbach.

Im Februar bereiste Pfarrer Hess aus Stockhausen in Westfalen zunächst auf der rechten Oberseite dicht an der ehemals polnischen Grenze die Kirchgemeinden Deutsch-Hammer, Eichensee, Gochsüs, Neumittelnwalde, darauf Breslau, Oslau, Mechtal O. u. S. und dann im Kirchentriebe Striegau Stabnsdorf, Gaebersdorf, Metzkau, Groß-Rosen, Konradswaldau, Puschkau, Striegau, also im ganzen 14 verschiedene Ortschaften. Und wie verschieden! An Polens Grenze eine weltabgeschiedene Kleinstadt samt Dörfern zwischen Wald und See, dann die Schlesische Hauptstadt mit ihren 600 000 Menschen, eine Mittelstadt, im oberschlesischen Industriegebiet das große Diakonissen-Mutterhaus der unvergessenen Mutter Eva Thiele-Winkler und endlich Striegau, das größte Granitwerk Deutschlands! Es war im letzten, ganz kalten Winter!

Im Herbst bediente Missionar Graetsch zunächst in neun Veranstaltungen die Regierungshauptstadt Liegnitz, wo unter Leitung von Superintendent Berhard der wohl größte und rührigste Verein in der Provinz wirkt. Von dort aus nahmen dann den Reiseprediger auf: Goldberg, Hapersdorf, Metzküs, Parchwitz. Nach wohlverdienter Ruhepause durchreiste Missionar Graetsch im Kirchentriebe Volkenhain vor dem Riesengebirge im lieblichen Hügelland die Gemeinden Alttröbendorf, Kauder, Hohenfriedeberg, Würzsdorf, Kunzendorf, Baumgarten und fand Aufnahme in Striegau bei der christlichen Gemeinschaft. Damit war Missionar Graetsch an das Ziel seiner Predigtreise gekommen: nach Schweidnitz, wo er im Rahmen des Provinzialtages in der Friedenskirche seinen Dienst für diesmal abschloß.

Auf ganz anderem Wege reiste ab 1. Oktober Missionar Schulze zum Gohnertag; zunächst suchte er gleich im Norden, im Kirchenkreise Grünberg, folgende Gemeinden auf: Prittig, Fürsteneich, die Stadt der Superintendentur selbst, Ockelheimsdorf, Güntersdorf, Schweinitz, Lättnig; dann Hunsfeld, eine Stadt vor Breslau, und Breslau selbst, dann Ober-Panthenau im Kirchenkreise Nimptsch und im Landkreise Breslau die Gemeinden Stein-Rankau und Domschau.

Der Provinzialmissionstag wurde in den 14 Kirchengemeinden des Kirchenkreises Schweidnitz-Reichenbach gehalten und in vier auswärtigen Kirchengemeinden. Es arbeiteten mit: Amtsbrüder aus der Provinz, Missionare von der Friedenauer Zentrale und ein Gohnertfreund aus dem Warthegau, der im Zusammenhang mit einer Gustav-Adolf-Rundreise nach Schlessien gekommen war, endlich auch Dekan Keppler-Berlin. Gottesdienste und Vorträge samt Kindergottesdiensten hin und her: Sonntag, am 20. Oktober, und Montag, am 21. Oktober, die Hauptversammlung in Reichenbach, dem Sitz von Superintendent Bünzel. Er und alle Pfarrer des Kirchenkreises bereiteten nach alter Tradition der Gohnertischen Mission einen herzlichen Empfang, die seit 1871 hier eine Heimat hat und schon 1910 einmal ihr Jahresfest in Schweidnitz feierte.

Es soll auch dankend all der Amtsbrüder gedacht werden, die sonst in der Provinz samt ihren Gemeinden das ganze Jahr hindurch für Gottes Reich in Chota Nagpur und Assam in Indien gewirkt und gesendet haben. Haltet dem Herrn die Treue!

W. S e r h a r d, Rogau-Kosenu.

Für Missionsfeste, Missionsgottesdienste und Missionsvorträge

siehen bereit: unsere Reisefrüder Beckmann, Braetisch und Schulze. Auch unsere ehemaligen Missionare, die jetzt ein Pfarramt innehaben, übernehmen gerne den einen oder anderen Dienst zum Besten unserer Mission. Alle Anfragen sind an die Missionsleitung in Friedenau zu richten. Da aber 6 von 9 Berufsarbeitern der Gohnertischen Mission im Dienste des Vaterlandes stehen, bitten wir die uns befreundeten Gemeinden, die jährlichen Missionsveranstaltungen auch selbständig durchzuführen, damit unsere Heimatarbeit auch während des Krieges keine Unterbrechung erfährt.

L.

Ein Nachruf für Frau Missionar Diller

Am 12. Februar d. J. ist Frau Missionar Hermine Diller nach langjähriger, mit großer Geduld getragener Krankheit in Konstanz, wo sie bei ihrer verheirateten Tochter, Frau Lilly Ontrup, eine letzte Heimat gefunden hatte, an Lungenentzündung sanft entschlafen.

Frau Missionar Diller wurde als zwölftes und jüngstes Kind des Missionars Carl Schröder am 28. Januar 1876 in Laboetan, Niederländisch-Indien, geboren. Daß ihre Mutter bei der Geburt starb, das legte sich wie ein dunkler Schatten über ihr ganzes Leben. Zwar heiratete ihr Vater wieder, aber schon in ihrem 9. Lebensjahr verlor sie beide Eltern. Sechzehnjährig kam Frau Diller zu ihrer Ausbildung nach Holland; doch bald wurde ihr sehnlichster Wunsch, auch einmal wie ihre Mutter im Missionsdienst zu stehen, erfüllt. Am 1. Dezember 1896 wurde sie auf der Gohnertischen Missionsstation Singhani mit Missionar Wilhelm Diller getraut. Aus der sehr glücklichen und harmonischen Ehe gingen vier Kinder, drei Töchter und ein Sohn, hervor. Freude und Leid hat die Entschlafene reichlich erfahren dürfen: Trennung von ihren Kindern in jungen Jahren, später Krieg und Internierung 1915—16, dann das Wiedersehen mit ihren Kindern in Deutschland, als England alle deutschen Missionare aus Indien auswies. Im Jahre 1918 verlor sie ihren einzigen Sohn im Felde. Zwei Jahre darauf ging sie mit ihrem Mann und zweien ihrer Töchter nach Java, immer in der Hoffnung, bald auf das indische Missionsfeld zurückkehren zu dürfen. Dieser Wunsch ging ihr im Jahre 1926 in Erfüllung, jedoch nur für kurze Zeit. Am 14. März 1928 starb Missionar Diller an Schwarzwasserfieber und ließ seine Frau und seine beiden Töchter Anni und Ruth in der neu ausblühenden Arbeit allein zurück. Frau Diller durfte es erleben, wie ihre Tochter Anni langsam in eine große Arbeit hineinwuchs und auch ihre jüngste Tochter Ruth sich verheiratete. Im Jahre 1939 kehrte die Heimgegangene, schon seit Jahren leidend, nach Deutschland zurück; aber ihr Herz ließ sie in Indien und bei ihren zurückbleibenden Kindern. Es war für sie ein großer Trost, daß sie nun wenigstens bei ihrer ältesten, in Konstanz lebenden Tochter, Frau Lilly Ontrup, für ihren Lebensabend einen Ruheplatz fand. Trotz ihres langjährigen Leidens kam ihr Heimgang sowohl für ihre Angehörigen wie auch für ihren weiteren Freundeskreis unverhofft und überraschend. Die Missionsleitung gedenkt ihrer als einer zu jedem Opfer bereiten Missionarstrau und wahren Missionsmutter in dankbarer Verehrung und schließt sie in ihre Fürbitte ein. Möge die letzte Sehnsucht, die ihr Herz je länger um so stärker bewegte, durch Gottes Güte erfüllt sein: die Sehnsucht nach der allerlegten, himmlischen Heimat!

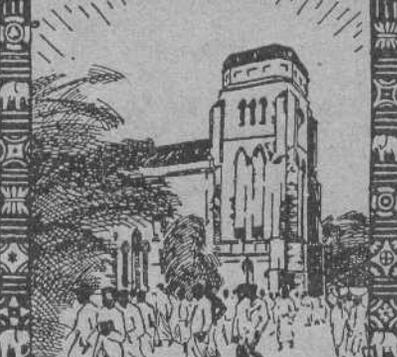
L o t i e s.

Für den Inhalt verantwortlich: Missionsinspektor Loties, Berlin-Friedenau.
Verlag der Gohnertischen Mission, Berlin-Friedenau. Postfach: Berlin 7950.

Druck: Heinrich Beenten, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin C 2

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

findet die Biene auf ihrem Flugel/bringt sie Ergiebiges von ihrem weiten Felde zurück/und kann sie köstliches daraus bereiten/so bringt sie es u. fordert zum Danke auf u. zum Preise des Herrn/der es gegeben/dem der Weinberg u. alle was darinnen ist/gehört



findet sie wenig oder Nicht/finder sie es mager und kommt leer zurück/so kann sie auch nichts geben/als etwa zum eifrigen inbrünstigen Gebete erwecken/daß der Herr das Feld mehr behauen und Pfingstregen darauf fallen lasse

Der Herr/daß die Ernte und das ganze Arbeitsfeld/so wie die Ehre und die Schande ist/wolle die geringe Arbeit der Biene segnen/an ihr selbst u. an Allen/die von ihrer Arbeit etwa genießen werden. Amen./Ioh. Gößner

Der Tag des Herrn

„Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!“ Lut. 24, 34.
Monatspruch der Kirche.

Es gibt Tage, die für die Geschichte eines ganzen Volkes bahnbrechende Bedeutung haben. Tage, die eine ganze Epoche abschließen und krönen und zugleich die Zukunft vorbereiten. Wir leben in einer solchen schicksalhaften Zeit, die Tag für Tag Entscheidungen von der größten Tragweite mit sich bringt. Was in diesen Tagen, Wochen und Monaten geschieht, wird auf das Schicksal unseres deutschen Volkes, unserer deutschen evangelischen Kirche und Mission bestimmenden Einfluß haben. Darum gedenken wir in täglicher Fürbitte der Söhne unseres Volkes, die draußen vor dem Feinde die Waffen tragen, der führenden Männer, auf deren Schultern die Last der Verantwortung liegt, und des Führers, der in diesem Monat seinen Geburtstag begeht.

Auch das Leben des einzelnen Menschen kennt Tage, die den Wendepunkt eines ganzen Lebens bedeuten. Es war ein Tag, an dem aus einem Saulus ein Paulus wurde, ein Tag, an dem ein Augustinus sein ganzes altes Leben von sich warf und zum Glauben kam, ein Tag, an dem Luther, von seinem Gewissen getrieben, aus der Verborgenheit seines Mönchslebens hervortrat und die Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg schlug. Dieser eine Tag wurde entscheidend für sein ganzes Leben.

Für uns Christen gibt es einen Tag, der den Wendepunkt in der Geschichte der ganzen Menschheit darstellt. Das ist der Tag des Herrn. Das ist der Ostertag, der Tag, an dem Christus von den Toten auferstand. An diesen Tag denken wir an jedem Sonntag, den wir feiern. Er bedeutet den Abschluß und die Krönung einer Zeit der Sehnsucht, des Fragens und des Verlangens nach der verlorenen Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott. Mit Recht hat der Apostel Paulus den auferstandenen Herrn als den zweiten Adam bezeichnet und ihn jenem ersten Adam gegenübergestellt, der die Sünde und damit den Tod in die Welt brachte. Christus ist der Anfänger einer neuen Menschheit, über die der Tod

keine Macht mehr hat. Wer an die Auferstehung Jesu Christi glaubt, der hat den Tod überwunden (Joh. 11, 25—26). Das ist es, was wir aller Welt verkündigen, wenn wir am Ostertage einander zurufen: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!“ Diese Botschaft in der ganzen Welt und unter allen Völkern auszurichten, war der Auftrag der ersten Jünger Jesu. Als der auferstandene Herr seine Jünger zu Aposteln einsetzte, trug er ihnen nichts anderes auf als dies: Sie sollten Zeugen seiner Auferstehung sein.

„Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!“, dieser österliche Freudenruf ist der Inhalt auch unserer heutigen Missionsbotschaft.

Möge sie mitten im Kriege mit aller Freudigkeit verkündigt und gehört werden!

Lofies.

Todesfurcht und Auferstehungsgewißheit auf dem Missionsfelde

Ein kleines Erlebnis auf einer Reise in Indien vermittelte mir den ersten Eindruck von der Todesfurcht und Hoffnungslosigkeit im Heidentum.

In einem Dorfe, durch das ich kam, hörte ich einen Menschen so kläglich und herzzerweichend jammern, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Oft klang es wie der wehe Aufschrei eines wilden Tieres. Als ich näher hinzutrat, gewahrte ich einen Mann, der sich in Not der Straße wälzte. Dabei zerriß er seine Kleider und raufte sich die Haare. Ich glaubte, einen Irren vor mir zu haben. Aber man sagte mir, die Frau sei ihm soeben gestorben. Mich erfaßte tiefstes Mitleid, und ich gedachte an das Wort des Apostels Paulus an die Thessalonicher: „Wir wollen euch aber, liebe Brüder, nicht verlassen von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seid, wie die anderen, die keine Hoffnung haben.“ Noch mehr wurde ich ergriffen, als man mir bedeutete, dieses Schreien und Toben sei nicht nur ein Ausdruck des Schmerzes und der Trauer, sondern der Furcht vor der Toten, vielmehr vor dem Geiste der im Wochenbett verstorbenen Frau. — Der böse Einfluß aus dem Totenreich wird gefürchtet, darum muß er durch allerlei Zauberei verhindert werden.

Unsere Kols fürchten den Tod besonders, wenn dieser gewaltsam und auf unnatürliche Weise an sie herantritt. Wird ein Mensch verstümmelt, etwa von wilden Tieren zerissen, oder stirbt eine Frau in der Schwangerschaft, so findet nach ihrem Glauben die Seele des Abgeschiedenen keine Ruhe nach dem Tode und belästigt und verfolgt die Lebenden. Der Heide weiß wohl von einer Fortdauer der Seele, aber in diesem Falle bleibt sie unerlöst, sie muß im Körper eines Tieres fortleben oder als Geist ruhelos umherwandern.

Anderes verhält sich die Seele nach Ansicht der heidnischen Kols bei einem natürlichen Sterben. Sie geht dann in jene Welt ein, in der ihre Vorfahren weiterleben, von dort her aber mit den lebenden Gliedern der Familie in guter Gemeinschaft bleiben, ihnen in Not, Krankheit und Gefahr beistehen.

Aber wann weiß der Mensch, wann und welches Todes er sterben wird? Die Ungewißheit bleibt. Das Sterben eines Heiden ist deshalb so bitter und hart, weil sein Herz unter der Gebundenheit leidet, die ihn ängstigt und quält, die ihn nicht zum Frieden kommen läßt! Bezeichnend ist dann der Wehruf und die Klage bei der Einäscherung oder am Grabe: „Ach, wo bist du hingegangen, ach, wir wissen es nicht!“ Die Hoffnung, daß es einmal mit dem Reich der Finsternis ein Ende haben, ihre Macht gebrochen sein wird, daß für den Menschen einst ein Leben vollkommener Ruhe und Seligkeit anbricht, diese Hoffnung kennt der Heide nicht. Was Wunder, wenn die Verkündigung derselben wie ein Sonnenstrahl in seinen Gedankenkreis dringt! Wer könnte es ihm nicht nachempfinden, wie heiß seine Seele nach Befreiung von dem Bann der Geister und der Todesfurcht verlangt.

Wo die Kraft des Auferstandenen den Tod im Leben des Menschen besiegt hat, da ist auch für den Sterbenden der Tod kein Tod mehr. Wenn es eines Beweises bedürfte, daß

Christus lebt und regiert, so das Sterben eines Christusgläubigen. Gerade für den, der in Angst und Furcht vor Tod und Teufel hat erzittern müssen, der haltlos in Hoffnungslosigkeit versunken war, ist Christus der Lebensfürst geworden, von dem er sich so heftig angezogen fühlt, daß ihm nach dem irdischen Lauf voller Kampf und Anfechtung das Sterben Gewinn, Befreiung und Erlösung bedeutet.

Unseren Christen in Indien spürt man es oft ab, wie sehr sie sich mit der jenseitigen Welt, mit dem Leben in himmlischer Freude und Seligkeit beschäftigen. Das geht aus ihren Gesprächen hervor, die sie nächstlich rund um das Lagerfeuer pflegen, das ist das Anliegen ihrer Gebete, die sie nach orientalischer Sitte auf den Knien liegend mit dem Antlitz zur Erde gewendet verrichten. In die Gewißheit: „Jesus, er mein Heiland lebt, ich werd auch das Leben schauen“, klingen ihre Lieder aus.

Auch in den Namen, die sie sich für ihre Taufe wählen, bekennen sie ihren Auferstehungsglauben: Jivan = Leben (ich bin zum Leben erweckt), Mrityusjay = Sieg über den Tod, Christ-Hardgan = Christus hat mich aus den Krallen des Todes errettet, deshalb gehöre ich ihm, u. a.

Nun verliert der Tod seine Sinnlosigkeit. Der Heidendrill weiß, daß er als Sünder den Tod verdient hat. Der Tod ist der Sünde Sold! Aber Christus hat dem Tode die Macht genommen . . .

Wenn ich manchmal den im Busch lebenden Kolschristen auf die vielerlei Gefahren hinwies, die ihn Tag und Nacht umgeben, so konnte ich wohl zur Antwort erhalten: „Wenn der Herr bei mir ist, brauche ich mich nicht zu fürchten, und selbst dann, wenn mir etwas zustoßen sollte, so gehe ich ja zu ihm, bei dem es viel schöner ist als auf Erden.“

Das ist getrostete Gewißheit, daß Jesus uns durch das dunkle Tor des Todes in sein Reich führt, wo kein Leid noch Geschrei ist, sondern wo Gott alle Tränen abwischen wird.

Am Ostermorgen feiert die Gemeinde auf den Friedhöfen den Auferstehungstag Christi. Die Gräber sind mit Blumen geschmückt und weiß getüncht. Es wird der Entschlafenen gedacht, aber mehr des Auferstandenen, der als Haupt uns, seine Glieder, nach sich zieht. Nun singt man Lieder der Freude und des Dankes, und wenn die Sonne feuerrot im Osten aufgeht, dann grüßen sich die braunen Christen mit dem Gruß: „Christ ist erstanden. Er ist wahrhaftig auferstanden!“

S c h i e b e.

Wo steht Indien heute und wohin führt sein Weg?

Welches sind die Absichten und Pläne der englischen Politik in und in bezug auf Indien? Welches sind andererseits die Erfolgsaussichten der indischen Freiheitsbewegung, und ist Indien reis für die Freiheit, die es erstrebt?

Von diesen Fragen ist die zweite am leichtesten zu beantworten. Die Verfassung von 1935 zeigte mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit, wie wenig England daran denkt, Indien aufzugeben oder auch nur es zu einem wirklich gleichberechtigten Mitglied des Empires zu machen. Das Ziel der englischen Politik ist, die Herrschaft über Indien Schritt für Schritt, aber möglichst langsam, d. h. mit möglichst großem Zeitgewinn, in jene moderne und diskretere Form überzuführen, die wir im Vorderen Orient kennengelernt haben. Und ein Blick etwa auf das heutige Ägypten genügt, um zu zeigen, wie viele Schritte in dieser Richtung noch getan werden, wie viele Jahrzehnte bei dem bisherigen Tempo noch vergehen könnten, ehe Indien etwa den ägyptischen Zustand erreichte, in dem von einer wirklichen Lockerung der englischen Herrschaft immer noch keine Rede ist. Das offizielle Ziel der indischen Entwicklung ist aber nicht einmal die in Ägypten bestehende nominelle Unabhängigkeit, sondern der berühmte Dominion Status, der Indien ja dem Sinne nach 1917, ausdrücklich 1929 in feierlicher Weise versprochen wurde. Ganz abgesehen von der inneren Unwahrhaftigkeit eines Versprechens, das man von vornherein nicht, oder, was für Indien praktisch dasselbe ist, erst in einer nebelhaft fernen Zukunft zu halten gedankt, ist aber ein wirklicher Dominion Status für Indien tatsächlich kaum denkbar. Die



Kreuzigungsbild am Türeingang der Kirche
in Tirupattur, Südindien.

Foto: Dr. Freitag, Sambura

Stellung der Dominien beruht auf einer wesentlichen rassistisch-kulturellen Gleichheit oder mindestens Ähnlichkeit mit dem Mutterland, der im Falle Indiens die rassistische Verschiedenheit gegenübersteht. Es bleibt also für England wirklich nur die Wahl zwischen einer völligen Aufgabe oder der Aufrechterhaltung einer wirksamen englischen Herrschaft in irgendeiner Form. Welche dieser Möglichkeiten für England allein in Frage kommt, braucht nach alledem, was wir über die politische wie strategische und militärische wie besonders wirtschaftliche Bedeutung Indiens als Herz und Kernstück des britischen Weltreiches wissen, nicht weiter dargelegt zu werden. Auch fernerhin wird also England, so viel an ihm liegt, in Indien jene Politik des hinhaltenden Widerstandes zu verfolgen versuchen, die die Radikalen, soweit nötig, mit eiserner Faust niederzuhalten und die Gemäßigten durch zögernde Zugeständnisse zu gewinnen und hinzuhalten bestrebt ist. Von den drei großen Verfassungsreformen von 1909, 1919 und 1935, in denen diese Zugeständnisse bis jetzt ihren Niederschlag gefunden haben, ist dabei jede mit tönenden Worten als der größte Wendepunkt in Indiens mehrtausendjährigen Geschichte gepriesen worden, aber den Grundsatz, mehr zu scheinen als zu sein, hat vielleicht keine so glänzend verwirklicht wie die von 1935.

Eine Betrachtung der Lage und Zukunftsaussichten der indischen Freiheitsbewegung wird zweckmäßig zunächst noch einmal einen Blick auf die eigenräumliche innere Struktur des Indischen Nationalkongresses werfen, der ja heute in der Tat beanspruchen darf, als die Verkörperung des indischen Nationalismus zu gelten. Seine über ganz Indien sich erstreckende, an Schlagkraft der aller anderen Parteien überlegene Organisation, sein so entschieden erhobener nationaler Totalitätsanspruch, die glänzenden Schaustellungen seiner Macht auf den großen Jahrestagungen — mit ihren Bambushütten-Städten, den Aufmärschen uniformierter männlicher und weiblicher „volunteers“ (Freiwilligen), den prunkvollen Aufzügen, feierlichen Flaggenhissungen usw. — alles das kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß — wie auch Kongressführer selbst klagen — eine eigentliche Parteidisziplin nur in beschränktem Sinne vorhanden ist. Trotz der fast diktatorischen Führerschaft Gandhis kann von einheitlicher weltanschaulicher und politischer Ausrichtung des Kongresses nicht die Rede sein. Tatsächlich finden wir in ihm nebeneinander orthodoxe Hindu, Reformisten Gandhischer Prägung und Sozialrevolutionäre, Nationalisten des reaktionären Typus und Vertreter von kapitalistischen und Großgrundbesitzer-Interessen neben Sozialisten, ja Kommunisten und solchen Radikalen, die ein Zusammengehen von Kommunismus und Faschismus erstreben. Sie alle eint vorläufig der gemeinsame Kampf gegen die englische Herrschaft und im besonderen die überragende, von den allermeisten als unerseßlich empfundene Persönlichkeit Gandhis, dessen Weltanschauung aber, mit ihren asketisch-lebensverneinenden Tendenzen und der fortschrittsfeindlichen Predigt der Rückkehr zur Primitivität, namentlich der Jugend weithin nicht als die geeignete Grundlage für den Neubau eines freien Indiens erscheint. Es ist klar, daß alle diese Gegensätze die Kampf- und Durchschlagskraft der Bewegung nicht verstärken, und daß ihr unausbleiblicher Austrag nach Eringung der Freiheit den dann bevorstehenden Kampf gegen die indischen Sondergruppen nicht erleichtern würde. Daß

dieser Kampf bevorsteht und nicht leicht sein wird, wissen natürlich auch einsichtige indische Nationalisten. Aber abgesehen davon, daß sie selbst einen Bürgerkrieg der Fortdauer der Fremdherrschaft vorziehen würden, vertreten sie den sicher nicht ganz unberechtigten Standpunkt, daß erst nach dem Verschwinden der „dritten Partei“, d. h. der Engländer, die innerindischen Gegensätze ausgeglichen und, wenn nötig, auch ehrlich ausgefochten werden können. Es wäre gewiß falsch, die hinter der Muslim-Liga stehenden Kräfte gering einzuschätzen. Jedoch die ebenfalls keineswegs geringe Zahl guter Mohammedaner, die begeistert in den Reihen des Kongresses kämpfen, beweist, daß eine Ueberbrückung des religiös-kulturellen Gegensatzes im Zeichen der Nation durchaus möglich ist. Die Fürsten aber werden in ihrer jetzigen Stellung, ihren jetzigen Vorrechten wirklich nur von England gehalten und würden nach dem Wegfall dieser Unterstützung nicht daran denken können, dem indischen Nationalismus, der in den beiden letzten Jahrzehnten im ganzen doch erstaunliche Fortschritte gemacht hat, ernstliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Sie würden sich wahrscheinlich beeilen, mit ihm zu einem wenigstens noch einigermaßen erträglichen Abkommen zu gelangen.

Aber die Annahme einer Verreibung der Engländer aus Indien eilt den Dingen ja vorläufig noch weit voraus. Wie sieht es — von dem augenblicklichen Kriegszustand zunächst einmal abgesehen — mit den Aussichten für die Verwirklichung dieser Annahme? Da, wie wir gesehen haben, die Führerstellung Gandhis vorläufig nicht zu erschüttern ist, wahrscheinlich auch nicht zu erschüttern sein wird, solange der nun Einundsiebzigjährige, aber noch völlig Gesunde und Käftige, lebt, bedeutet die Frage nach den Siegesaussichten des Kongresses vor allem die Frage nach den Erfolgsmöglichkeiten des gewaltlosen Kampfes, an dem Gandhi unbeirrbar festhält.

Was hat er bisher damit erreicht? Unzweifelhaft zunächst das eine, das ganz Indien bis in nie zuvor erreichte Tiefen aufgerüttelt, daß es mit neuem Selbstgefühl, Selbstvertrauen und Kampfsgeist erfüllt, daß es vor allem zu Opfern und Leiden für die nationale Sache erzogen wurde. Ganz abgesehen ferner von allen sittlichen Erwägungen, war wohl die von Gandhi entwickelte Form des Kampfes die für Indien zunächst allein mögliche. Denn ein gewaltsamer Aufstandsversuch schien undenkbar und völlig aussichtslos — er würde Indien ohne jeden Nutzen in ein furchtbares Blutbad gestürzt haben. So fand Gandhis Aufruf zu Satyagraha (gewaltlosen Kampf) nicht nur deshalb so großen Widerhall, weil diese Form des Kampfes gerade dem Inder besonders liegt, sondern auch weil er den aussichtsreichsten Weg zu befreiender Tat zeigte. Es ist richtig, daß Gandhis Prinzip der gewaltlosen Erduldens, daß seine über-saure Kampfweise — die es z. B. grundsätzlich ablehnt, eine aus anderen Gründen entstandene Verlegenheit oder Notlage des Gegners auszunutzen — ihn für England zu einem in mancher Hinsicht angenehmeren und bequemerem Gegenspieler macht, als es ein zielbewußter, rücksichtslos operierender Radikaler sein könnte. Aber von höherer Warte betrachtet, dürfte es für den indischen Nationalismus kaum ein Schade gewesen sein, wenn durch Gandhi das Tempo der Bewegung gemäßig



Die Auferweckung des Jünglings zu Nain.
(Indische Miniatur, 17. Jahrhundert.)

Foto: Fepp Schuller, Nacher

wurde und sie so Zeit zur Reife, zur Breiten- und Tiefenentwicklung gewann. — Fragen wir aber statt nach dem mühsam erzielten Gewinn für die Bewegung selbst und für Indien überhaupt nach dem greifbaren, dem Gegner abgerungenen politischen Erfolg, so scheint dieser allerdings recht gering. Wohl haben sich mit Satyagraha (gewaltvoller Kampf), ebenso wie etwas mit einem gut geleiteten und organisierten Streik, in begrenzten, konkreten Einzelfragen und -fällen eindeutige und große Erfolge erzielen lassen. Aber selbst Gandhis berühmtester Sieg, der in Südafrika, ist im Grunde nur ein solcher Einzelfall geblieben. Eine wirkliche und dauernde, grundsätzliche Abstellung des bekämpften Übels hat er nicht erreicht. Die Bewegung von 1920—1922 wurde von Gandhi abgebrochen, noch ehe sie ihren Höhepunkt erreicht hatte. Aber die von 1930—1934 wurde bis zum bitteren Ende durchgeführt und endete mit einem vollständigen und eindeutigen Siege der Regierung. Ja, angesichts der Verfassung von 1935 dürfte es schwer sein, auch nur zu behaupten, daß der Druck der Bewegung auf die gewährten Zugeständnisse wesentlich eingewirkt habe. Und in der Tat können wir zwar den Idealismus nur bewundern, mit dem Gandhi die englischen Herren Indiens durch einen „Wandel der Herzen“ zum Verzicht auf ihre Herrschaft zu bewegen hofft. Aber sein Bemühen, diesen Wandel gerade beim englischen Imperialismus durch friedliche Mittel hervorzubringen, erscheint uns doch als Versuch an einem hierfür untauglichen Objekt. Satyagraha (gewaltloser Kampf) hat Großes für Indien geleistet. Daß die letzte Entscheidung im Kampf um die Freiheit damit gewonnen werden wird, scheint vorläufig zweifelhaft. Je weniger Aussicht aber ein neuer Satyagraha-Feldzug hat, gewaltlos sein Ziel zu erreichen, desto größer ist die Möglichkeit, daß er in eine gewalttätige Bewegung überginge, daß in ihm die herrächtig gewachsenen Kräfte der Radikalen die Oberhand gewännen: für Gandhi, dem, wie er oft erklärt hat, die Wege und Mittel wichtiger sind als das Ziel — ein weiterer Grund, mit dem Zeichen zum Beginn des Kampfes zu zögern.

In normalen Zeiten würde man also auch weiterhin mit einer langsamen und allmählichen Entwicklung in Indien, mit einem noch sehr langen und schweren Weg Indiens bis zu dem hohen Ziel seiner Freiheit zu rechnen gehabt haben. Durch den gegenwärtigen Krieg aber ist die indische Frage in einer sonst nicht denkbaren Weise in Fluß gekommen, und wenn auch der jetzige Zeitpunkt zu Prophezeiungen über das künftige Schicksal Indiens besonders ungeeignet ist, so bedarf es aber keiner Sehergabe, um zu versichern, daß dieser Krieg für Indien von umwälzender Bedeutung sein kann.

Aus dem Buch von Dr. Ludwig Alsdorf „Indien“, erschienen in der Weltpolitischen Bücherei, Deutscher Verlag, Berlin (Preis: gbd. 6.— RM.).

Als Goßnerscher Missionar in Indien und als Pfarrer bei den Deutsch-Evangelischen Gemeinden in Brasilien

Von Ferdinand Graetsch

(Fortsetzung)

Am Spätnachmittag erreichten wir Koronjo, wo wir herzlich von Gemsths begrüßt wurden. Hier fand meine Frau schon Bekannte vor, da sie in Gemsths Begleitung die Reise nach Indien gemacht hatte. Als wir gegen Abend vor dem Hause saßen, hörten wir in der Ferne schreien und singen und sahen eine große Menschenmasse auf das Haus zukommen. Die Leute trugen etwas auf ihren Schultern, das wie ein großer Kasten aussah. Angekommen, stellten sie den Kasten, der aber ein großer, fester Holzkäfig war, auf den Boden und zu unserm Erstaunen sahen wir, daß darin ein großer Tiger saugend hin und her sprang. Meine Frau wurde angesichts dieses wilden Waldbewohners doch ein wenig nachdenklich. Am ersten Tage der Dschungelreise schlägt der Tiger das Pferd, am zweiten bringt man einen zwar gefangenen, aber doch sehr blutdürstigen Tiger, und nun soll es noch weiter in den Urwald hineingehen. Wie wird es dann erst werden? Ich sprach ihr Mut zu, und fröhlichen Herzens setzten wir am andern Morgen bei herrlichem Sonnenschein unsere Reise weiter fort, die uns bis zum Abend nach Kuitoli bringen sollte. Am Nachmittag machten wir in einem Dorfe Rast. Nachdem wir unsern Tee getrunken hatten, baten mich die Männer des Ortes, irgendeine nicht sehr wichtige Angelegenheit mit ihnen zu besprechen. Meine Frau saß davor etwas abseits auf einem großen Felsblock, der am Rande einer tiefen Schlucht lag und noch

ein gut Teil über den Rand der Schlucht hinaustragte. Nach einer kleinen Stunde waren wir mit der Besprechung fertig und setzten unsere Reise fort. Kaum waren wir aus dem Dorfe hinaus, da kam ein Mann nachgelaufen und rief: „Kommen Sie schnell zurück, eben hat der Tiger einen Büffel erschlagen!“ Als wir den Platz erreichten, sahen wir den Büffel unterhalb des Felsens, auf dem meine Frau gefessen hatte, tot liegen. Wie die Leute feststellten, hatte der Tiger unter diesem Felsen gelegen. Als das Vieh aus dem Walde nach Hause kam, griff er eines davon als sein Opfer heraus. Nun kann man fast sagen, daß meine Frau eine ganze Stunde auf einem Tiger gefessen hatte. Sie auf und er unter dem Felsen, der höchstens 3 Meter dick war. Ich will nicht erwähnen, was meine Frau, als ihr die Gefahr, der sie eben entgangen war, richtig zum Bewußtsein kam, sagte. Ich kann aber verstehen, daß die Nerven ein wenig durcheinanderkommen, wenn einem sozusagen in 2 Tagen 3 Tiger über den Weg laufen. Gemeinsam haben wir hier etwas von der gnädigen Bewahrung unseres Gottes gespürt.

Gegen Abend erreichten wir Khutitoli, herzlich begrüßt von Br. Jeschke und seiner Frau, die uns nicht nur freundlich empfingen, sondern auch alles Nötige für unsern Einzug vorbereitet hatten. In dem kleinen Bungalow (Wohnhaus) richteten wir unser erstes gemeinsames Heim ein. Alles war nur einfach und schlicht, aber doch gemütlich. Meine Frau fühlte sich nicht nur in dem Hause, sondern auch in Indien gleich heimisch. Hier feierten wir auch bald nach unserer Ankunft zusammen unser erstes Weihnachtsfest. Die Vorbereitungen zum Fest, wie auch das Fest selbst, liefen bei meiner Frau keine Heimwehstimmung aufkommen. Viele Menschen kamen, die neue Memsahab (europäische Frau) und noch mehr, um „das Fest zu sehen“. Und die Feier zusammen mit der Gemeinde bot soviel Neues und Anregendes, daß sowohl das Auge als auch das Herz alles nur langsam verarbeiten konnten. Als die Festtage vorüber und wir einigermaßen eingerichtet waren, wollte meine Frau nun die Leitung des Hauswesens übernehmen. Dies machte im Anfang allerlei Schwierigkeiten, da sie sich ja noch nicht verständigen konnte. Zum Glück gelang es mir, ein junges Mädchen zu besorgen, das ganz gut deutsch reden konnte. Der Koch, auf den es in einem indischen Haushalt sehr ankommt, war zwar kein Künstler in seinem Fach, aber wenn er sich Mühe gab, was nicht immer der Fall war, waren seine Gerichte ganz genießbar. Einmal aber ging er in seiner Nachlässigkeit zu weit. Da stellte er uns eine Schüssel mit einem eigenartig aussehendes Gericht auf den Tisch. Auf meine Frage, was das eigentlich sei, antwortete er stolz: „Trijih stew!“ Trijih stew vom Huhn war es, aber er hatte das rohe Huhn mitsamt den Knochen durch die Mühle getrieben. Der vielen Knochen splitter wegen war das Essen ungenießbar. Als Entschuldigung sagte er: „Ich bin heute ganz verwirrt. Mir ist in der letzten Nacht meine Frau fortgelaufen.“ Ja, es gibt schon allerlei Schwierigkeiten, die einer Hausfrau das Einleben in Indien nicht leicht machen.

Für meine besondere Arbeit war mir ein Teil der Khutitoli-Gemeinde, das Upar Pat, zugewiesen worden. Bald nach Neujahr reiste ich dorthin, um mein Gebiet kennenzulernen. Der Weg dorthin führte die Berge hinauf, durch den berühmten Murga-Murgi Ghat (Hahn-Huhn Paß), der der vielen Tiger wegen einen üblen Namen hatte. Upar Pat ist ein ausgedehntes Hochplateau, voller gewaltiger, kahler Steinberge. Der Herr dieses Gebietes ist der Bara Lal, der in Palkot seinen Sitz hat. Nominell hat er zwar den Titel eines Königs, aber zu regieren braucht er nicht, da die englische Regierung ihm sein Land genommen hat. Seine Familie aber ist eine der ältesten im Lande und hat, wie mir Dr. Rottrott sagte, das älteste Recht auf den Königstitel von ganz Chota Nagpur. Mehrmals besuchte ich ihn und fand immer freundliche Aufnahme. Einmal bot sich Gelegenheit, ihm einen großen Gefallen zu erweisen und so seine ganze Günst zu gewinnen. Als ich auf einer Reise nach Gumla durch Palkot kam, schickte er mir einen Boten nach mit der Bitte, ihn doch zu besuchen. Wieder wurde ich sehr höflich empfangen, und nachdem wir eine Weile über allerlei Dinge gesprochen hatten, brachte er sein eigentliches Anliegen vor. Seine Frau war schon lange Zeit krank und konnte trotz aller angewandten Mittel nicht gefunden. Von meinen ärztlichen Erfolgen hatte er, wie er sagte, schon viel gehört und bat mich nun, meine Kunst an seiner Frau zu versuchen. Dieses war leider sehr schwierig, da ich seine Frau ja nicht sehen durfte. Er beschrieb nun ihre Krankheitssymptome und wollte, daß ich ihr daraufhin eine Medizin verordnen sollte. Ich lehnte es ab, Medizin zu geben, ohne den Patienten gesehen zu haben. Schließlich fanden wir doch einen Weg. In einem kleinen Zimmer wurde ein großes Tuch von Wand zu Wand gespannt. In Kopfhöhe wurde in das Tuch ein kleines Loch geschnitten. Ich stand vor und die Kranke hinter dem Vorhang. Durch das Loch steckte sie die Hand durch, damit ich den Puls fühlen konnte. Nachdem sie mir noch durch das Loch die Zunge gezeigt hatte, setzten wir uns hin, und ich fragte sie selber aus. Von Anfang an erkannte ich, daß es weiter nichts als eine alte, verschleppie Malaria war, der mit den einfachen Mitteln, die sie genommen hatte, nicht beizukommen war. Von Gumla brachte ich die nötigen

Mittel mir und schärfte dem Könige ein, gewissenhaft darauf zu achten, daß ihr alles pünktlich und in den vorgeschriebenen Dosen gegeben werde. Weiter ordnete ich an, täglich zweimal die Temperatur zu messen und mir sofort Nachricht zu geben, wenn das Fieber zu hoch stieg. Zwei Boten berichteten, daß alles normal verlief. Nach 3 Wochen schrieb der König, daß seine Frau nun völlig gesund sei. Durch diese Kur gewann ich seine Freundschaft, die mir persönlich, mehr aber noch im Interesse meiner Gemeinden, sehr wertvoll war. (Fortsetzung folgt.)

Eine letzte Erinnerung an die Tabitha-Schule in Gumla

Frau Missionar Schulze, die im Sommer des Jahres 1939 mit ihrem Mann zu einem Heimaturlaub nach Deutschland zurückkehrte, besuchte kurz vor ihrer Abreise die von den Missionschwwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt in Gumla gegründete Gemeindegemeinschaftsschule (Tabithaschule) und schildert ihren Besuch wie folgt:

Kurz bevor ich mit meinem Mann im Juli des vorvorigen Jahres Indien verließ, um nach Deutschland zu reisen, hatte ich die große Freude, einen Blick in das Heim und die Arbeit der beiden Gumla-Schwwestern tun zu können.

Die beiden Schwestern waren reichlich mit dem Unterricht in der Tabithaschule beschäftigt. Ueber die Einrichtung dieser Schule und den Tageslauf hat gewiß Schwester Anni schon selbst berichtet. Am Nachmittag gaben uns die Schülerinnen Proben von dem, was sie im vergangenen Vierteljahr gelernt hatten. Ich war wirklich erstaunt darüber, wie gut sie die Fragen über Altes und Neues Testament beantworteten. Bald war es Schwester Anni, bald Schwester Hedwig, die diese Fragen stellte, je nachdem sie den Unterricht in den verschiedenen Fächern gaben. Besonders fein waren die Chöre, die Schwester Anni mit den Mädchen eingeübt hatte. Eine der Töchter, wie sie ja von den Schwestern genannt werden, schlug sogar die Trommel, andere wieder kleine Messingschellen, und die übrigen klatschten mit den Händen den Takt dazu. Es war wirklich eine Freude, zu sehen und zu hören, wie gut alles klappte. Das will etwas heißen, denn sie brachten nicht nur ihre eigenen Lieder, „Bhajans“ genannt, zu Gehör, sondern auch europäische Gesänge. Es ist für gewöhnlich schwierig für sie, unsere Melodien zu lernen. Sie haben einfach kein Gehör dafür. Aber diese Mädchen sangen rein, und es war eine Freude, ihnen zuzuhören. Wieviel Mühe und Geduld brauchte Schwester Anni dafür!

Schwester Hedwig Schmidt hatte die Mädchen im Handfertigkeitsunterricht allerlei reizende Dinge gelehrt. Ganz besonders hübsch waren Krippenfiguren in Laubsägearbeit, die Weihnachten in der Kirche ein Schmuck des Altars werden sollten. In den Handarbeitsstunden waren nützliche Sachen, wie Blusen und Kleiderchen, entstanden. Der Kürze der Zeit halber konnten wir natürlich nicht alles sehen, aber schon das, was man uns gezeigt und vorgeführt hatte, war ein Beweis für den Eifer, mit dem man im vergangenen Vierteljahr gearbeitet hatte. Wir hatten unbedingt den Eindruck, daß die beiden Schwestern mit großem Fleiß und viel Liebe in ihrer Arbeit standen, und daß Gott sichtbar seinen Segen dazu gab. Wie mag es jetzt in Indien aussehen? Gott hatte ja unsere Missionsgeschwister bisher so wunderbar geleitet. Ihm wollen wir sie weiter in treuer Fürbitte befehlen.

Letzte Nachricht aus Indien

Der letzte Brief, den wir von Präses Lic. Stofch aus Ranchi erhielten, stammt vom 23. Oktober des vorigen Jahres. Danach ist die Lage auf unserem indischen Missionsfeld unverändert. Alle Missionare, Missionarsfrauen und Missionschwwestern sind interniert außer: Präses Stofch, Frau Missionar Jellinghaus, Frau Missionar Klimkeit und den Missionschwwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt. Die Lage hat sich nur insofern verschärft, als auch Frau Missionar Jellinghaus am Zoologischen Seminar nicht mehr unterrichten darf. Für Ende Januar d. J. war die Generalsynode der Kirche geplant. Im Anschluß daran beabsichtigte Präses Stofch, eine Reise durch das Missionsfeld durchzuführen. Gesundheitlich und finanziell haben unsere Missionsgeschwister keinen Grund zur Klage. Gott, der Herr, halte Seine schützende und segnende Hand über unsere Missionsgeschwister und über die ganze Kirche in Chota Nagpur. L.

Für den Inhalt verantwortlich: Missionsinspektor Lohkes, Berlin-Friedenau.
Verlag der Gossnerischen Mission, Berlin-Friedenau, Postfach: Berlin 7950.
Druck: Heinrich Beenten, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin G 2

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Monatsblatt der Gossnerschen Missionsgesellschaft



findet die Biene auf ihrem fluge obel/bringt sie Ergiebigez von ihrem weiten feldze zurück/und kann sie Köstlichez darau bereiften/fo bringt sie es u fordert zum Danke auf u zum Preise des Herrn/der es gegeben/dem der Weinberg u. allez/ma darinnen ist/gehört

findet sie menig oder Nichts/findezt sie es mager und komme leer zurüdz/fo kann sie auch nichtz geben/als etwaz zum eifrigen inbrünstigen Gebete embedden/daß der Herr das feld mehr bethauet und Pfingltregen darau fallent lasse

Der Herr/daß die Erndte und das ganze Arbeitsfeld/fo wie die Ehre und die Schande ist/wolle die geringe Arbeit der Biene segnen/an ihr selbst u. an Allen/die von ihrer Arbeit etwaz genießen werden. Amen/Joh. Gossner

108. Jahrg.

Berlin-Friedenau, Mai 1941

Nummer 5

Freudenzeit

„Ich will mich freuen des Herrn und fröhlich sein in Gott, meinem Heil.“
(Hab. 3, 18.)
Monatspruch der Kirche.

Es ist nur zu verständlich, wenn unser Volk in dieser Zeit von stolzer Freude erfüllt ist — trotz der Opfer, die der Krieg von uns fordert, und trotz des Verlustes an wertvollem Menschenleben, den wir zu beklagen haben. Eine Siegesbotschaft folgt auf die andere. Und Siegesbotschaften sind Freudenbotschaften.

Für uns Christen ist die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten die Freudenzeit. Wir freuen uns des Sieges, den Jesus Christus, der auferstandene Herr, über die Macht der Sünde und des Todes davongetragen hat. Noch in der Frühe des Ostermorgens war das Herz seiner Jünger bekümmert. Mit der Kreuzigung und Grablegung ihres Herrn schienen auch alle ihre Hoffnungen zu Grabe getragen zu sein. Verzweifelt wie sie waren, konnten sie in dem furchtbaren Ende seines Lebens nichts anderes als eine einzige große Niederlage erkennen. Da bemächtigte sich ihrer jene Traurigkeit, von der der Herr kurz vor seinem Tode zu ihnen gesprochen hatte: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen; ihr aber werdet traurig sein, doch eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden. Ein Weib, wenn sie gebiert, so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist gekommen; wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist. Und ihr habt auch nun Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen“ (Joh. 16, 20—22).

Der Ostermorgen brach an. Das Grab war leer. Der Herr war auferstanden. Seine Jünger sahen ihn wieder. Da kannte ihre Freude keine Grenzen. Es war Siegesfreude, was ihr Herz erfüllte und sie dazu trieb, die Botschaft von dem auferstandenen Herrn in alle Welt und zu allen Völkern zu tragen. Das Evangelium, die frohe Botschaft, die sie zu verkündigen hatten, war eine Siegesbotschaft, die alle Traurigkeit der Welt in Freude verwandelte.

„Ich will mich freuen des Herrn und fröhlich sein in Gott, meinem Heil.“ So heißt es in unserem Monatspruch. Die frohe Botschaft von dem Heil in Christus will von jedem einzelnen unter uns ganz persönlich angeeignet werden. Sie ist aber zugleich auch die Missionsbotschaft für die ganze Welt. So haben es die ersten Jünger Jesu gehalten, so halten wir es auch. Die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten, die Freudenzeit der Christenheit, ist zugleich die Zeit, in der in den Herzen der Jünger Jesu der Missionsgedanke lebendig wurde. Am Pfingsttage wird er zum ersten Male seine Adlerschwinge entfalten — zum Flug über die Welt.

Freudenzeit — Missionszeit! Gott der Herr segne sie auch an unserer Mission!

Lofies.

Als Gossnerscher Missionar in Indien und als Pfarrer bei den Deutsch-Evangelischen Gemeinden in Brasilien

Von Ferdinand Graetich

(Fortsetzung)

Chota Nagpur, das Land der Kols, muß man als das Land der Bhuts, der Teufel und bösen Geister bezeichnen. Ein Schriftsteller, der viel über Indien geschrieben hat, der die Seele des indischen Volkes gut kennt, läßt einen Kolsmissionar, aber nicht einen deutschen, der auf seiner einsam im Dschungel gelegenen Station zusammengebrochen war, sagen: „Dort gibt es keinen Gott, aber mit den Teufeln bin ich gewandert!“ Ueberall im Lande, an der Straße und in den finstern Bergschluchten findet man die Kultstätten, wo öffentlich und im geheimen den Bhuts geopfert wird. Es gibt Stätten, so voll finsterner Geheimnisse, daß kein Mensch sie zu betreten wagt. Auch der, der die Existenz des Teufels leugnet, müßte dort bald zu der Einsicht kommen, daß es doch eine geheime, böse Macht gibt, mit welchem Namen ich sie auch benenne. Die Furcht vor den bösen Geistern hat seit Jahrhunderten die Seele der Kols in ihren Bann geschlagen, und sie ist auch das größte Hindernis, den Dienst der Bhuts aufzugeben und Christum als Herrn anzunehmen. Auch bei Christen, selbst bei getauften, bricht diese Furcht gelegentlich immer wieder durch. Besonders geschieht es, wenn irgend eine Not die Familie, das Vieh oder das Feld betroffen hat. Hält die Not lange an, und ist sie durch die erlaubten Mittel nicht zu beheben, dann kommt aus der tiefsten Tiefe der Seele der Gedanke hoch, ob nicht doch ein Bhut die Not verurteilt hat, weil er hungrig ist und ein Opfer erpressen will? Kommt noch ein heidnischer Nachbar, der von der großen Macht der bösen Geister aus eigener Erfahrung berichtet und auf das Opfer als einziges Mittel zur Rettung aus der Not hinweist, dann muß man schon einen festen Charakter und einen starken Glauben an Christus haben, um dieser Versuchung zu widerstehen. Und wie viele haben diesen Glauben nicht. Jeder Missionar kann von solchen trüben Erfahrungen berichten, wo selbst solche zu Fall kamen, von denen man es nicht erwartet hätte.

In Uyar Pat habe auch ich mancherlei erlebt. Ein Erlebnis, das mich in tiefster Seele erschüttert hat, will ich kurz schildern. Da kommt eines Tages ein Mann zu mir und berichtet, daß die Leute seines Dorfes ihn beschuldigen, ein Zauberer, also ein Teufelspriester zu sein, und mit der Vertreibung aus dem Dorfe drohen. Solche Sachen sind immer gefährlich, und ich ritt sofort hin. Gegen Abend erreichte ich das Dorf, und nach der Abendandacht hielt ich die Männer zurück, um mit ihnen die Angelegenheit zu besprechen. Nachdem ich den Grund meines Kommens erklärt hatte, sagte der Gemeindevorsteher, daß an alledem, das der Mann mir erzählt habe, kein wahres Wort sei. Niemand habe ihn der Zauberei beschuldigt, oder mit Vertreibung bedroht. Er mußte aber zugeben, daß doch etwas passiert war. Da kam eines Tages um die Mittagszeit ein Bauer vom Felde und traf am Dorfrande einen Mann, der sein Essen kochte. Nach dem Woher und Wohin befragt, gab er zur Antwort, daß er von weither komme, ein Zauberer sei und in ein Dorf gehe, in dem sehr viele Menschen sterben. Die Ursache oder den Urheber dieses Sterbens

zu ermitteln, habe man ihn gerufen. Daraufhin meinte der Fragesteller, daß in seinem Dorfe ebenfalls sehr viele Menschen sterben, so daß schon viele erklärt hätten, fortziehen zu wollen. „Wenn du wirklich solch ein großer Zauberer bist, dann könntest du auch versuchen, in unserm Dorfe den Schuldigen festzustellen.“ Gegen eine kleine Entschädigung versprach der Mann es zu tun. Um den Täter herauszufinden, sollten sich alle Männer vor dem Dorfe versammeln und jeder eine Basschuppe und etwas Reis mitbringen. Der Mann rief die Leute zusammen und machte den Vorschlag, den Zauberer im Dorfe arbeiten zu lassen, da es ja nur zum Nutzen aller Dorfbewohner sein könne. Viele waren dagegen, weil es ihnen als Christen verboten sei, sich mit solchen Zaubereien abzugeben. Andere waren der Ansicht, daß es doch keine Sünde sein könne, da sie ja nicht selber zaubern, sondern einen andern zaubern ließen. Nach langer Debatte einigte man sich, den Mann einen Versuch machen zu lassen. Auch die ernstern Männer erklärten sich bereit, zu kommen, aus Angst, daß der Verdacht auf sie fallen würde. Der Zauberer ließ sie im Halbkreise niedersitzen und mit der Schippe den Reis fortwährend in die Höhe werfen und wieder auffangen. Er ging von einem zum andern, beobachtete wie sie den Reis warfen und bezeichnete dann einen als denjenigen, der das Dorf behert und so die große Sterblichkeit herbeigeführt habe. Der warf die Schippe fort und kam zu mir, Hilfe erbittend. Nachdem der Älteste soweit erzählt hatte, meinte er, daß alle die Angelegenheit mehr als Spaß angesehen hätten. Nun etwa wirklich zu glauben, daß der Beschuldigte ein Hegenmeister sei, oder ihn gar zu bedrohen, sei niemandem eingefallen. „Sein böses Gewissen ließ ihn hinweglaufen und von Ihnen Hilfe erbetteln“, fügte er noch hinzu. Dieses letzte Wort ließ mich aufhören. Da nur ein Schuldiger ein böses Gewissen hat, hielt man ihn doch für schuldig. Es gab noch eine lange Beratung bis tief in die Nacht hinein, aber dann war die Sache beigelegt. Als Beweis ihres guten Willens, sich nie wieder mit Zaubereien einzulassen, beschloß man, eine Seite des Kapellendaches, das schadhaft war, umzudecken. Monate vergingen. An einem Abend erschien derselbe Mann wieder und erbat mein sofortiges Mitkommen, um ihn, seine Familie und sein Eigentum vor der Wut der Dorfbewohner zu schützen, die ihn nicht nur vertreiben, sondern sogar erschlagen wollten. Jetzt wurde mir klar, daß die Angelegenheit doch eine tiefere Bedeutung hatte, als ich zuerst annahm. Im Dorfe angekommen, ließ ich die Leute zusammenrufen, um den Fall nun gründlich zu klären. Wieder nahm der Älteste das Wort und berichtete, daß sich ein ähnlicher Fall wie das erstemal zugetragen habe. Wieder kam ein Zauberer durch das Dorf, und sie beschloßen, auch ihn zu betragen, nur um festzustellen, ob er das Urteil des früheren bestätigen werde. Er versuchte, die Angelegenheit als ganz harmlos hinzustellen, aber damit war ich nicht zufrieden. Ich zeigte ihnen, daß sie eine Sünde gegen das zweite Gebot begangen und auch ihr Versprechen des letzten Males gebrochen hätten. Falls sie ihre Tat nicht ernstlich bereuen und Buße tun wollten, drohte ich mit dem Kirchenbann. In der darauffolgenden Besprechung versuchten die Leute immer wieder, die Harmlosigkeit der Sache zu betonen, während ich auf den furchtbaren Ernst ihrer Tat hinwies. Wer sich mit den bösen Mächten einläßt, gerät in ihren Bann. Als sie halsstarrig blieben, drohte ich, alle Männer, die an der Zauberei beteiligt waren, mit dem Kirchenbann zu belegen. Darauf antwortete man mir, daß sie sich immer bemüht hätten, als Christen zu wandeln, auch fleißig gelernt hätten und zur Kirche gegangen seien, während der Angeklagte immer ein fauler Christ gewesen sei. Daß daran viel Wahres war, hatte ich schon vorher festgestellt. Ich hatte inzwischen die Ueberzeugung gewonnen, daß alle in ihrem Herzen den Angeklagten wirklich für einen Zauberer hielten. Da ich auf die Beschuldigung der beiden Zauberer nichts geben konnte, verlangte ich von ihnen Beweise für die Schuld des Angeklagten. Alle blieben stumm. Da wir zu keinem rechten Resultat kamen, vertagte ich die Versammlung auf den nächsten Tag. Auch diese brachte keine Klärung. Der Angeklagte bestritt alles, und Zeugen traten nicht auf. Den Kirchenbann konnte ich nicht in Kraft treten lassen, ehe die Verhandlung volle Klarheit gebracht hatte. Auch ich hatte die innere Ueberzeugung, daß bei dem Angeklagten nicht alles so war, wie es sein sollte. In später Nachtstunde saß ich so ganz verzagt im Zelte, weil ich keinen Weg sah, der zu einer Klärung führen konnte. Da hustete jemand leise vor dem Zelte, zum Zeichen, daß er Einlaß begehrte. Noch ehe ich den



Foto: Dr. Freitag, Hamburg

Kirche in Tiruppatur, Südindien (im indischen Stil)

„Ja, das ist wahr!“ Nachdem alles aufgezählt war, fragte ich den Angeklagten, was er dazu zu sagen habe. „Alles, was man Ihnen zugetragen hat“, erwiderte er, „ist alles Lüge. Die Leute sind neidisch, möchten mich gerne aus dem Dorfe haben, um mein Hab und Gut unter sich teilen zu können.“ Auf diese Anklage erfolgte keine Antwort. Meine Ermunterung, offen und ohne Furcht alles zu sagen, hatte keinen Erfolg. Und der Mann saß da mit einem wenig schönen Lächeln auf seinem Gesicht. Wieder schien es so, als ob wir in eine Sackgasse geraten seien. Da kam mir ein guter Gedanke, den ich sofort der Versammlung unterbreitete. Wenn der Mann wirklich solche finsternen Dinge getan hat, dann muß er einen Bhut im Hause haben, mit dessen Hilfe er das alles verrichtet. Das leuchtete den Leuten ohne weiteres ein, und wir beschloßen, in seinem Hause danach zu suchen. Alle blieben eine längere Zeit in der Kapelle zurück, damit keine Kunde von dem Beschluß vorzeitig das betreffende Haus erreichen konnte, während ich und ein halbes Duzend Männer uns auf den Weg machten, um die Hausdurchsuchung durchzuführen. Nachdem das Haus umstellt war, um jeder List vorzubeugen, begannen wir mit dem Suchen. Jeder Winkel und jeder Behälter wurde genau durchforscht, aber nichts wurde gefunden. Beim Hinausgehen bemerkte ein Mann hinter der Tür eine große Strohfugel, die mit Reis gefüllt war, ein Ding, das in jedem Hause zu finden ist. Niemand hatte auf diese Kugel geachtet,

Zeltflügel hochheben konnte, schlüpfte ein Mann hinein. Er erzählte mir, daß er die Nachtstunde zu seinem Besuch gewählt habe, um sicher zu sein, von niemandem gesehen zu werden. Weiter berichtete er, daß alle im Dorfe den Angeklagten für einen Zauberer hielten, aber niemand wagte es, etwas gegen ihn auszusagen, da dem der Tod gewiß sei. Er erzählte noch verschiedene Einzelheiten, finstere Dinge, die der Mann getan haben sollte. Ich war froh, daß ich nun etwas hatte, um daraufhin die Untersuchung fortführen zu können. Dem Manne mußte ich versprechen, seinen Namen nicht zu nennen. Noch nicht lange war er fort, da kam noch ein zweiter, der dieselben Dinge, aber auch noch andere Einzelheiten berichtete. Am andern Morgen in der Frühe ließ ich die Glocke läuten. Nach der Andacht wurde die Verhandlung fortgesetzt. Ich stellte zuerst fest, daß bisher niemand etwas gegen den Mann ausgesagt habe. Dann erzählte ich, was ich von dem Manne wußte und fragte nach jeder Einzelheit: „Ist das wahr?“ Alle riefen wie aus einem Munde:

aber ein Mann sagte, daß er auch das Ding fortrollen werde, damit niemand sagen könne, wir hätten nicht gründliche Arbeit getan. Als er die Kugel fortgeschoben hatte, sprang er mit einem Schreckensruf zur Tür hinaus. Dort im Winkel lag der Bhut. Ein länglicher, armdicker Stein, mit mehreren eisernen Bändern und Haken daran. An diesen hingen einige Knochen, Münzen, getrocknete Schlangenköpfe und vieles andere. Solch einen Bhut hatte ich noch nie gesehen und hätte ihn deshalb gerne als Kuriosität behalten, aber ich sah ein, daß es nicht ratsam war. Vor dem Hause hatte sich eine große Menge versammelt. Als ich hinauskam, mit dem Bhut in der Hand, wichen alle scheu zurück. Die Kinder wurden beordert, einen Scheiterhaufen zu errichten, auf dem der Teufel verbrannt wurde. Wieder gingen wir zur Kapelle, und nun bekannte der Mann alles. Nun war er ja überführt. Geldhunger hatte ihn dazu getrieben, seine Seele dem Teufel zu verschreiben. Was er alles beichtete, wage ich nicht zu beschreiben, so entsetzlich waren seine Verichte. Nun wurde er feierlich aus der Gemeinde getan. Am andern Morgen war er mitsamt seiner Familie verschwunden, und niemand hat etwas von ihm gehört.

Aufs tiefste ergriffen hatte ich die Beichte des Mannes angehört. Zum ersten Male wurde mir klar, wie tief die Furcht vor den Bhuts in der Seele des Kolsvolkes verankert ist. Weiter wurde mir bewußt, welch eine unheimliche Macht doch hinter diesem Teufelsglauben steht. Von da ab habe ich erst so recht verstanden, wie fröhlich unsere Christen sein müssen, daß sie einen Herrn und Erlöser haben, der sie von dieser Macht und dieser Furcht erlöst hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die älteste Kirche Indiens,
die Thomaskirche bei
Madras (Südindien).

Nach der Legende war
der Apostel Thomas der
erste christliche Missionar
in Indien.



Foto: Dr. Prehnan, Samburu

Die verhängnisvolle Rolle der Hindu-Religion im völkischen und wirtschaftlichen Leben Indiens

Neben einem unleugbaren Versagen der englischen Verwaltung, die diesen Dingen viel zu spät und nicht mit genügender Energie ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat, spielt im völkischen und wirtschaftlichen Leben Indiens die indische Religion eine verhängnisvolle Rolle.

Ein amerikanischer Landwirtschaftsfachmann, der sein Leben als Missionar der Hebung der indischen Landwirtschaft durch Einführung moderner wissenschaftlicher Methoden gewidmet hat, gibt das folgende Urteil ab: „Der Gründe für Indiens Armut sind viele, aber die hauptsächlichsten davon sind solche, die nur die Inder selbst beseitigen können, denn sie hängen zusammen mit der Religion der Hindus. Ich glaube, daß die Gründe für Indiens Armut sind: 1. die Kaste; 2. zu viel Rindvieh, das ein wirtschaftlicher Verlust für das Land ist; 3. die große Armee arbeitsfähiger Männer — über fünf Millionen —, die „nicht arbeiten, auch spinnen sie nicht“, die religiösen Bettler oder Fakire. Aber der größte von ihnen ist die Kaste.“

Die Kleinheit der Bauerngüter und das zu gewissen Jahreszeiten Landarbeit ausschließende Klima bewirken, daß der Bauer in der Regel stark unterbeschäftigt ist und ein gutes Drittel seiner Zeit in erzwungenem Müßiggang verbringt. Die meisten ländlichen Nebenerwerbszweige, zu denen ein europäischer Bauer greifen würde, werden aber von eigenen Kasten betrieben und sind ihm daher verwehrt. Hier liegt die große, auch von Engländern anerkannte Bedeutung des von Gandhi so unermüdlisch gepredigten Handspinnens. Es ist keineswegs nur ein Sichauslehnen gegen die Maschine, es dient nicht nur — obgleich sehr wesentlich — dem Kampf gegen das eingeführte englische Tuch, sondern sein Hauptzweck ist, dem Bauern in seiner erzwungenen Muße eine Tätigkeit zu geben, die wenn auch noch so geringe zusätzliche Werte schafft. Der produktionshemmende Einfluß der Kaste zeigt sich aber keineswegs nur beim Bauern. Der Amerikaner, der in diesem Einfluß den Hauptgrund für Indiens Armut erblickt, zitiert das Beispiel seines durch seinen Beruf nur zwei Stunden täglich beschäftigten Fegers, dem er auf seine Klage über zu geringen Verdienst zusätzliche Arbeit in seinem Garten anwies: worauf der Gärtner, der einen Gehilfen selbst erbeten hatte, sofort kündigte, weil die Zusammenarbeit mit dem niedrigkastigen Feger ihn selbst sozialer Achtung ausgesetzt hätte. Der Feger sah sich also den dringend benötigten Nebenverdienst durch die Kaste versperrt. Daß diese für unmenbares auch materielles Elend der 60 Millionen Unberühbaren direkt verantwortlich ist, wird ohne nähere Begründung einleuchten, wie denn auch Gandhi selbst anerkannt hat, daß alle Anklagen gegen englischen Rassenhochmut, englische Unterdrückung und Ausbeutung Indiens in nahezu gleicher Schärfe gegen die hinduistische Behandlung der Unberühbaren erhoben werden müßten.

Einer der Grundpfeiler des Hinduismus ist die Heiligkeit des Kindes, des fast einzigen und unersehbaren Arbeitshelfers und Transportmittels des indischen Bauern. Seine Heiligkeit macht seine Tötung zur schlimmsten Todsünde und schließt den Genuß seines Fleisches aus. Abgesehen von dem, was Mohammedaner schlachten und verzehren, stirbt daher das indische Kind an Krankheit oder Altersschwäche — nicht selten in einem aus frommen Stiftungen erbauten und unterhaltenen Tierhospital. Schon hierin liegt für unsere Begriffe eine kaum glaubliche Verschwendung, ein kaum berechenbarer Verlust für die indische Volkswirtschaft. Noch schlimmer aber ist, daß Indien durch unregelmäßige Vermehrung und Erhaltung des Unbrauchbaren über wohl zehnmal soviel Rindvieh und Büffel verfügt, als es mit Nutzen ernähren könnte. Der mehrfach zitierte amerikanische Fachmann berechnet den jährlichen Verlust Indiens durch Rindvieh, das mehr frisst, als es einbringt, auf 2¼ Milliarden Dollar = 9,55 Milliarden Mark; eine englische Berechnung kommt auf „nur“ 1760 Millionen Rupien = 2,69 Milliarden Mark und bemerkt, daß diese Summe gleich dem vierfachen Ertrag der gesamten Grundsteuer sei.

Ist die Tötung eines Kindes die schrecklichste Sünde, so ist es andererseits eine der verdienstlichsten Handlungen, dem Tempel ein Stierkalb zu schenken. Die frei umherlaufenden

Tempelstiere sind vielfach die einzigen Zuchtbullen. Nicht nur pflanzen sie sich ohne Kontrolle fort; der Schenker wählt meist unter seinen Kälbern das, mit dem er am wenigsten verliert — das schwächste oder mit einem Fehler behaftete —, mit verheerendem Erfolg für die Zucht. So ist es nicht zu verwundern, daß die Milchleistung des indischen Kindes — für das Futterpflanzen fast überhaupt nicht gebaut werden — einen Bruchteil von der des europäischen beträgt. Die ganz allgemeine Verunreinigung der Milch mit — was die größte Gefahr bedeutet — zumeist unreinem Wasser spielt bei der ungeheuren Kindersterblichkeit namentlich der Städte keine geringe Rolle. Andererseits besteht der Inder aus rituellen Gründen auf Verwendung von Butterschmalz („Ghee“) als fast einzigem Speisefett und läßt das billigere Kokos- und Erdnußfett ins Ausland gehen.

Die hinduistische Heilighaltung alles Lebens beeinträchtigt die Schädlingsbekämpfung. Der ebenso heiligen wie niederträchtigen Affen darf sich der Bauer nicht erwehren, und englische Volkswirtschaftler halten Indien vor, daß allein seine Ratten ihm mit 600 Millionen Rupien (über 900 Millionen Mark) mehr kosten als das verhasste Militärbudget. Besonders schlimm steht es mit der Düngung. Knochenmehl ist wieder aus religiösen Gründen unwendbar, Kunstdünger noch fast unbekannt. Der Kindermist aber wird in den dicht angebauten, fast waldlosen Ebenen Indiens mit Häcksel durchknetet als Brennstoff verwandt. Wer je durch einen indischen Basar, eine indische Dorfstraße gegangen ist, dem ist der Anblick der mit der Hand geformten, zum Trocknen an die Mauern geklatschten runden Kladen, ist der eigentümlich reizende Rauch dieses Kuhdunges vertraut. Der wichtigste und beste Dünger wird so dem hungernden Boden vorenthalten. Wissenschaftliche Untersuchungen scheinen zu ergeben, daß ein Jahr für Jahr neu bepflanzter, aber nie gedüngter Boden schließlich in eine Art Gleichgewichtszustand kommt, in dem eine weitere Verarmung des Bodens und Verringerung des Ertrages nicht mehr eintritt, und daß ein Großteil der indischen Böden diesen Zustand seit langem erreicht hat. Zu den niedrigsten Erträgen der indischen Böden tragen aber selbstverständlich die primitiven Bearbeitungsmethoden und Werkzeuge, die schlechten, wie die Regierungs-Versuchsfarm in Pusa (jetzt Delhi) gezeigt hat, geradezu unglaublicher Verbesserungen fähigen Eigenschaften der angebauten Sorten und andere Faktoren mehr das ihre bei.

Was endlich die in der hohen Sterbeziffer, der geringen Lebenserwartung, der erschreckenden Kindersterblichkeit sich kundgebende konstitutionelle Schwäche und geringe Lebenskraft des indischen Volkes angeht, so sind dafür Armut und Unterernährung wohl wesentlich mit, aber keineswegs allein verantwortlich. Auch hier spielt die hinduistische Religion eine betrübliche Rolle. Sie fordert ja in ihrer orthodoxen Form die auch durch das Gesetz von 1929 immer noch ungenügend bekämpfte Kinderehe, d. h. die Verheiratung des Mädchens vor dem in Indien ohnehin sehr frühen Eintritt der Pubertät. Die eugenischen Gefahren, die verheerenden Auswirkungen dieses schlimmsten Krebschadens an der indischen Volksgesundheit auf Konstitution und Gesundheit der Eltern und Nachkommen werden auch von einsichtigen Indern klar erkannt. Eine Nebenwirkung dieses Brauches sind die zahlreichen „Witwen“ von zwölf, zehn, ja fünf Jahren, die für ihr ganzes Leben das Los der von der Wiederheirat ausgeschlossenen Hindu-Witwe tragen müssen. Ebenfalls auch religiös begründet sind die unhygienischen, für Mutter und Kind im höchsten Grade lebensbedrohenden Gewohnheiten bei der Entbindung, und schwere Gesundheitschäden sind die Folge der bei den Oberklassen noch verbreiteten, von den Mohammedanern übernommenen haremsartigen Einsperrung der Frauen, des sogenannten Purda (pers. purda = „Vorhang, Schleier“). Und überhaupt geraten allgemein die für ein heißes Land doppelt strengen Forderungen der modernen (ihrerseits, wie man immerhin nicht vergessen sollte, auch noch sehr jungen) Hygiene immer wieder in Konflikt nicht nur, wie in Europa, mit Unwissenheit, Gleichgültigkeit, Gewohnheit und Trägheit, sondern außerdem noch mit der alles durchdringenden und beherrschenden Religion.

Aus dem Buch von Dr. Ludwig Als dorf „Indien“, erschienen in der Weltpolitischen Bücherei, Deutscher Verlag, Berlin. (Preis: gebunden 6,— RM.)

Vom großen Missionsfelde

Die Batakirche der Rheinischen Mission auf Sumatra geht nach der Internierung der Missionare durch eine Krise. Es war zu erwarten, daß die Strömungen in der großen Batakirche mit ihren über 400 000 Gliedern, die nicht mit der langsamen Führung zur Selbständigkeit durch die Mission zufriedener waren, sich in den Vordergrund schieben würden. So fand kurz nach der Internierung der Missionare im Juli eine außerordentliche Synode statt, zu der mehr Gäste geladen wurden, als ordentliche Mitglieder vorhanden waren. Drei Rheinische Missionare holländischer Staatsangehörigkeit und einige andere holländische Missionare, die von holländischen Missionen zum Dienst in der Batak- und Niaskirche eingeeigert sind, waren zugegen. In einer stürmischen Verhandlung von zwei Tagen proklamierte man die vollständige Selbständigkeit der Batakirche unter der Führung eines eingeborenen Pfarrers. Die Missionare sollen alle Leitungsfunktionen verlieren und nur noch Helfer sein. Die selbständige Kirche wollte auch das Schulwesen, das über eine halbe Million Schüler zählt, in ihre Hand nehmen, aber die Regierung ließ das nicht zu. Zahlreiche Stimmen in der Synode warnten vor Ueberführung, aber sie setzten sich nicht durch. Es muß sich nun zeigen, ob die junge Kirche imstande ist, die Last zu tragen, die sie sich aufgelegt hat. Aber diese Krise kann auch zur Vertiefung führen; denn es ist gewiß, daß die Batakirche geistliche Kräfte hat, die den rechten Weg finden können.

Aus China. Die Krisenlage zwischen Amerika und Japan im Fernen Osten, die von der amerikanischen Regierung u. a. dadurch verschärft werden sollte, daß sie die amerikanischen Missionare aus China zur Heimkehr aufforderte, hat auf die amerikanische Mission nicht so starke Wirkung ausgeübt, wie man erwarten konnte. Der Chinesische Nationale Christenrat meldet, daß nach den ihm zur Verfügung stehenden Zahlen, die den größten Teil der amerikanischen Missionen erfassen, Anfang Februar 1941 noch 75 Prozent der Missionare in der Arbeit standen.

Die Zusammenfassung der japanischen Christenheit zu einer japanischen christlichen Kirche, die gelegentlich der 2600-Jahrfeier des japanischen Reiches beschlossen wurde, wird mit Eifer betrieben. Für die Verfassung dieser Kirche scheint bis jetzt festzustehen, daß das Apostelkum das Mittelstück ihres Bekenntnisses wird und daß vorläufig acht bekennismäßige Untergruppen, Presbyterianer, Methodististen, Kongregationisten, Baptisten, Lutheraner u. a., als Hilfen zur endgültigen Vereinigung in sich geschlossen bleiben. Ueber den Rückzug der Missionare aus Japan hören wir, daß ein Drittel seit vorigem Herbst Japan verlassen haben. Dabei sind aber die Frauen mitgezählt, und in vielen Fällen sind die Männer auf dem Posten geblieben. Von den 400 Missionaren in Korea haben etwa drei Viertel das Feld verlassen.

Letzte Nachrichten aus Indien

In einem Brief vom 8. Oktober 1940 teilt uns Missionar Radtsch aus dem Ehrenwortlager in Purandhar bei Poona mit, daß er sich seit dem 1. September 1940 in diesem Lager befindet. Er bedauert es sehr, daß er seine Missionsarbeit in Assam wieder im Stich lassen mußte, ist aber sehr dankbar für die Arbeit, die er noch im vergangenen Jahr hat tun dürfen. Er konnte die Christen an vielen Orten aufsuchen und zwei Glaubenskonferenzen durchführen, die sehr stark (von etwa 1000 Christen) besucht waren. Gelegentlich einer dieser Konferenzen fand die Einweihung einer neuen Kapelle in Kaibang statt, die von dem Verwalter einer Teeplantage für unsere Christen erbaut worden war. Dank der Opferfreudigkeit unserer Assam-Christen gelang es Missionar Radtsch, bis zu seiner Internierung allen Verpflichtungen nachzukommen, die er seit seiner Rückkehr nach Assam im Jahre 1938 im Interesse der Arbeit übernommen hatte. Bei seiner Abberufung ins Lager wurde der Pastor Silas Horo zum Leiter der Arbeit in Assam und Pastor Hanukh Ninj zu seinem Sekretär gewählt. Die Arbeit nimmt unter der Leitung beider Männer ihren Fortgang. So fand z. B. im Oktober vergangenen Jahres in Tezpur der jährliche Bibelkursus der Assam-Pastoren und der Katechisten statt. — Gesundheitlich geht es Missionar Radtsch gut, und er läßt die Missionsfreunde in der Heimat herzlich grüßen.

Außer diesen Nachrichten erreichte uns ferner ein Brief unseres Missionspräsidenten Lic. Stosch aus Ranchi vom 9. 12. 1940, in dem er mitteilt, daß es den in Ranchi verbliebenen Geschwistern und ihm gesundheitlich gut gehe, obwohl er in Abwesenheit aller Missionare die doppelte Arbeitslast zu tragen habe. Daß Präsident Lic. Stosch trotz aller Sorgen die Freude an der Arbeit und seinen Humor nicht verloren hat, zeigt die kurze Mitteilung, daß in dem Augenblick, in dem er seinen Brief abfertigt, gerade der Kaffee in seinem Garten eingerntet wird, und die freundliche Einladung an uns, die er daran knüpft. Möge Gott, der Herr, allen unsern Missionsgeschwistern den Geist weltüberlegener Freude und weltüberwindenden Glaubens schenken!

Für den Inhalt verantwortlich: Missionsinspektor Loties, Berlin-Friedenau.
Verlag der Gofnerschen Mission, Berlin-Friedenau. Postfach: Berlin 7950.
Druck: Heinrich Beenten, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin C 2

Nur für den kirchlichen
Dienstgebrauch

Gossners Missionsblatt

Berlin, Januar 1958 (Nr. 1)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Gegründet 1834



Indisch-deutsche Arbeitsgemeinschaft im oekumenischen Arbeitslager Berlin-Weißensee 1957 (links: Parakleta Khess aus der Gossner-Kirche in Indien)

ZUM HUNDERTSTEN TODESTAG GOSSNERS AM 30. MÄRZ 1958

Das Jahr 1958 steht im Zeichen unseres Gedenkens an den 100. Todestag des Gründers der Gossner-Mission: Johannes Evangelista Gossner. Wir bereiten aus diesem Anlaß besondere Gedenkfeiern vor: an Gossners Grab (auf dem Bethlehems-Friedhof in Berlin), in den beiden Gossnerhäusern in Berlin und in Mainz-Kastel, in dem von Gossner gegründeten Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus in Berlin und auch in Indien. Die Leitung der Gossnerkirche in Ranchi teilt uns mit, daß man in den indischen Gemeinden dieses Tages mit Lob und Dank gegen Gott gedenken wolle, der sich Gossners als eines menschlichen Werkzeuges bedient hat, um den Ureinwohnern Indiens, den „Adivasis“, das Evangelium zu bringen. Auch wir wollen mit den Gedenkfeiern, die wir still und in bescheidenem Rahmen in unseren Häusern zu halten gedenken, nicht einen Menschen rühmen und verherrlichen, sondern allein Gott die Ehre geben, der sich seine Werkleute holt und wählt, wo und wann es ihm gefällt.

Und doch werden wir während dieses ganzen Jahres die Erinnerung an den Pastor Johannes Evangelista Gossner, den Gott so reich gesegnet und ganzen Generationen zum Segen gesetzt hat, nicht loswerden. Es ist ja sein Erbe, das wir als Gossner-Mission zu bewahren und zu entfalten haben — immer im Hinblick zu Jesus Christus, dem Herrn der Mission, der da ist und bleibt auch wenn wir, die wir ihm in seinem Werke dienen, kommen und gehen.

So soll denn in diesem Jahr alles, was wir im Rahmen unseres Werkes tun, was wir hier schreiben und berichten, wofür wir beten und auch was wir spenden und opfern, so etwas sein wie



Unser Gast aus der Indischen Gossnerkirche, Tete, am Grabe Gossners

ein Kranz auf Gossners Grab.

Daß aber dieser Rückgriff auf die Anfangszeit unserer Arbeit und die Erinnerung an Vergangenes uns nicht lähme, sondern lebendig, wach und freudig mache für Aufgaben, die in der Zukunft liegen, das schenke uns der gnädige Gott! *Lokies*

Ein Gossnerwort

Die Wahrheiten des Christentums sollen nicht durch Beweisen, sondern durch Zeugnisgeben verbreitet werden. Wer die Wahrheit besitzt, beweist sie nicht erst, sondern zeugt von ihr. Wer sie beweisen will, hat sie noch nicht.

Rückschlag und Widerstand fordern doppelten Einsatz

Als wir im Sommer 1956 die fünfunddreißig Hos in dem Dorf Sisibaha taufen durften, waren unsere Herzen voller Dank gegen Gott. Wir hatten viel Grund dazu; denn seit Jahrzehnten war eine so geschlossene Gruppe nicht vor den Altar Gottes getreten, um auf den Namen Jesu Christi getauft zu werden. An jenem Tag schienen sich alle Bewohner des Dorfes zu freuen; denn die Nichtchristen kamen dazu und bekannten nach der Taufe der ersten Christen, daß auch sie nachfolgen wollten, um aus der Gebundenheit der finsternen Mächte befreit zu werden.

Der Katechist, der die Taufbewerber unterwies, gab dem indischen Pastor und mir einen guten Bericht über den abgeschlossenen Unterricht. Wir selber prüften diesen und jenen und hatten den Eindruck, daß alle Taufbewerber es sehr ernst meinten. Ganz besonders fiel der Alte auf, der sich den Namen „Christ Hardugan“ gewählt hatte. Er bekannte: „Mein Leben geht dem Ende zu. Weit bin ich durch die Welt gezogen, und nirgends habe ich das Gefundene, was ich suchte. Hier in dieses Dorf heimgekehrt, alt, krank und verbraucht, schenkte mir Gott vor meinem Tod das Schönste: die Gewißheit der Vergebung der Sünden und die Hoffnung auf das ewige Leben.“

Auf diese Prüfung hin und auf das ernste Verlangen der Hos wurde allen die Taufe gewährt. Der Anfang war gut. Alle kamen zum sonntäglichen Gottesdienst. Die Getauften hielten sich zu der weiteren Christenlehre. Andere Taufbewerber kamen dazu. Der alte Hardugan, der wegen seiner Krankheit die Gottesdienste nicht besuchen konnte, hatte seine besonderen Andachten. So wuchs die junge Gemeinde langsam in die Anfangserkenntnisse des christlichen Glaubens hinein. Hardugan aber war das innerlichst eingestellte Glied der ganzen Gemeinde, und so schloß er eines Tages auch im Glauben an seinen Erlöser Jesus Christus ein, um nicht mehr aufzuwachen.

Da trat eine Wandlung ein. Einige Wochen nach dem Tode des alten Hardugan merkte der Katechist, daß in der jungen Gemeinde etwas vor sich ging, das das geistige Leben bedrohte. Die Frauen blieben dem Gottesdienst fern. Die Männer erschienen seltener und seitener. Und eines Sonntags kam keiner mehr zum Gottesdienst. Wir gingen den Ursachen nach. Und was fanden wir? Sie alle bekannten: „Wir können dem auf uns ausgeübten Druck nicht mehr standhalten. Die „Dikus“ (damit meinen die Hos alle, die keine Hos sind, und vor allem die Hindus) bedrohen uns. Sie machen uns Schwierigkeiten. Sie wollen uns von Hof und Haus verjagen. Sie geben uns keine Arbeit mehr.“ Wir baten um Auskunft; man sollte uns doch die Namen nennen, damit wir mit den „Dikus“ sprechen könnten. Doch wurden die Namen uns nicht mitgeteilt — aus Furcht, daß die Hindubeamten sie noch mehr bedrängen und ihnen das Leben zur Hölle machen würden.

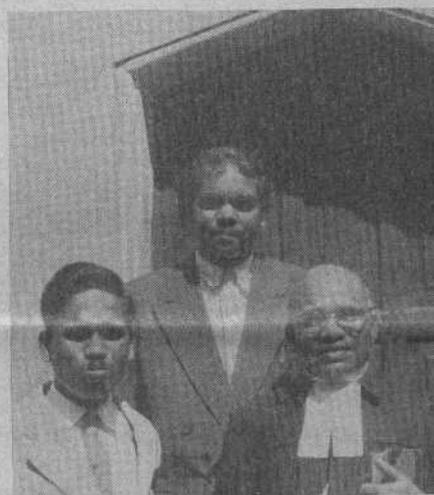
So haben die Christen von Sisibaha dem Druck von außen nachgegeben und sich öffentlich von der Kirche getrennt. Sie bekannten zwar: Wir bleiben Christen und werden auch weiter beten; aber ihre Bitte lautete: „Laßt uns allein!“ Damit ist eine junge Gemeinde von uns gegangen. Wir haben sie aber nicht aufgegeben. Ein zweiter Katechist ist angestellt worden, der bei den von uns getrennten Brüdern Hausbesuche macht, mit ihnen singt und betet. Dies alles geschieht aber ganz privat.

An dem Beispiel des Dorfes Sisibaha habe ich zum ersten Mal erfahren, was mir in der letzten Zeit mehr und mehr und auch anderswo in Indien aufgefallen ist. Überall, wo Hos bereit waren, sich taufen zu lassen, sind es nicht wie früher die eigenen Stammesgenossen, die sie hindern Christen zu werden, sondern kleine Unterbeamte, die zu den Hindus gehören. Die Hindus wollen es nicht, daß ein Inder Christ wird. Sie wollen vielmehr, daß alle, die noch nicht Hindus sind, Hindus werden. Was in Sisibaha geschehen ist, ist an und für sich eine ganz geringe Angelegenheit. Hinter diesem Einzelfall

aber steht eine gewaltige Idee, die Millionen von Hindus erfaßt hat. Ganz Indien soll ein „Ram Raj“ werden, d. h. ein Staat, in dem nur die Hindureligion herrschen soll.

Diese Idee ist heute Tat geworden. Wir erleben sie hier in kleinen Ausmaßen. Schauen wir aber in die Zeitung, dann geht der Vorhang ganz weit auf. Kräfte sind am Werk, die christliche Kirche in Indien zu zerstören.

Eine der jüngsten und größten Demonstrationen gegen das Christentum fand kürzlich in Raipur statt. Weil der Hausvater eines christlichen Internats den Hindustudenten nicht erlaubte, in dem christlichen Haus bei einer Feier ein Götzenbild aufzustellen, entstand ein Tumult in der Stadt. Nicht Hunderte, sondern Tausende und aber Tausende von Menschen wurden von Agitatoren zusammengerufen und aufgehetzt. Was sich dort im „Gass Memorial“ ereignet habe, sei eine Verletzung der Hindureligion, hämmerte man der Masse ein. Eine Tankstelle wurde gestürmt. Das christliche Studentenheim wurde mit Benzin begossen. Und das Haus ging in Flammen auf. Blinder Eifer hatte einen Schaden von rund hunderttausend Mark angerichtet. Alles war gut organisiert. Im weiteren Umkreis von Raipur, wo christliche Institutionen waren, wurde planmäßig gegen die Christen gearbeitet.

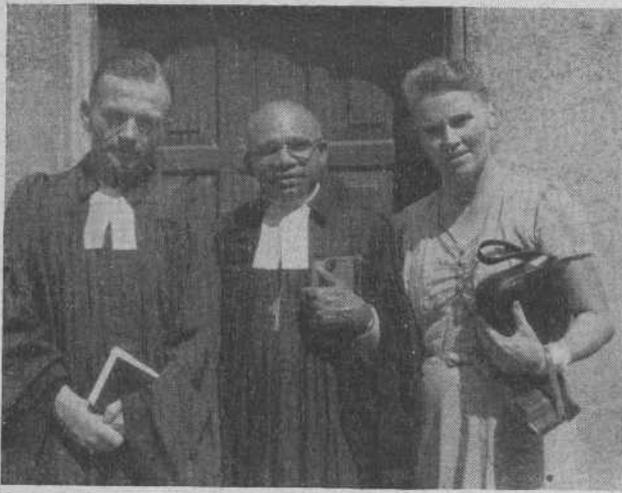


Unsere Freunde Bage und Surlin mit dem Präsidenten der Gossnerkirche Tigo

Aus allem geht hervor, daß der Hinduismus wieder sein Haupt erhebt — heute mehr denn je. In diesen Monaten finden die größeren Götzenfeste statt. Ich habe sie nun zwanzig Jahre erlebt. Sie nehmen an Größe und Bedeutung zu. Früher fuhr in Chaibassa an solchen Tagen zwei oder drei solche Götzenbilder durch die Straßen. In diesem Jahr waren es mehr als zehn Standbilder der Göttin Kali, die in Prozessionen mit großem Heidenlärm durch die Stadt gefahren wurden.

Ich fragte einen meiner Bekannten, was wohl die Herstellung eines solchen Götzenbildes kostete. Er antwortete mir: rund hundert Rupies (1 Rupie = 1,10 DM) für das Bild selber; aber mit allem Drum und Dran ungefähr tausend Rupies. Das sind gewaltige Ausgaben. Als ich das hörte, konnte ich mir nur sagen: Die Heiden opfern für ihre Götzen mehr als wir Christen für unseren Herrn Christus, der der wahrhaftige Gott ist. Ich glaube, hier können wir wirklich etwas von den Heiden lernen. Und sollte einer unserer Leser über diese meine Worte zweifelnd den Kopf schütteln, dann kann ich dazu nur antworten: Komm und sieh, und du wirst in Indien noch ganz andere Dinge erleben als hier in unserem kleinen Chaibassa.

Während der Götzenfeste überbietet eine hinduistische Stadtgemeinde die andere. Jede will die größte und beste Götzenprozession in ihren Mauern haben. Ein alter, mir gut bekannter Hindulehrer kam ganz freudestrahlend zu mir und sagte: „In diesem Jahr haben wir vier große Statuen der Göttin Kali in unserem Dorf aufgestellt.“ Aber was ist das



Präsident Tigo mit unserem Missionsarzt Dr. Bischoff und Frau

alles gegen Cuttack, die Hauptstadt von Orissa! Die Zeitung berichtete von hundert Altären, die in den Straßen aufgebaut worden waren. Der Höhetag der Feier in Cuttack bestand aber in der feierlichen Prozession und Versenkung der Götter in dem Fluß. Es kam zu Verkehrsstockungen. Straßen mußten gesperrt werden. Die Polizei wurde eingesetzt, damit die Götzenprozession mit den Mitteln der modernsten Verkehrstechnik durch die Straßen Cuttacks durchgeschleust werden konnte.

So erleben wir heute das Wiedererwachen des Hinduismus in ganz Indien, und zwar in primitiver und in vergeistigter Form. Ob es sich nun um ein kleines Dorf oder eine indische Großstadt handelt, hier wie dort geht es um das Auslöschung des alleinigen Anspruchs Jesu Christi, daß er der Herr ist, der einzige Weg, die einzige Wahrheit und das einzige Leben. Wir fassen es heute mit Händen, daß es eine Lüge ist zu behaupten, Indien wäre tolerant.

Und wie in Indien, so ist es in der ganzen Völkerwelt. Überall in Afrika und Asien melden die Religionen und Nationen ihren Widerspruch gegen Christus an. Ist dieser Vorgang normal oder nicht? Aus der Bibel und der Missionsgeschichte wissen wir als Christen, daß solche Zeiten durchaus normal sind. Es wäre anormal, wenn Christus nicht widersprochen würde. So leben wir also in einer durchaus normalen Zeit, in der alles darauf ankommt, daß wir als Jünger Jesu treu bleiben und an dem Befehl Gottes — auch an seinem Missionsbefehl — festhalten.

Vielleicht werdet Ihr, liebe Leser, sagen: „Ein sonderbarer Bericht, der unsere Herzen nicht warm macht, sondern uns enttäuscht und unsere Liebe erkalten läßt. Wie sollen wir da für die Goßner-Mission beten und Gaben spenden? Rückschlag, Widerstand auf der ganzen Linie und obendrein noch Zank und Streit in der Goßnerkirche selbst!“ Ich stimme Euch zu und sage: Ihr habt recht. Es ist sehr traurig, wie es in Indien und auch in der Goßnerkirche zugeht. Und doch muß ich Euch folgendes ins Gedächtnis rufen: Ihr habt hundert Jahre lang Berichte von den Siegen Jesu Christi auf dem Goßnerfeld gehört. Ihr habt Euch an jenen Berichten mit uns gefreut. Dieser erlebten Freude wegen habt Ihr das Werk der Goßner-Mission geliebt und mit Eurem Gebet und Euren Gaben getragen. Sollen wir jetzt nicht auch die Rückschläge in Kauf nehmen, die Schwierigkeiten, die sich vor uns auf-türmen, und auch die Unzulänglichkeiten in der indischen Kirche und in den indischen Gemeinden? Ja, sind wir nicht durch die gegenwärtige Missionslage in Indien zu doppeltem Einsatz aufgerufen?

Diesen Bericht habe ich geschrieben, damit Ihr wißt, wo Ihr recht kräftig mit Eurem Gebet einsetzen sollt und wofür Eure Gaben erforderlich sind.

Wenn Du diesen Bericht liest, dann bete:

1. Bete um den Frieden und die Einigkeit der Goßnerkirche!

2. Bete für die verlorene Gemeinde Sisibaha!
3. Bete für die Hos, daß sie den Herrn Christus lieben gewinnen!
4. Bete für alle Christen in Indien, daß sie in der Zeit des Druckes und der Verfolgung festbleiben!
5. Bete für alle Katechisten und Pastoren in der Goßnerkirche!
6. Bete für uns, die Boten Gottes aus der deutschen Heimat, damit wir nicht müde werden, vielmehr mit Freuden unsere Arbeit tun.

Wer recht betet, der wird auch recht geben. Das rechte Gebet besteht nicht in der Fürbitte für die „armen Heiden“ oder für die „armen Missionare“, sondern in dem königlichen Gebet: „Dein Reich komme!“ Wir beten für einen König und ein Königreich; und wenn wir geben und spenden, sollte es auch eine königliche Gabe und ein königliches Geschenk für den König Jesus Christus sein. Denkt in dieser Epiphanienszeit an die drei Weisen aus dem Morgenlande, die dem Christuskinde ihre königlichen Gaben brachten!

Ihr sollt aber auch wissen, wofür Eure Gaben so dringend gebraucht werden. Ich nenne hier nur die Aufgaben, die uns allein auf dem Arbeitsgebiet erwachsen, für das die Goßner-Mission eine besondere Verantwortung trägt: die Missionsarbeit in Singhbhum und Orissa. Ich habe noch 3 Kapellen zu bauen; jede kostet rund achthundert Mark. Ich muß noch vier bescheidene Häuser für Katechisten bauen — jedes kostet rund fünfhundert Mark. Es wäre schön, wenn sich in der Heimat die eine oder andere Gemeinde stark machen könnte, um die Baukosten für eine Kapelle oder für ein Katechistenhaus zu übernehmen.

Ihr wißt, wir bauen auch ein Hospital in Amgaon. Es ist nicht auszusagen, welch ein Segen von dieser Stätte ausgeht und wieviel da getan wird! Aber wir kommen mit dem Bauen nicht recht voran. Hier müßte etwas Besonderes geschehen. Nach dem von der indischen Kirche beschlossenen Bauplan warten noch fünfzehn Räume von verschiedener Größe auf ihren Ausbau und ihre Einrichtung. Die Baukosten für jeden Raum betragen durchschnittlich fünftausend Mark. So brauchen wir dann noch insgesamt fünfundsiebzigtausend Mark, um den Bau des Hospitals Amgaon einmal abzuschließen.

Wir wissen sehr wohl, daß wir diese Aufgabe nur Jahr um Jahr und Schritt für Schritt lösen können. Aber vielleicht ist es für unsere Leser, Freunde und Mitarbeiter wichtig und gut, einmal einen gesamten Überblick darüber zu bekommen, was von uns auch im kommenden Jahr und in Zukunft an Einsatz des Glaubens und der Liebe erwartet wird.

Wir Missionare und Missionsschwester in Indien hoffen von Herzen, daß uns die Heimatkirche nicht im Stich läßt. Wir müssen unsere Arbeitslage in Indien ganz nüchtern sehen. Der Rückschlag ist da, und auch der Widerstand ist da — so läßt es nicht am Dritten fehlen: am doppelten Einsatz in der Heimat.

Helmuht Borutta

Der Eingang zum Missionshospital in Amgaon



Ein einzigartiger Besuch

Was in hundert Jahren Goßnerscher Missionsgeschichte nie geschehen ist, hat sich jetzt zugetragen. Die kleine deutsche Kolonie in Jamshedpur, dem indischen Industriezentrum, mitten im Gebiet der Goßner-Kirche, hat die indische Gemeinde und Tabita-Bibelschule in Govindpur besucht.

Govindpur! Niemand in Europa wird den Namen auf einer Landkarte vermerkt finden, und selbst routinierte Geographen mögen ihn nie gehört haben; weiß doch kaum jemand von der eingeborenen Bevölkerung Indiens darüber etwas zu sagen. Denn weit ab von jeder Industrialisierung oder sonstigen Form moderner Zivilisation liegt dieser Flecken. — Dennoch wurde er am 3. November 1957 von Personenautos gefunden, die sich — unabhängig voneinander — gleich einer Sternfahrt dorthin bewegten und pünktlich vor 8 Uhr den „Kontrollpunkt“ Chaibassa im Süden der Provinz Bihar passierten.

In einem 20 Meilen von dem Zielort entfernten, an der Hauptstraße gelegenen Hüttendorfe stehen wir plötzlich vor einer namhaften Menschenmenge, aus der ein Schild mit den Lettern „Govindpur“ mit Pfeil herausragt, und in diese Richtung begeben sich nun die Fahrzeuge, auf einem Wege, den man daheim mit einem Personenwagen keinesfalls befahren würde, der hier aber als gut angesprochen werden muß: Schlaglöcher, Furchen, Steinbrocken, Staubwolken, die an Nordafrika 1941 erinnern, Flußüberquerungen — kurz, es ist alles dran!

Eigentümlich mutet uns am Rande eines Waldstreifens ein Schild mit den deutschen Worten HALT! SAMMELN! an, aber bald begreifen wir's: diese Anweisung hat nur fahrt-technischen Sinn.

Sieben einheimische Radfahrer übernehmen nun die Spitze — wie Lotsen — um uns gleichsam in einen fremden Hafen einzuschleusen. Und dann allmählich sehen wir Hunderte von dunklen Menschen, die uns in geradezu fiebriger Spannung seit Tagen erwarten. Wer von ihnen hat denn auch je 70 Menschen weißer Hautfarbe auf einem Haufen gesehen oder solche Wesen gar beherbergt?

Vor einem mit Blättern umflochtenen Torbogen hören wir den wirbelnden Chor der Sänger, Trommeln und was sonst noch an Instrumenten mitwirkt. Wir werden durch einen Redner begrüßt und mit Wasser besprengt. Dann dürfen wir zum Empfang in dargereichten Schüsseln die Hände waschen. Schließlich erhalten wir, fast wie Olympiasieger, Blumen- girlanden umgehängt und ziehen dann unter Begleitung singen-

Große Reistafel



Deutsche Gäste in Govindpur

der und musizierender Menschen im Schatten gewaltiger Bäume auf einer kurzen Allee zu den Missionsgebäuden.

Es folgt: Begrüßung durch die beiden Leiterinnen, zwei deutsche Missionsschwwestern, von denen eine bereits in Indien geboren ist; gesungliche Darbietungen (hauptsächlich Kanons) der etwa vierzig im Halbkreis aufgestellten blau-weiß gekleideten Schülerinnen; Schriftlesung und Gebet durch den indischen Pastor, danach gemeinsames Essen.

Unsere Frauen sitzen an roh zusammengezimmerten Tischen, die Männer auf den auf dem Boden ausgebreiteten Matten, teils die Beine weit ausgestreckt, andere im Schneidersitz — je nach Begabung, aber alles in höchster Harmonie und Gemeinschaft. Als Geschirr dient „Dschangel-Manufaktur“, das sind aus Blättern fabrizierte Teller und Schüsseln, aber: blitzsauber!

Entbehrung, Geduld, Hingabe an eine Aufgabe und unerschütterliches Gottvertrauen, von diesen Faktoren ist die Geschichte der Tabitaschule gezeichnet. Zu der äußeren Knappheit an Mitteln kommt in diesem Jahre noch eine zuvor nie dagewesene Wassersnot, so daß sich die Tabitaschule — ob sie nun will oder nicht — an das Projekt heranwagen muß, einen Brunnen zu hohlen. Verursacht so etwas in der gemäßigten Klimazone bereits großen Aufwand und Arbeit, so trifft dies für Indien um ein Vielfaches zu.

Not macht erfinderisch, auch in Govindpur; denn das Ziel ist wichtig und groß genug: Mädchen heranzubilden, die später ihrer Familie oder auch ganzen Ortschaften das christliche Gepräge zu geben vermögen.

Die einzelnen Gebäude der Bibelschule (frühere Stallungen), die Schlaf-, Bade-, Schul-, Küchen- und sonstige Räumlichkeiten enthalten und von den Mädchen mit allerprimitivsten Mitteln repariert und gerichtet werden müssen, zeigen eine Sauberkeit und Anmut, die den Besucher sprachlos werden lassen. Man glaubt, sich wie in einem großen, neugeschenkten Baukasten zu bewegen.

Auch die Indische Regierung weiß den Wert dieser Schule zu schätzen, denn sie bezeichnet sie als Muster-Institut. Aber: zu staatlichen Zuschüssen reicht es dennoch nicht. Also muß in der Tabitaschule produziert und verkauft werden: Aus-sägearbeiten, Schnitzereien, z. B. Weihnachtskrippen und dazugehörige Figuren, Kerzenhalter usw. Und wer von den Besuchern wollte sich nicht gern bereiterklären, auch etwas abzukaufen! So finden die dargebotenen Handarbeiten reißenden Absatz.

Das ganze Tagesprogramm läuft mit einer Genauigkeit und Geschicklichkeit ab, welche man diesen Urwaldmenschen niemals zugetraut hätte: kurze Einakter, Puppenspiele, Kaffeetrinken, Volksgesänge, Ansprachen, wobei einer der Besucher treffend das dieses Werk kennzeichnende Friedensziel unterstreicht, Bahnbrecher der Botschaft vom Kreuz zu sein — in Fortsetzung des Gründers Johannes Goßner.

Eine Andacht in der Ortskapelle, wo die weiße und schwarze Gläubigenschar in Lied und Wort vereint ist, beschließt den schönen Tag.

Möchte auch fernerhin dieser Schule der Segen von oben beschieden sein.

E. u. A. Boe
(Teilnehmer an der Fahrt)

Liebe Freunde!

Ja, Sie haben ganz recht, es wird höchste Zeit, daß ich Ihnen endlich erzähle, wie es mir in Kaschmir ergangen ist, sonst denken Sie, ich hätte auch in diesem Jahr keine Ferien gehabt*).

Es war ein langer Weg von Amgaon über Calcutta, Delhi, Pathankot bis nach Srinagar, der Hauptstadt Kaschmirs im hohen Norden Indiens. Es war sehr heiß und die Ebene so einförmig und sonnenverbrannt, daß man gar nicht mehr zum Zugfenster hinaussehen mochte. In Pathankot, der End-Bahnstation, angekommen, hörten wir, daß des schlechten Wetters wegen das Flugzeug nicht starten könnte. Was blieb uns übrig, als geduldig zu warten. Wir hatten aber Glück und durften am nächsten Morgen gleich beim ersten Flug mit. Können Sie sich vorstellen, wie einem zumute ist, wenn man innerhalb 45 Minuten aus einem heißen Talkessel immer höher und höher in die Luft gehoben wird, hoch über schneebedeckten Bergen und weißen Wolkentepichen dahinfliegt und dann, beinahe zu schnell, inmitten eines frisch-grünen Gartens, der so kühl ist, daß man gleich einen Mantel braucht, wieder abgesetzt wird???

In solch einem Moment kann man gut den Schreibern zustimmen, die behaupten, daß Kaschmir das Paradies der persischen Poeten sei. Da kann man sich auch gut vorstellen, wie es zu allen Zeiten die indischen Herrscher hierher gezogen hat und daß sie die lange und umständliche Reise nicht gescheut haben.

In Srinagar blieben wir erst mal nur einen Tag; dort wohnten wir, d. h. eine amerikanische Missionarin und ich, in einem Hausboot auf dem Dal-lake, einem etwa 8 km langen und etwa 4 km breiten See. In unserem Boot waren drei Schlafzimmer mit Badestube, ein Eßzimmer und ein Wohnzimmer und obendrauf ein Dachgar-

*) Schwester Ilse Martin hatte drei Jahre hintereinander keinen Urlaub, der für Europäer in den Tropen zur Erhaltung ihrer Gesundheit unerlässlich ist.

ten. In einem zweiten, kleineren Boot befand sich die Küche, in der für uns gekocht wurde. — Wir hatten uns kaum etwas in unserem Boot umgesehen, als schon die ersten Händler erschienen. Da war das farbenfreudige Blumenboot, über und über mit den schönsten Blumen beladen, dann kam das Gemüseboot und schließlich und endlich die Masse der Händler, die uns ihre schönen Sachen anboten: wunderbare bestickte Schals, Schmuckstücke, Teppiche, Holzschnitzereien usw. — Standhaft erwehrten wir uns der Flut. Als jedoch am späten Nachmittag noch einer kam und uns zu einer kostenlosen Bootfahrt auf dem See bis zu seinem Laden einlud, gaben wir doch nach. Die Bootfahrt im Abendsonnenschein war herrlich, und die schönen Pappmaché-Sachen, die in seinem Laden hergestellt wurden, entzückten unser Herz. Die Arbeiter sind wahre Künstler! Und welch ein guter Geschmack in der Zusammenstellung der Farben, Formen und Motive! Wir staunten nur. Dort sah ich auch zum ersten Mal in meinem Leben einen echten Perser-Teppich. Er war nur ungefähr 1½ m lang, 80 cm breit und kostete die Kleinigkeit von Rs. 2000,—. Er glänzte wie Seide, und die Farben in dem herrlichen Rosenmuster schimmerten von jeder Seite anders — ein Kunstwerk! Und es gibt Leute, die sich so etwas leisten können. In einem anderen Geschäft hörten wir, daß ein Inder aus Ostafrika gekommen sei und für sein Haus dort für Rs. 8000,— Teppiche gekauft hätte. — Und wir drehen jeden Groschen dreimal um.

Die Kaschmiris scheinen mir ein freundliches Volk zu sein, nehmen es aber mit der Ehrlichkeit nicht so genau. Vor allem die Verkäufer nicht, die ihre Ware auf jeden Fall an den Mann bringen wollen. Es macht ihnen aber auch großen Spaß zu handeln. Wer gleich den geforderten Preis bezahlt, nimmt ihnen die Freude an ihrem Beruf. Wer den längeren Atem hat, gewinnt. 15 Min. mehr Standhaftigkeit und Geduld bringen oft den Preis eines Stückes noch 2,— bis 3,— Rs. herunter. So ging es mir. Ein Händler wollte mir unbedingt einen weißen

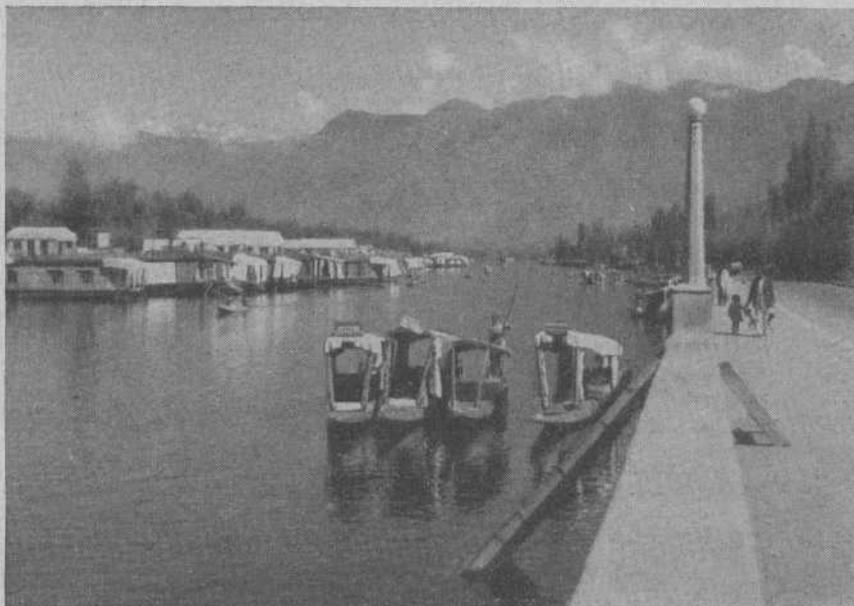
Hausboote auf dem Dal-see/Kaschmir

Bitte bestellen und lesen:

Liebe Leser und Leserinnen!
In dem Jahr, in dem wir an den 100. Todestag Gofñners denken, ist es uns ein großes Anliegen, allen unseren Helfern und Mitarbeitern das Leben und das Werk des Gründers unserer Mission nahezubringen. Wir empfehlen dafür zunächst eine Lebensbeschreibung Gofñners, die sofort greifbar ist:

Johannes Gofñner —
Ein Bekenner und Diener
Jesu Christi

von Hans Lokies (Preis DM 2,—).
Bestellungen nimmt die Buchhandlung der Gofñner-Mission in Berlin-Friedenau gern entgegen





Mädchen aus Kaschmir

Wollschal mit einer breiten handgestickten Kante verkaufen. Er sollte Rs. 28,— kosten. Ich wollte nur Rs. 22,— bezahlen. Etwa eine Stunde ging es hin und her. Er sagte: „Rs. 25,—.“ Ich sagte: „Rs. 22,—.“ „Ist das eine harte Frau“, sagte er zu den anderen. Ich lachte nur und sagte: „Rs. 22,—.“ Er packte den Schal ein und ging zum nächsten Zelt. Nach einer Weile kam er noch einmal und sagte: „Rs. 23,—.“ Ich sagte: „Rs. 22,—.“ Da packte er doch tatsächlich den Schal aus und ließ ihn mir für Rs. 22,—, was ich selbst nicht mehr geglaubt hatte.

Von Srinagar fuhren wir mit dem Bus nach Pahalgam, das in etwa 2500 m Höhe liegt. Dort wohnten wir drei Wochen in einem Zelt mit wunderbarem Ausblick auf schneebedeckte Berge, Kiefern- und Fichtenwälder, schöne grüne Weiden und einen rauschenden Gebirgsfluß. In den ersten Tagen hatten wir Regen und froren tüchtig. War ich froh, daß ich mir eine Wärmflasche mitgebracht hatte! Sobald aber die Sonne herauskam, war es herrlich, und wir konnten auf Ponies ausreiten, Tageswanderungen machen und Berge besteigen. Einmal sind wir doch tatsächlich einen 4000 m hohen Berg hinaufgekraxelt — in Sandalen, Sommerkleid und Strickjacke. Manche Stellen waren so steil und glatt durch die Tannennadeln, daß wir buchstäblich auf allen Vieren hinaufkletterten und auch noch die Schuhe auszogen, weil wir immer wieder ausrutschten. Und was sahen wir in etwa 3000 m Höhe? Wilde Tulpen! In weiß und rot wiegten sie sich auf zarten Stengeln leise im Winde hin und her. Weiter oben lag Schnee und, um richtig zur Spitze des Berges zu kommen, mußten wir etwa 1½ km durch tiefen Schnee waten. War das kalt!! Auf der Spitze umbliff uns noch ein starker Wind, aber die Aussicht belohnte alle unsere Anstrengungen. Und — o Wunder — überall, wo der Schnee ein bißchen weggetaut war, guckten kleine gelbe Krokusse aus der Erde. Gerade wie im Frühling in Deutschland. Lange hielten wir uns allerdings da oben in den eisigen Regionen nicht auf, uns verlangte nach der Wärme des Tales. Erst nachdem wir den Schnee hinter uns gelassen hatten, tauten unsere Füße allmählich wieder auf — — aber es war doch schön.

Zum Abschluß unserer Ferienzeit verbrachten wir noch einmal fünf Tage in Srinagar. Dort besuchten wir

am letzten Sonntag noch die alten Moghul-Gärten Nishat und Shalimar, und zwar mit der Shikara, einem Zwischenstück von Ruderboot und Gondel. Es war herrlich, auf dem Wasser dahinzugleiten, an den schwimmenden Gärten (eine Art Gemüsebeete, die die Leute durch Aufeinanderhäufen des Seeschlammes dem Wasser abgerungen haben) und Hausbooten vorbei, unter uralten Brücken hindurch, um Trauerweiden herum, aus denen wie ein blauer Blitz der Königsfischer ins Wasser stößt und seine Beute holt.

Viele andere kleine Hausboote begegneten uns, besetzt mit Kaschmiris, Männern, Frauen und Kindern, die ihren Sonntagsausflug in die Moghulgärten machten. Aus ihnen klang Musik, Gesang und fröhliches Lachen über das Wasser. Der Samowar summt, und dampfender Tee wurde herumgereicht. Auch wir hatten uns einen Samowar mitgebracht, und die Bootsmänner machten uns einen richtigen tibetanischen Tee mit Butter und Salz, der gar nicht so schlecht schmeckte.

In den Gärten war Hochbetrieb, was davon zeugt, daß die Kaschmiris recht gesellig sind und auch die kleinen Freuden des Lebens schätzen. Die meisten von ihnen sind Mohammedaner, und ihre Frauen laufen tiefverschleiert herum. Sie tragen hier ein nonnenartiges, weißes, weites Gewand, in das in Augenhöhe ein kleines Stück Gitterstoff eingenäht ist, damit sie sehen können, aber nicht gesehen werden. Mir kamen sie immer vor wie Kinder, die Gespenster spielten und sich ein Bettlaken umgehängt hatten.

Mit seiner Natur, d.h. den Schneebergen, den Nadelwäldern, den kleinen Wiesenblumen usw. erinnert Kaschmir viel an zu Hause, und doch bekommt es durch die Menschen, ihre so ganz anderen Sitten und Gebräuche, seinen fremdländischen Reiz. Ich kann schon die Schreiberin gut verstehen, die als Vorwort zu ihrem Buch über Kaschmir sagte: „Nachdem ich Kaschmir gesehen habe, werden meine Augen nie wieder arm sein.“

Ja, schön war es — und dann dauerte es wieder nur 45 Minuten bis wir in die rauhe Wirklichkeit, d. h. in die kochendheiße Ebene Indiens zurückversetzt wurden. Am 27. Juni kam ich wieder in Amgaon an und konnte mich mit frischen Kräften wieder in die Arbeit stürzen.

Herzlich grüßt Sie
Ihre Ilse Martin.



Teeküche in Kaschmir

GOTTES WORT KOMMT STETS ZUM ZIEL

Soviel der Himmel höher ist, denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege und meine Gedanken denn eure Gedanken.

Denn gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahinkommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen, zu säen, und Brot, zu essen: also soll das Wort, so aus meinem Munde geht, auch sein. Es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, was mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende.

(Jes. 55, 9—11)

Die Missionsstrategie Gottes ist eine andere als die unsrige: wenn wir auf unserer Generalstabskarte die Fähnchen vorstecken, so steckt er sie vielleicht zurück — und umgekehrt.

In einem vielgelesenen Roman wird erzählt, wie der katholische Priester einen christlichen Fußballklub gründet und die Mannschaft eintrainiert. Der kommunistische Bürgermeister stellt seinerseits eine kommunistische Mannschaft zusammen, die er persönlich einübt. Es kommt zum Wettspiel. Die Christen schießen das erste Tor. Großer Jubel auf seiten der Christen! Dann aber wird das zweite Tor von den Kommunisten geschossen und damit der Ausgleich herbeigeführt. Kurz vor dem Ende des Spiels holen sich die Kommunisten durch ein Versagen der christlichen Spieler ein zweites Tor. Das Spiel ist aus: die Kommunisten sind die Sieger. Großes Triumphgeschrei bei den Kommunisten, während die Christen stumm und niedergeschlagen das Spielfeld verlassen. Der Priester schließt sich in seiner Kirche ein. Auf's tiefste enttäuscht und erbittert hebt er anklagend seine Hände zur Christusgestalt empor: Warum läßt du das zu? Wie konntest du nur den Sieg den Gottlosen überlassen? Da antwortet ihm Christus: Glaubst du, daß die Siege deines christlichen Fußballklubs meine Siege sind und seine Niederlagen meine Niederlage? Es könnte sich gerade umgekehrt verhalten: deine Siege

könnten meine Niederlage und deine Niederlage mein Sieg sein!

Wir Missionsleute denken dabei unwillkürlich an China. Als dort der Bambusvorhang niederging und die Missionare zu Tausenden das Land verlassen mußten, konnten wir darin nichts anderes als eine schwere Niederlage der christlichen Weltmission erblicken. Aber Gottes Wege und Gedanken sind andere als die unsrigen; Gott bedient sich selbst der christusfeindlichen Mächte, um die Sache Jesu Christi voranzutreiben.

Gottes Wort kehrt, wenn es einmal ausgesandt ist, nie leer zurück. Es richtet aus, wozu es von Gott gesandt ist — durch alle Eisernen- und Bambusvorhänge hindurch. Unsere Missionsorganisationen können zerbrechen und wir und unsere Missionsmethoden versagen; aber Gottes Wort versagt nie. Es kommt stets zu seinem Ziel.

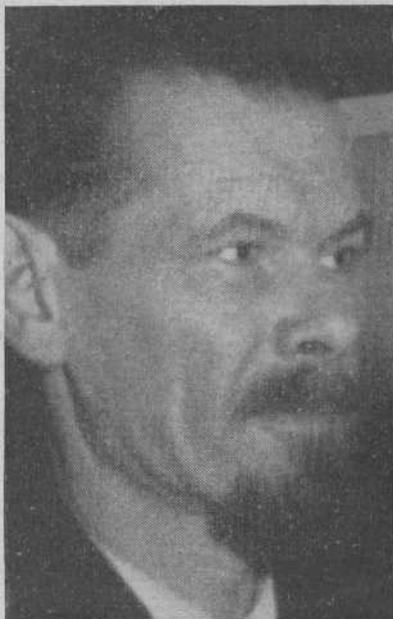
In dieser Gewißheit dürfen wir getrost auch an die Arbeit dieses Jahres gehen. Wir wissen nicht, wann für uns europäische Christen der Vorhang auch in Indien und ganz Asien niedergeht; aber das eine wissen wir: es ist noch Missionszeit in Indien. Darum laßt uns dort demütig und gehorsam unseren Missionsdienst ausrichten in der Glaubensgewißheit, daß Christus siegt, auch wenn wir unterliegen.

Lokies

Die Apostelgeschichte wird alle Tage neu aufgelegt. Der Verfasser und Setzer ist der Heilige Geist; wir sind die Drucker, leihen nur unsere Hände her. Er aber tut's. Gelobt sei er!

Johannes Gossner

Zweite Ost-West-Tagung



Superintendent
Ringhandt

Vom 10. bis 13. September 1957 hat die GoBner-Mission ihre zweite Herbsttagung mit Theologen und Laien aus der DDR und der Bundesrepublik, aus Holland, aus der Schweiz und aus Dänemark in Berlin durchgeführt. — Wir tagten in Ost- und Westberlin (im Wechsel) und waren täglich in der geteilten Stadt, in unserem geteilten Volk, in unserer geteilten Welt eine Gemeinde, ein Volk, eine Gemeinschaft, die bereit war, aufeinander zu hören und miteinander Wege der christlichen Existenz heute zu suchen.

Wir waren täglich 80 bis 100 Teilnehmer. Wir hatten uns Tagesthemen gestellt, an denen wir in Gruppen nach den jeweiligen einleitenden Referaten gearbeitet haben.

Die Themen waren:

Der Dienst der Kirche auf dem Lande,
in und zwischen Ost und West,
in den Ländern mit raschem sozialen Umbruch.

Die einzelnen Tage wurden durch Bibelarbeiten eingeleitet. Fachleute (Landwirte, Mediziner und Theologen) aus Ost und West hielten die Referate zu den erwähnten Themen. Für unsere Gemeinschaft waren sehr wichtig die „aktiven Pausen“ (in denen heftig diskutiert wurde) und die geselligen Stunden an einem Abend, die wir in Privatwohnungen einzelner Teilnehmer in Ost- und Westberlin verbrachten.

Damit die Leser der „Biene“ einiges von den Sachfragen, die wir behandelt haben, erfahren, zitiere ich aus dem Bericht eines Teilnehmers aus der DDR:

„Sehe ich recht, so war die Tagung bis in die Gespräche zu dritt und zu viert hinein — wie oft geschieht in ihnen das Entscheidende — von drei Hauptbeiträgen geprägt.

Einmal das Referat von Professor Hoffmann (Halle) über die Entwicklung der Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten. Der Referent ging von der enormen Bevölkerungszunahme aus, die durch die angewandte Medizin ausgelöst wurde und noch heute in stetig steigendem Maße ausgelöst wird. Hieran wies er auf, daß aus den zwei Dritteln der Menschheit, die noch heute in bäuerlicher Selbstversorgung leben, eine kleine Minderheit marktversorgender Produzenten landwirtschaft-

licher Produkte werden wird und werden muß. Denn in jeder Minute werden heute in der Welt 3000 Kinder geboren — und das heißt, daß wir jedes Jahr 30 Millionen mehr zu ernähren haben. Das kann nur so geschehen, daß der uns zur Verfügung stehende Boden mit der Intensität bearbeitet wird, die uns Technik und technische Chemie heute schon bieten.

Was ist die Folge? Das romantische Lebensbild des „Bauern“, dessen Lebens- und Arbeitskreis sich decken, zerbricht in seiner alten Geschlossenheit. Ein Glied in der Kette der mannigfachen Produzenten unserer Konsumgüter, eingebettet in eine Vielzahl von sozialen Bezügen, abhängig von Gruppen und ihrer Macht — so sieht der Mensch der Zukunft auch auf dem Lande aus.

Diese Veränderungen dürfen die Gemeinde Jesu Christi nicht in die Neurose der Schwarz-Weiß-Malerei führen. Die Gemeinde Jesu Christi hat der Welt dazu zu verhelfen, daß die verantwortlichen Menschen vor Irrwegen bewahrt werden. Wir müssen lernen, daß uns Gott auch heute in den menschlichen Beziehungen begegnen will — auch auf dem Lande mit den veränderten Verhältnissen.

Der zweite wesentliche Beitrag war die Bibelarbeit von Superintendent Ringhandt (Seelow) über 5. Mose 8, 1—20. Vom Text her sagte er uns: Im alten Israel gibt es keinen eigenmächtigen privaten Bodenbesitz. Der Eigentümer ist nur der zinspflichtige Pächter Gottes. Nicht die Arbeit sichert das Leben des Volkes, sondern Gott. Von daher muß man die mannigfachen sozialen Bestimmungen des AT — Zehnter, Erstlingsgabe, Sabbatjahr, Joweljahr usw. — einfach als eine Sozialethik aus Reichtum und aus Vertrauen zu Gottes Wirtschaftsführung werten. Der Sozialismus aller Art in der Moderne, geboren aus Armut und Angst, steht in genauer Fortführung jenes Grundsatzes vom Kampf des Menschen mit der Natur, der seine Entstehung dem griechisch-römischen rationalen Denken verdankt, das unempfänglich war für das zeichenhafte unrationale und unrationale Denken der Bibel.

Die Kollektivwirtschaft aller Schattierungen stößt nun in einen leeren Raum unserer Kirche vor, der entstand, als man die Botschaft individualistisch verkürzte und so das Gottesverhältnis entweltlichte. Gott wurde als ein erdfeindliches Wesen in das Jenseits verbannt, und die massiven Worte Jesu Mark. 10, 29 verfielen der Umdeutung.

Zum mindesten steht jene liberalistische Lehre vom unantastbaren Privatbesitz der biblischen Anschauung



Pastor Hamel

vom Eigentum als Leihgabe Gottes nicht näher als der Gedanke von der Verstaatlichung des Grund und Bodens. Es kann der Gemeinde Jesu in diesem Zusammenhang lediglich um solche Rechte und Ordnungen gehen, die die Demut und Dankbarkeit Gott gegenüber verwirklichen helfen. Daneben erwächst uns die Aufgabe, zu zeigen und vorzuzerzieren, wo und wie man in den vorgegebenen Ordnungen Mensch sein kann.

Wie weit wir allerdings hierin auf der ganzen Linie in allen Lebenskreisen zurück sind, zeigte Pastor Hamel (Naumburg) mit seinem Vortrag: Christliche Existenz in der DDR. Hamel sagte: Der Weg der Christenheit in der kommunistisch geprägten Welt sei schwierig, aber der Weg der Christenheit in der Welt sei noch nie leicht gewesen und wird nie leicht sein. Es kommt nur darauf an, daß wir lernen, geistlich zu streiten und nicht fleischlich. Wir lassen uns oft zu sehr von unserem „Gegner“ prägen, reden düster und treiben eine falsche

Selbstbehauptung. Wir dürfen aber als Beschenkte leben, wir dürfen jubeln, weil Gott in Jesus Christus den Sieg hat und haben wird. Wir müssen aufhören, uns zwischen Ost und West im Unglauben zu bestärken, und anfangen, mehr mit dem lebendigen Gott zu rechnen.“ (G. Buchenau.)

Es wäre noch viel zu berichten aus den anderen Referaten und Bibelarbeiten, die uns Oberkirchenrat Kloppeburg, Pfarrer Weckerling, Pastor Symanowski, Diplolandwirt Krienke, Pastor Wittekind und Dr. med. Landmann gehalten haben. Alle — auch die Vaganten mit ihrem Spiel „Der Weg des Halonen“ — haben uns geholfen, ein wenig mehr und besser die Probleme unserer Zeit auf dem Lande, in politischen Gegenwartsfragen und in den Fragen der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden zu durchdenken und uns zu üben in dem Dienst an unserem Nächsten, welcher unser Auftrag bleibt. Bruno Schottstädt

Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDKREIS

1. In das Kuratorium der Goßner-Mission sind neu hineingewählt worden: der Landessuperintendent Ostfrieslands, Richard SIEFKEN-Leer und Superintendent Karl SCHAAF-Wittmund/Ostfriesland. Daß beide Brüder aus Ostfriesland kommen, zeigt die Bedeutung, die die lutherischen Gemeinden in Ostfriesland für die Goßner-Mission haben. Bekanntlich hat Goßner, als er sterbend nicht wußte, was aus der Missionsarbeit in Indien werden sollte, sie auf seinem Totenbett den Ostfriesen vermacht, und Ostfriesland hat dieses Erbe angenommen und treu verwaltet — bis auf den heutigen Tag.

2. Auf einen 50jährigen Missionsdienst blickt Präses Lic. STOSCH zurück. Er wurde am 27. Oktober 1907, nachdem er am Sonntag vorher in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin ordiniert worden war, in die Goßner-Mission nach Indien abgeordnet. 1913 wurde er zum Präses der Kols-Mission,

d. h. zum Leiter der gesamten Arbeit auf dem indischen Missionsfeld, berufen. Als solcher hatte er die missionsgeschichtliche Aufgabe, die Goßnerkirche in Indien als die erste unter allen auf einem deutschen Missionsfelde gewachsenen jungen Kirchen zur Selbständigkeit zu führen. Präses Lic. Stosch lebt gegenwärtig als Emeritus in Berlin-Wannsee (Petzower Straße 6 c), nach dem langjährigen Dienst in den Tropen noch wunderbar rüstig, mit mancherlei kirchlichen Aufgaben betraut und nach wie vor der sachkundigste Berater des Goßner-Kuratoriums. Wir gedenken seiner in dankbarer Fürbitte.

3. Geburtstag:

Der Vorsitzende unseres Kuratoriums, Präses Dr. Reinhard MOELLER (Berlin-Steglitz, Forststr. 30) feierte am 15. Januar d. J. seinen 70. Geburtstag. Er ist zugleich Präses der Provinzialsynode Berlin-Brandenburg und Direktor der

Berliner Stadtsynode. Die Leitung unseres Kuratoriums übernahm er in einer Zeit, als die Lage unseres Volkes hoffnungslos und unser Missionswerk von allen Seiten bedroht war. Präses Dr. Moeller steht in einer Linie mit seinen Vorgängern im Vorsitz des Kuratoriums nach Goßners Tod: Gen.Sup. D. Büchsel, Gen.Sup. D. Braun, Oberkonsistorialrat D. Conrad und Hofprediger Richter-Reichhelm, die der Goßner-Mission in guten und in bösen Tagen und durch schwere Krisen hindurch den Weg gewiesen haben. Wir erbitten für ihn und sein verantwortungsvolles Amt Gottes Segen.

Seinen 85. Geburtstag feierte in jugendlicher Frische der Ehrenvorsitzende unseres Kuratoriums, Hofprediger Walther RICHTER-REICHHELM, (Berlin-Lichterfelde 1, Herwarthstr. 8/9). Er ist unseren Lesern kein Unbekannter. Wir alle lieben und ehren ihn und befehlen ihn der Güte unseres Gottes.

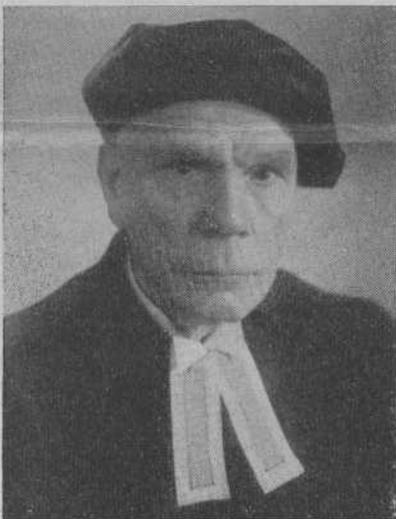
Pastor Hermann Kloß und Frau



Hochzeitspaar Saban Surin und Frau Sushil Mani



Mit großer Dankbarkeit gedenken wir auch unseres Bruders, des Missionspfarrers Wilhelm RADSICK (Salzgitter-Steterburg, Stift 2), der am 7. November v. J. 80 Jahre alt geworden ist. Ein ganzes Menschenalter hat Bruder Radsick der Goßner-Mission im besonderen in Assam gedient (bis zum 2. Weltkrieg), und er steht auch heute noch



unermüdet im Kirchen- und Missionsdienst. Gott segne und behüte ihn und die Seinen!

4. Aussendungen:

Pastor Dr. PEUSCH, der sich noch kurz vor seiner Ausreise mit einer Dissertation über „Augustin und Cicero“ den theologischen Doktorgrad an der Universität Mainz erwarb, ist am 12. Dezember mit seiner Familie in Rourkela eingetroffen. Es hieß, daß für ihn nur ein Einbett-Fremdenzimmer als Unterkunft zur Verfügung stünde; aber als er zu aller Überraschung plötzlich mit seiner 4köpfigen Familie in Rourkela eintraf, bewirkte „das gerüttelt volle Maß an Erstaunen erregendem Gottvertrauen“, daß er sofort ein ganzes Bungalow zugewiesen bekam. Mit den Weihnachtsgottesdiensten hat Pastor Dr. Peusch seine Arbeit in der deutschen Auslandsgemeinde in Rourkela aufgenommen.

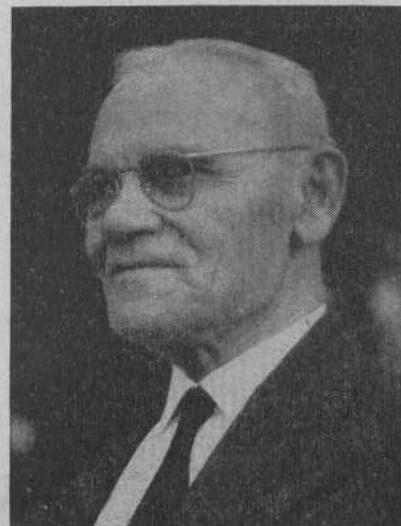
Wir haben die große Freude, unseren Freunden mitzuteilen, daß Pastor KLOSS mit seiner Frau die Einreisegenehmigung nach Indien erhalten hat und am 28. Februar d. J. von Genua ausreist, um der Goßnerkirche am Theologischen College in Ranchi als Lehrer zu dienen.

Gleichzeitig erhielten wir die schmerzliche Nachricht, daß die Einreisegenehmigung für unseren Bruder Heinz ECKART, der vor kurzem das 1. theologische Examen an der Kirchlichen Hochschule Berlin abgelegt hat, endgültig verweigert worden ist. Br. Eckart tritt nun in die Heimatarbeit der Goßner-Mission ein, mit Wohnsitz in Espelkamp/Westfalen.

Nachrichten aus Indien

Der unseren Mitarbeitern und Lesern von seinem Deutschlandaufenthalt gut bekannte junge Pastor Saban SURIN hat am 9. Dezember v. J. geheiratet. Zum Hochzeitsmahl (Reis und Tee) waren nach indischer Sitte Hunderte von Gästen eingeladen. Wir zeigen das glückliche junge Paar im Bilde. Saban Surin hat, wie auch Dr. Bage, seine Tätigkeit am Theologischen College aufgenommen, während seine junge Frau — ganz modern — auch noch nach der Heirat ihr Universitätsstudium als Lehrerin zum Abschluß bringt.

Die kirchenpolitischen Spannungen in der Goßnerkirche bestehen immer noch fort. Zwischen dem Goßner-Kuratorium



Bilderreihe von oben nach unten:

(links) Dr. Moeller,
Richter-Reichhelm, Heinrich Grothaus †

(rechts) Lic. Stasch, Stiefken, Schaaf, Radsick

in Berlin und der Kirchenleitung der Goßnerkirche in Ranchi hat ein guter Meinungsaustausch stattgefunden. Auf Wunsch des Kuratoriums hat die Goßnerkirche den Bischof Dr. MANIKAM von der Tamulenkirche in Südindien zum Vorsitzenden einer Kommission gewählt, die den Streit in der Goßner-

kirche schlichten soll. Bekanntlich geht es bei diesem Streit um den Stammesgegensatz zwischen den Uraos und Mundas; aber auch persönliche Gegensätze spielen mit hinein. Wir hoffen sehr, daß die zur Wiederherstellung von Frieden und Einheit berufene Kommission unter dem Vorsitz des in der

ganzen Ökumene bekannten indischen Bischofs ihre Arbeit bald aufnimmt. Wir wollen Gott darum bitten, daß er den verantwortlichen Männern in der Goßnerkirche Einkehr, Buße und den guten Willen zur gegenseitigen Vergebung der Schuld und zu einer neuen Gemeinschaft schenken möchte. L.

Kurz vor Erscheinen unseres Blattes erreichte uns völlig unerwartet die schmerzliche Nachricht, daß unser Bruder

PASTOR HEINRICH GROTHAUS

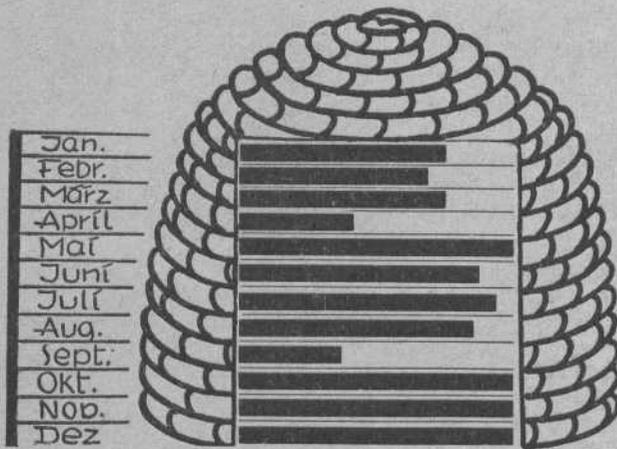
Oberbauerschaft / P. Beendorf ü. Bünde / Westfalen, in der Nacht vom 19. zum 20. Januar, vom Herzschlag getroffen, fast unbemerkt in Frieden heimgegangen ist. Beide Goßnerhäuser - in Berlin und Mainz-Kastel - Pfarrer und Gemeinden in ganz Westdeutschland gedenken seiner in Dankbarkeit. Über dem Leid aber, das über die Seinen und uns gekommen ist, steht sieghaft der von Schwester Grothaus selbst gewählte Text, über den Missionsdirektor D. LOKIES beim Begräbnis von Bruder Grothaus predigte: 1. Korinther 15, 55 und 57. Kuratorium der Goßner-Mission

Dank und Bitte im Rückblick auf das Jahr 1957

Wir haben Gott und Menschen viel zu danken. Gott hat uns durch manche Not wunderbar hindurchgeleitet. Und die uns mit ihrem Gebet und Opfer tragenden Gemeinden, Pastoren und Mitarbeiter haben uns nicht im Stich gelassen. Das beweist unser Missionsbasar, der einen Ertrag von rund DM 4000.— einbrachte. Das beweisen im besonderen die bei uns eingegangenen Spenden und Gaben während der letzten drei Monate. In dieser Zeit ist das Defizit der vergangenen Monate fast aufgeholt worden. Wir können dafür nicht dankbar genug sein; denn hinter diesen Zahlen steht mehr als Geldeswert, steht Glaube, Gehorsam, Liebe und die unerschütterliche Hoffnung, daß Gottes Reich kommt — zu uns und auch durch uns.

Mit diesem Dank für alle erfahrene treue Hilfe verbinden wir aber zugleich auch eine herzliche und dringende Bitte: Aus allen Berichten unserer Missionsgeschwister geht hervor, daß Indien und im besonderen auch das Gebiet der Goßnerkirche vor einer Hungersnot steht. Die Flüsse und Brunnen trocknen aus; überall ein großes Fischsterben. Der Preis für Reis steigt erschreckend. Die Einnahmen der Kirche sinken, so daß die Kirchenleitung in Ranchi dringend um zusätzliche Hilfe bittet.

So können wir Euch, liebe Brüder und Schwestern, aus Eurer Mitarbeit nicht entlassen; wir müssen Euch von ganzem Herzen bitten, das indische Missionsfeld erneut in Eure Fürsorge und in Euer Gebet hineinzunehmen — Gott zudank und unsern indischen Brüdern zuliebe. L.



Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. Dezember 1957

betragen 180 000,— DM

sie beträgt 169 931,63 DM

Wir haben zuwenig

gesammelt 10 068,37 DM

Unser Gabenkonto:

Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

*Neu = Aufspinnungen von Gossner, Gossner Mission, Berlin, 1960
Neu = Übertragung / Portrait Druck in Hoffburg beim Ministerium - Februar 1961/1 -*

Gossners Missionsblatt

Berlin, Februar 1960 (Nr. 1) DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE Gegründet 1834



Sammelaktion in Mainz-Kastel für einen Traktor in Indien
Unser indischer Theologiestudent Paul Singh und ein Vertreter der Belegschaft des Zementwerks Dyckerhoff: Ernst Will

Neu-Aussendungen nach Indien

Am Mittwoch, dem 13. Januar, wurden in einem Gottesdienst in der Zwölf-Apostel-Kirche in Berlin unsere beiden Missionsschwestern *Ursula von Lingen* und *Maria Schatz* durch Konsistorialpräsident *Andler* für den missionsärztlichen Dienst im Hospital der Goßner-Kirche in Amgaon (Staat Orissa) nach Indien ausgesegnet. Monatelang hatten wir auf die Einreiseerlaubnis der Indischen Regierung gewartet. Jetzt traf sie ganz unerwartet und so plötzlich ein, daß die Aussicht bestand, daß die beiden Schwestern noch vor

lerin. Sie hat die Bibelschule in Salzuflen besucht, und zwar gemeinsam mit den indischen Schwestern *Parakleta Kbes* und *Daisy Hemrom*, durch die sie für den Missionsdienst gewonnen wurde.

Am 14. Januar flogen unsere beiden Schwestern vom Berliner Flughafen Tempelhof ab und landeten mit 26stündiger Verspätung am Sonnabend, dem 16. Januar, in Calcutta. Sie wurden dort von Pastor *Kloss* und seiner Frau abgeholt und mit Hilfe von Pastor Dr. *Peusch*, Rourkela, nach Amgaon wei-



Ursula von Lingen

Abreise unserer Schwester *Ilse Martin*, die am 1. Februar auf Heimaturlaub fährt, in Amgaon eintreffen könnten. Dann allerdings sahen wir uns genötigt, sie auf dem Luftwege nach Indien auszusenden. Im Anschluß an den Gottesdienst waren wir mit den Schwestern, ihren Angehörigen und einem kleinen Mitarbeiterkreis der Goßner-Mission noch im Friedenauer Missionshaus zusammen, um voneinander Abschied zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit schilderten beide Schwestern sehr anschaulich und lebendig ihren Werdegang. Beide haben zuerst ihr deutsches Krankenschwester-Examen gemacht, um sich dann in England noch das englische Diplom zu erwerben. Sie sind dort auch beide zu Hebammen ausgebildet worden; Schwester *Maria Schatz* hat außerdem auch noch eine Prüfung als Operationsschwester abgelegt.

Schwester *Ursula von Lingen* ist zugleich MBK-



Maria Schatz

tergeleitet. Die Freude unserer Schwester *Ilse Martin*, die länger als ein Jahr ohne die Hilfe eines Arztes oder einer anderen deutschen Schwester dem Ansturm der Patienten standgehalten hat, war unvorstellbar groß. Sie erhielt jetzt die Möglichkeit, ihre beiden Mitschwestern wenigstens noch eine kurze Zeit in die Hospitalarbeit einzuführen.

Bei der indischen Regierung in Delhi liegen noch drei weitere Anträge auf Einreisegenehmigung vor:

1. für einen Missionsarzt, Dr. *Christoph Gründler*, seine Frau und seine Tochter (Kuranstalt Hohe Mark bei Frankfurt/Main);
2. für den Bauingenieur *Werner Thiel* und seine Familie (Wolfsburg/Hann.);
3. für den Missionslandwirt Dr. *Heinz Junghans* und seine Frau, die ausgebildete Obstzüchterin ist (Westberlin).

Sie alle haben eine dreifache Aufgabe in Indien zu lösen. Sie sollen für die Goßner-Kirche eine Ausbildungsstätte für indische Krankenschwestern, eine technische und eine landwirtschaftliche Schule mit angeschlossener Musterfarm aufbauen. Bruder *Tbiel* soll außerdem der Goßner-Kirche auch als Bauberater zur Verfügung stehen und die Finanzen der Goßner-Mission in Indien verwalten.

Diese vielfältigen Aufgaben, die die Goßner-Mission im Raume der Goßner-Kirche in Indien durchzuführen beschlossen hat, fügen sich genau in den weltweiten Aufgabenkreis ein, für den gegenwärtig in der Deutschen Evangelischen Kirche die gesamt-kirchliche Sammelaktion „Brot für die Welt“ durchgeführt wird. So haben wir denn die große Freude gehabt, daß im Rahmen dieser Aktion die Gemeinden und die Belegschaft des Volkswagen-Werkes

Wolfsburg für das Missionshospital in Amgaon einen komplett ausgestatteten VW-Sanitätswagen gespendet haben. Pastor *Dobrmann*-Wolfsburg scheute sich nicht, für diesen guten Zweck an der belebtesten Straßenecke in Wolfsburg den Leierkastenmann zu spielen. Und die Belegschaft in dem Zementwerk Dyckerhoff in Mainz-Kastel, mit dem Pastor *Symonowski* und das ganze Goßnerhaus am Rhein seit seinen Gründungsjahren aufs engste verbunden sind, hat die Mittel für einen ganzen Traktor aufgebracht, der auf der geplanten indischen Missionsfarm Verwendung finden soll.

So stehen denn alle unsere Neu-Aussendungen im Zeichen des die ganze Welt umfassenden oekumenisch-diakonischen Dienstes, zu dem Gott die heimatische Kirche erwecken will. Lokies



Sammelaktion in der Volkswagenstadt Wolfsburg. Pastor Dohrman an der Drehorgel

Indische Kirche auf dem Wege zur Neuordnung

Langsam, in der Dunkelheit gleichsam tastend, bewegt sich das Auto unserer indischen Brüder aus Ranchi über den holprigen Landweg, der von der Hauptstraße zu dem nahen Dorf Khutitoli abzweigt. Angekommen an dem Eingang des großen Grundstückes, das der Goßner-Kirche in Khutitoli gehört, entsteigen dem Wagen *Jilo Tiga* und *Mukut Horo*, der Präsident und der Kassierer des Kirchenrates. Ihnen folgen Pastor *Joban Kujur* und Ingenieur *Paul David Panna*, der Präsident und der Sekretär der

Nordzone unsrer Goßner-Kirche. Sie gehören alle zu dem „Vertrauensrat“ („Advisory-Board“), der auf der letzten Generalsynode der Kirche im Anfang dieses Jahres eingesetzt wurde und in dem die Hauptgruppen der Goßner-Kirche vertreten sind. Als Sekretär dieses Ausschusses bin ich zusammen mit Bruder *Kandulna*, einem weiteren Mitglied des Vertrauensrats und Ingenieur von Beruf, bereits am Nachmittag vorausgefahren. Wir nehmen die anderen in Empfang.

„So spät?“ frage ich. „Ihr habt wohl schon unter-



Im indischen Dorf

wegs Sitzung gehalten?“ Sie antworten lachend, indem sie zugleich von ihren kleinen Abenteuern unterwegs berichten, die bei einer Fahrt mit dem berüchtigt alten Auto der Kirchenleitung selten ausbleiben. Das Verhältnis der Ausschußmitglieder untereinander war seit der ersten Sitzung ein freies, offenes und brüderliches, so daß es auch durch manche kritische Auseinandersetzung in schwierigen Fragen nicht erschüttert werden konnte. Heute abend jedoch tragen wir bei aller Heiterkeit eine nicht geringe Spannung im Herzen. Es geht um Khutitoli! Jeder Unterrichtete weiß, daß vor einigen Wochen da draußen auf den Reisfeldern Bruder gegen Bruder die Hand erhoben hat. Der reiche Bodenbesitz, von den alten Missionaren einst zum Besten der Kirche erworben und gepflegt, ist heute für viele eine große Anfechtung geworden. Es kommt zu keiner straffen Organisation der Arbeit und modern wirtschaftlichen Auswertung des Grundbesitzes wegen der beschränk-

ten Anzahl fachmännischer und führender Kräfte aus den eigenen Reihen der Kirche. Da ferner die Dorfbewohner bei der allgemeinen Kargheit Chota Nagpurs von Haus aus arm sind, denkt jeder an sich und nicht an das Wohl der ganzen Kirche. Es sind hier und dort einzelne unter ihnen, die das in dieser Lage erforderliche Ausmaß an Weitblick und Selbstzucht gegenüber dem „Mammon“ nicht aufbringen. Ja, es kommt zuweilen sogar zu Prozessen gegen die verantwortlichen kirchlichen Behörden. In Indien steht selten einer allein. Der Inder denkt von der Gemeinschaft her. Das bedeutet Sicherung gegen Individualismus und Willkür. Es kann aber auch zugleich Sippen- und Stammesdenken, d. h. Gruppenbildung zur Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke, bedeuten.

Unser Dienst beginnt am Sonntag Vormittag. Diese Gemeinde hat noch einen zweifachen Gottesdienst entsprechend der Gruppenbildung. Das hat heute schon an mehreren Orten aufgehört, und man ist meist zu dem alten gemeinsamen Gottesdienst zurückgekehrt. Aber Khutitoli ist noch nicht so weit. Ich predige daher in beiden Gottesdiensten. Den Text bilden die Worte des Apostels: „Ist nun bei euch Ermahnung in Christus, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barm-

Phil 2, 1-2



Die junge Mannschaft der Goßner Kirche.

Von links nach rechts: Dr. Marsallan Bage, Pastor Saban Surin, Pastor Martin Tete. Rechts oben zur Wand gekehrt: Pastor Nirmal Minz

herzigkeit, so machet meine Freude völlig und seid eines Sinnes, habt gleiche Liebe, seid einmütig und einhellig. Tut nichts aus Zank oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den andern höher als sich selbst; und ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist.“ (Philipp 2, 1—4)

Am Nachmittag wird die Arbeit in der Sitzung aufgenommen, die wir mit Gebet beginnen. Nachdem zunächst der Ausschuss sich darüber einig geworden ist, was der Grundbesitzverwaltung empfohlen werden soll, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, wird die Gemeinde von beiden Seiten zusammengerufen. Die Verhandlungen ziehen sich stundenlang hin. Es ist Nacht geworden, und der Schein der Petroleumlampe wechselt zwischen grellem, trübem und normalem Licht — fast ein Gleichnis für das sich hin und her bewegende Gespräch. Die Dorfleute sind nicht über alle Vorgänge und Folgen der letzten großen Generalsynode klar im Bilde. Es gilt Geduld zu haben. Schließlich kommen wir zur Ernennung eines Komitees, in dem beide Seiten vertreten sind und das der zentralen Grundbesitzverwaltung in Ranchi unmittelbar verantwortlich ist. Danklied und Dankgebet beschließen den Abend.

An diesem Nachmittag habe ich eine bemerkenswerte Feststellung gemacht. Khutitoli hat mit seinen rund 300 Morgen den größten Landbesitz der Kirche. Was ist nun der Ertrag des Jahres 1959? Man deutet in eine Zimmerecke hin, wo unter einer Stroh- und Lehmschicht der Ertrag — es ist ausschließlich Reis — verwahrt liegt. Ich traue fast meinen Ohren nicht, als ich eine Menge genannt bekomme, die nach unserem Maß nicht mehr ist als ungefähr 400 Kilogramm. Bewässerung und Organisation der Arbeit seien die großen ungelösten oder nur halb gelösten Probleme, das ist die Erklärung.



Pastor Kloß und Frau. In der Mitte Frau Surin

Früher war alles gut gelaufen, sagt man; aber heute fehlt die rechte Erfahrung. Da erzähle ich von unserem Diplomlandwirt Dr. Junghans, den wir aus Deutschland zur Mitarbeit rufen wollen. Die Vertreter beider Gruppen antworten einstimmig: „Der muß nach Khutitoli kommen!“

Der nächste Tag führt uns wieder weiter nach Kokedega. Diesmal geht's durch das teilweise recht tiefe Wasser eines Flusses. Einer hilft dem anderen beim Durchschreiten, weist ihm die richtige Furt nach seinem besten Wissen und Vermögen. Und wieder wird mir für einen Augenblick dies Bild zum Gleichnis: Kirche in Indien hat keinen Platz und keine Zeit für Gruppenbildung. Das merkt sie heute selber auf Schritt und Tritt, weil sie nicht stehenbleiben, sondern voranschreiten will.

H. Kloß

Abschiedsgruß aus Amgaon

Amgaon, den 25. 11. 1959

Ihr Lieben in der Heimat!

Ich muß doch die jetzige Gelegenheit, wo wir nicht ganz so viel zu tun haben, dazu benutzen, Euch noch einen letzten Brief aus Indien zu schreiben. Ich habe nämlich das Gefühl, daß ich vor meiner Abreise kaum noch zum Schreiben kommen werde. Jetzt höre ich Euch natürlich fragen: Ja, ist es denn schon so weit, daß Du an die Heimreise denken kannst? Ist denn schon eine Ersatzperson für Dich da? Nein, meine Lieben, bis jetzt ist noch niemand hier aufgekruzt, der die Arbeit von mir übernimmt; aber ich



Indische Helferin



Schwester Ilse Martin

habe immer noch Hoffnung. Bis zum 12. Februar 1960, dem Abfahrtstag meines Schiffes, ist ja auch noch etwas Zeit — aber dazwischen liegen Weihnachten, Neujahr, die geplante Hochzeit zweier unserer Leute, wozu sie natürlich Urlaub haben wollen, eine Fahrt nach Sambalpur zur Erledigung von Formalitäten, damit man mich auch wieder nach einem Jahr hereinläßt, eine Fahrt nach Jharsuguda, um meine Einkommensteuergeschichte in Ordnung zu kriegen, eine Fahrt nach Calcutta, um meine Fahrkarte usw. zu holen. In Bombay sind vor der Abreise auch noch Formalitäten zu erledigen. Und dann hatte ich eigentlich die Absicht, mir vor der Reise noch ein paar Kleider zu nähen, aber ob daraus etwas wird?? Ihr seht also, vor mir liegt ein reichhaltiges Programm. Soll ich gleich mit dem Vorausblicken weiterfahren und dann erst die rückwärtige Schau anfügen? Ich glaube, das ist das beste. Also, wie die meisten von Euch schon wissen, will ich nicht gleich direkt nach Hause fahren, sondern mir erst die Welt noch ein bißchen ansehen. So habe ich also die Absicht, von Bombay nach Australien zu fahren, dann weiter nach Neuseeland und über Honolulu nach Los Angeles. In Amerika will ich mich dann von Freund zu Freund per Auto weiterreichen lassen, bis ich bei meiner Cousine in der Nähe von New York ankomme. Mitte Mai wollen wir dann zusammen nach Deutschland fahren. Aller Voraussicht nach werden wir am 19. Mai in Bremerhaven ankommen. Also, wer mit Blumenstrauß ans Schiff kommen will, merke sich diesen Tag! Als Erkennungszeichen werde ich mir eine rote Rose ins Knopfloch stecken, denn es wird nicht so einfach sein, mich in meiner veränderten Form, will sagen: veralteten Form, mit grauem Haar usw., in der Menge zu finden. Wie dem auch sei, ob Ihr ans Schiff kommt oder nicht, ich freue mich schon riesig auf das Wiedersehen mit jedem von Euch!

Nun der Rückblick auf 1959 — viel ist doch nicht mehr davon übrig. Da anstelle von Dr. *Bischoff* kein neuer Doktor hier erschien, mußte ich mich wieder allein hindurchfinden. Etwas leichter als früher war es dadurch, daß ich nun den Compounder (Verwalter) *Luther Minz* zur Hilfe hatte, der ja als männliche Schwester ausgebildet ist und sozusagen auch noch eine halbe Apothekerausbildung hat. So untersuchte ich immer nur die Patienten und schrieb meine Anweisungen — z. B. welche Spritzen zu geben waren — auf den Behandlungszettel, und er erledigte alles mit Hilfe der beiden Mädchen *Bina* und *Sushila*, die ich mir angelernt habe. Sie haben sich schon recht gut eingearbeitet, sind aber natürlich keine ausgebildeten Schwestern. Ich hoffe, daß wir ihnen hier später noch eine gute Ausbildung geben können. *Luther Minz* will *Sushila* heiraten — da wird sie wohl an keiner Ausbildung mehr teilnehmen. Trotz dieser Hilfe habe ich aber keinen Urlaub nehmen können, und die heiße Zeit, die in diesem Jahre besonders schlimm war, hat mir doch ziemlich zu schaffen gemacht. Aber auch das ging vorüber, und die Regenzeit erfrischte nicht nur die Natur, sondern auch meine Lebensgeister. Jetzt bin ich — Gott sei Dank — wieder ganz oben auf. Mit dem vielen Wasser brachte uns die Regenzeit diesmal aber auch viele Schlangen, besonders die gefährlichen Kobras, die es besonders auf meine Hühner abgesehen hatten. Drei von diesen Bestien haben wir allein in meinem Hühnerstall zur Strecke gebracht. Ich hoffe, daß sich nicht so bald wieder welche sehen lassen. — Nach dem Ende der Regenzeit habe ich mich auch noch als Bauherr betätigt, weil wir ein neues Dach auf dem Schwesternhaus haben mußten. Da wir noch ein paar Ziegel übrig hatten, habe ich gleich noch hier und da einige Verschönerungen vornehmen lassen. Die Hauptsache ist fertig; aber hier und da gibt es doch noch etwas zu tun. So allmählich hoffe ich, daß alles ein bißchen schöneres Aussehen bekommt. Es kostet eben alles auch Geld. Ich hatte etwas Überschuß in der Kasse, wovon ich alles bezahlen konnte. Die Heimat hat jetzt genug zu tun, um das nötige Geld für die Heimfahrt der Schwestern aus Govindpur aufzubringen, meine Heimreise und die Ausreise von zwei Schwestern und einem Arzt, einem Missionslandwirt und einem Missionsingenieur mit Familien zu finanzieren. Meinen Umweg bekomme ich allerdings nicht bezahlt, den habe ich mir hier bei meinem einfachen Leben zusammengesparrt. Es reicht noch nicht ganz, ich hoffe aber, es noch irgendwie zusammenzubekommen. Fortsetzung des Berichtes folgt mündlich!

Herzliche Grüße Ihre
Ilse Martin

Was macht ihr denn den ganzen Tag in Tabita?



Das neue Unterrichtsgebäude der Tabitaschule

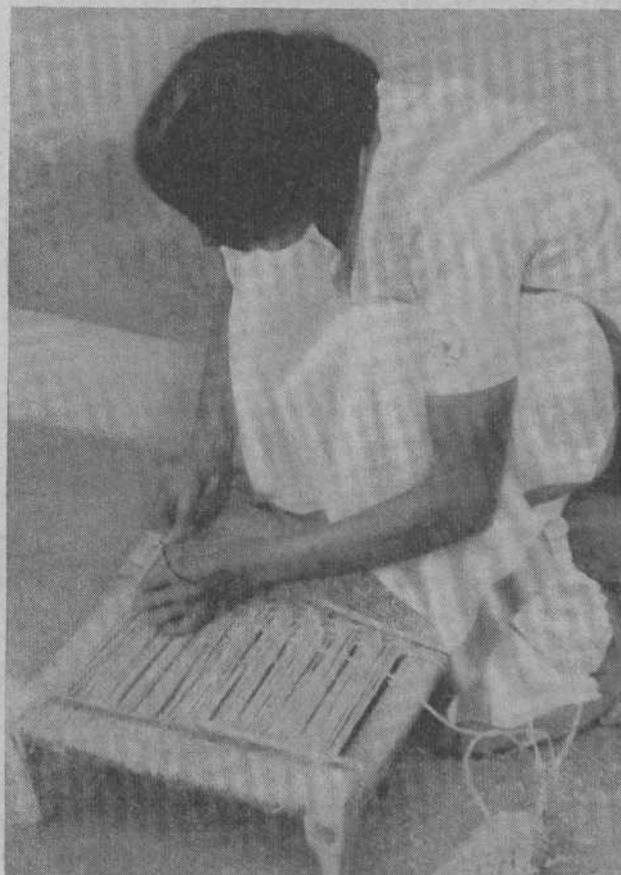
Was macht Ihr den ganzen Tag in Tabita? Was essen Sie? Was unterrichten Sie? Und andere Fragen stehen oft in Briefen. So will ich heute davon etwas erzählen.

„Rrrri - i - i - i ...!“ „Kikeriki - i - i - i ...“ Wir wachen lachend auf: Wer war der Erste? Der Wecker? Oder der Hahn? Hat der Wecker den Hahn geweckt? Oder hat der Hahn den Wecker geweckt? Schwer zu entscheiden! Wie oft tönt beider Ruf so gleichzeitig! Wie oft haben wir darüber beim Auf-



Tabitaschülerinnen beim Kochen

stehen philosophiert: Wer war der Erste? Wir haben die Antwort noch nicht gefunden. Jedenfalls Hahn, Wecker und wir sind Frühaufsteher: um 3 Uhr morgens; unsere Töchter stehen um $\frac{1}{2}$ 4 — $\frac{3}{4}$ 4 Uhr auf. Herrlich, diese Stille des Morgens. Bis zum Anfang des Unterrichts um 6 Uhr muß mancherlei in Haus, Wirtschaft und Hühnerhof geordnet werden. Eine verzwickte Frage morgens ist: Was wollen wir essen? Ja, was gibt es denn? Ringsum kein Laden. Es ist schwierig, Abwechslung zu schaffen. Wir sagen



... beim Flechten

manchmal: ein Glück, daß wir nicht verheiratet sind und Hausfrauenpflichten haben. Trotz anstrengenden Nachdenkens bekommen wir keinen abwechslungsreichen Tisch zusammen. Auch in Tabita hat jede ihr Amt, damit alles beim Schulbeginn ordentlich und sauber aussieht. Wir lieben keine Hast, darum stehen wir so früh auf. Abgehetzt kann man nicht Gottes Wort unterrichten. Was wir morgens essen? Nun, Haferflockenbrei mit Milch; unsere Töchter: Marua-Brei. Ihre Milch (amerikanische Gabe) trinken sie in der Pause. Nicht, daß wir Haferflocken so lieben (sie heißen bei uns auch Tränen-Flocken) — es macht halt satt und ist nicht dasselbe wie zum Nachmittagskaffee, wo es Brot und Butter gibt. Unsere Mädchen spielen vor dem Unterricht noch eine halbe Stunde oder turnen. Dann ist's 6 Uhr. Von 6 — $\frac{3}{4}$ 7 Uhr:

Neues Testament. $\frac{3}{4}$ 7 — $\frac{1}{2}$ 8 Uhr Katechismus (1. Jahr: Vaterunser, 2. Jahr: die Sakramente). 20 Minuten Pause. Dann eine Stunde Altes Testament. Von $\frac{1}{2}$ 9 — $\frac{1}{4}$ 10 Uhr Katechismus (10 Gebote) an drei Tagen; an anderen: Apostelgeschichte. Auch einfaches Haushaltsrechnen wird einmal in der Woche geübt. Von $\frac{1}{4}$ 10 — 10 Uhr unterrichten unsere indischen Lehrerinnen: „Die christliche Familie“, „Das christliche Haus“, „Christliche Kindererziehung“, „Einfache Hausmedizin aus indischen Pflanzen“, „Kochrezepte u. a. Praktisches fürs Haus“.

Unsere Schar ist in vier Gruppen geteilt, die die Namen von vier Gemeindegewerinnen der ersten christlichen Gemeinde tragen, von denen Paulus Römer 16 sagt: „... welche viel im Herrn gearbeitet haben.“ Sie heißen: Tryphäna, Tryphosa, Persis und Phöbe. Von 10 — 12 Uhr, bis zum Mittagessen, kommen nun an die Reihe: Kochen, Hausarbeiten, Wasser vom Brunnen holen, auf diese vier Gruppen verteilt. Alle baden vor dem Mittagessen im „Jordan“ und „Enon“, wie die Waschräume in „Tabita“ heißen.

Was unsere Töchter essen? Nun: Reis und Dal (eine Art Linsen oder Erbsen), Gemüse. Von April bis Anfang Juli gibt es das nur sehr kümmerlich. Es wächst nirgends etwas wegen der Hitze. Reis und Dal (mit oder ohne Gemüse) gibt es zum Mittag- und zum Abendessen. Beim besten Willen läßt sich keine Abwechslung schaffen. Unsere Töchter können immer Reis essen. Und durch Gottes Güte haben wir im vergangenen Jahre das Essen ungeschmälert geben dürfen. Da Schwester Anny mit außerordentlicher Energie und Geduld und Liebe unsere Hühner

gut füttert, können wir unseren Mädchen auch Eier geben. Nur zum Sonntag wird geschlachtet; so gibt es wöchentlich einmal Fleisch. Nach dem Mittagessen ist Ruhe, eine Stunde lang. Erst wehren sich die Mädchen gegen diese Ordnung, lieben sie aber bald und schnarchen tief.

Um 2 Uhr geht es weiter: zwei Stunden Methodik. Ein schwieriges Thema. Die Mädchen haben von der Schule her nicht gelernt, Dispositionen zu machen, gute Aufsätze und Erzählungen lebendig zu schreiben. Und nun ist das ein mühseliges Ackern, daß sie lernen, einen Bibeltext klar und lebendig auszuarbeiten und logisch aufzubauen. Sie sollen ja später als Gemeindegewerinnen Jugendbibelstunden, Mütterbibelstunden halten und Kinderarbeit tun.

Von 4 — 6 Uhr haben drei Gruppen „Study“, d. h. sie machen ihre Hausaufgaben. Eine Gruppe kocht. Abends ist dann noch einmal Study-Zeit, dann Abendandacht. 8.15 Uhr müssen alle auf ihren Matten liegen. „Betten“ kann ich nicht sagen. Die haben wir noch nicht, laut Beschluß des Kirchenrates.

Einmal in der Woche wandern alle Mädchen in den Wald, um sich von den Bäumen ihre Zahnbürsten zu pflücken: Blätterstengel von bestimmten Bäumen, die sie zu Pinseln zerkauen, um sich damit Gaumen, Zunge und Zähne zu reinigen.

Abends gehen auch wir „mit den Hühnern zu Bett, und mit den Hühnern stehen wir wieder auf.“

Doch jetzt endlich Schluß. Da ist noch mehr zu erzählen vom Leben und Treiben in Tabita; aber: ich will nun schweigen. Wer hat denn Zeit daheim, das alles zu lesen??

H. Schmidt



Pastor Theodor Jaeckel,
Kobe/Japan

Christliches Geben

Christen geht immer ein Stück von ihm selber. Wir teilen unsere Dinge, die wir als von Gott kommend und ihm gehörend verstehen, mit dem Nächsten um Gottes willen. Der Christ gibt so, daß dabei die Bedeutung des Kreuzes als der großen Gabe des Lebens für die Rettung der Welt deutlich wird.

Gott will mit der Gabe den Geber haben.⁴⁾ Die Bibel nennt diesen Einsatz der ganzen Person um des andern willen „Liebe“.⁵⁾ Ein Geben ohne diese sich selbst hingebende Liebe hat natürlich auch seinen Nutzen für den Empfänger, aber es hilft dem Geber nicht. Selbst wenn er regelmäßig und seinem Einkommen entsprechend gibt und also wirklich Opfer bringt, so erlebt er durch ein Geben ohne Liebe und Selbsthingabe doch keine Erneuerung und Befreiung.⁶⁾

2. Geben ist nicht so sehr Ausdruck einer moralischen Haltung, sondern ein gottesdienstlicher Akt.⁷⁾

1. Christentum ist eine Religion des Gebens. Gott gibt sich in Christus, und der Glaubende gibt sich Gott und dem Nächsten.¹⁾ Der Christ kann also das Geben nicht abmachen, wie man Weihnachtsgeschenke erledigt, sondern er gibt mit seiner Gabe nicht etwas von sich, sondern sich selber.²⁾ Eine Gegenleistung erwartet er nicht.³⁾ Mit der Gabe des

¹⁾ Joh. 3, 16; Mk. 10, 45; 2. Kor. 5, 15; 8, 5. 9.; Apg. 20, 35.

²⁾ Mth. 13, 44—46.

³⁾ Mt. 10, 8.

⁴⁾ Lk. 21, 1—4; 2. Kor. 8, 5.

⁵⁾ 1. Kor. 13, 3; Lk. 7, 36—50.

⁶⁾ Lk. 13, 12—14.

⁷⁾ Röm. 12, 1.

Wir geben um Gottes willen. Weil er im Mittelpunkt unseres Lebens steht, können wir ihn nicht mit Resten abspesen. Ein Christ gibt nicht, um sich einer Pflicht zu entledigen und dann mit seinen Gütern für sich allein sein zu können. Sondern sein Geben bringt die Art seiner Gottesverehrung zum Ausdruck. Wenn Christen geben, verlieren sie nichts von ihrem Leben, sondern erfüllen es.⁸⁾

3. Wir sind nicht Besitzer, sondern Verwalter dessen, was wir haben. Der Wechsel von der Haltung des Besitzens zu der des Verwaltens gibt der ganzen Lebensführung ein neues Gepräge. Man nimmt Abstand von allem, was man hat. Man stellt Gott seine Güter zur Verfügung und läßt ihn über ihre Verwendung bestimmen. Das Gebetsleben wird konkret. Es bleibt nicht im Seelischen, sondern dient zum Fällenden sachlicher Entscheidungen.

4. Die Verwaltung von Gott gehörenden Fonds erfordert Urteilskraft. Wo wird das Gott gehörende Geld am zweckmäßigsten verwandt? Um es möglichst sinnvoll zu gebrauchen, muß man sich ein Verständnis der Nöte der eigenen Kirche und der Gemeinde, in der man lebt, erwerben, und die gegenwärtige Lage der Inneren und Äußeren Mission kennen. Einsicht und Weisheit sind zum rechten Geben nötig.

5. Der Christ gibt regelmäßig. Er folgt nicht einem Gefühlsimpuls und greift schnell in die Tasche, weil er gerade etwas übrig hat. Sondern er weiß, was und warum er gibt. Er kommt zum Geben innerlich und äußerlich gerüstet. Geben ist für ihn eine zum Glaubensleben gehörende Übung wie Beten und Bibellesen.

6. Der Christ gibt entsprechend seinem Einkommen. Denn er möchte seinen Glauben bezeugen, daß wir in unserem materiellen Gedeihen auf den Segen Gottes angewiesen sind. Er steht nicht unter dem Gesetz des alttestamentlichen Zehnten. Aber er führt mit seinem Gott ein stetes Gespräch, ob zehn Prozent vom Einkommen oder mehr oder weniger als Dank für Gottes Segen beiseite gestellt werden sollen. Der Prozentsatz sollte bei den Wohlhabenderen ein größerer als bei den weniger Bemittelten sein.

7. All dies tut er nicht unter einem Zwang, sondern gelösten Herzens und fröhlich. Er schaut nicht auf das, was andere etwa geben⁹⁾, und vergleicht sich nicht mit ihnen, sondern er schaut auf den Herrn, gibt sich ihm zunächst selbst und weiß dann das Maß seiner Gabe. Er ist fähig, große Dinge für Gott zu tun, weil er Großes von Gott erwartet. Diese Erwartung stellt er durch das Maß seiner Gabe unter Beweis und begegnet dann auch dem Gott, der seine Verheißungen erfüllt.

8. Christliches Geben hat zwei Wurzeln. Die eine ist alttestamentlich und hat ihren Grund in dem

⁸⁾ Mt. 16, 25.

⁹⁾ Matth. 6, 1—4.

Glauben, daß Gott der wahre Besitzer unserer Güter ist und wir diese Dinge nur verwalten.¹⁰⁾ Die andere ist unser Verständnis für das, was er für uns durch Christus getan hat.¹¹⁾

Es ist die große Aufgabe der Kirche, diese Heilstat Gottes in Christus der Welt zu bezeugen und Menschen für Christus zu gewinnen.¹²⁾ Der Durchführung dieser Aufgabe dient die Haushalterschaftshaltung der Glieder der Kirche gegenüber ihrem Geld. Die Kirche erfüllt darum eine zentrale Aufgabe, wenn sie ihren Verkündigungsdienst durch die Erziehung der Gemeindeglieder zum finanziellen Tragen dieses Dienstes sichert.¹³⁾ Wo eine Gemeinde den Geist des Gebens hat, wandelt sich die Gestalt der Kirche entsprechend. Sie wirkt ansteckend. Was im Leben und was in der Kirche geschieht, steht nicht beziehungslos nebeneinander, sondern ist eng miteinander verwoben. Der Gottesdienst wird interessant, weil das Geben ein Teil von ihm wird wie Lobpreis, Bekenntnis, Schrift, Gebet, Predigt und Sakrament. Das öffentliche Ansehen der Kirche gewinnt Bedeutung; denn sie wird in der Beschaffung ihrer Mittel glaubwürdig.

Wenn die Kirche die Beschaffung der nötigen Mittel für den Predigtdienst nicht durch Erweckung der Herzen zur Freude am Mittragen dieser Berufung betreibt, sondern sich dazu weniger riskanter, weltlich erprobter Mittel bedient, tritt sie aus dem fruchtbringenden Prozeß des Sterbens und Auferstehens¹⁴⁾ heraus. Sie lebt dann nicht mehr vom Schauen auf die Verheißung und bewegt sich nicht in der Spannung zwischen Ostern und Wiederkunft, sondern sucht Sicherheit als eine unter anderen menschlichen Organisationen.

Der Aufruf und die Erziehung zur christlichen Haushalterschaft ist etwas, das die Kirche aufgreifen oder auch liegen lassen kann. Nur die christliche Haushalterschaftshaltung kann den Gliedern der Kirche die Spannung, zwischen Ostern und Wiederkunft zu leben, vermitteln. Nur wer sich verantwortlich weiß für den irdischen Programmteil des kommenden Reiches Gottes und daran sein materielles Teil mitträgt, steht in dessen Kommen. Andernfalls hört er wohl als Zuschauer davon, aber es zieht an ihm vorbei.

Theodor Jaeckel, Kobe/Japan

¹⁰⁾ 5. Mos. 8, 11—18.

¹¹⁾ 2. Kor. 8, 9.

¹²⁾ 2. Kor. 5, 9. 10. 14. 15. 20.

¹³⁾ Joh. 12, 24.

¹⁴⁾ In einigen hannoverschen Gemeinden ist bereits der häusliche „Gotteskasten“ erprobt worden. Am Anfang des Monats wird die Summe beiseite gesetzt, die für die verschiedenen kirchlichen Zwecke zur Verfügung steht. „Dabei wurde der Betrag der Kirchensteuer mit in die Verrechnung aufgenommen und dadurch, vor allem durch die Einbeziehung in das Dank- und Fürbittgebet des Gebers, aus einer halb profanen Zwangsabgabe zu einem Teil des geistlich verstandenen Opfers der Familie gemacht.“ W. Thomas, Lebendige Gemeinde, Hannover. S. 33.

Das 2. Industriepraktikum für Theologiestudenten

im Goßner-Haus, Mainz-Kastel, vom 19. August bis 21. Oktober 1959

1. Entstehung des Praktikums:

Die Ev. Kirche in Hessen und Nassau und auch andere Landeskirchen verlangen von ihren Theologiestudenten bei der Meldung zur 1. theologischen Prüfung den Nachweis eines Arbeitseinsatzes in der Industrie. Es hat sich gezeigt, daß der Student als einzelner ohne eine Vorbereitung auf die Fabrikarbeit und ohne eine abschließende Auswertung dieser Erfahrungen kaum in der Lage ist, die sozialen Probleme der industriellen Gesellschaft richtig zu erfassen. Deshalb hat der Ausbildungsreferent der Ev. Kirche in Hessen und Nassau die Goßner-Mission in Mainz-Kastel gebeten, Industriepraktika für Theologiestudenten durchzuführen.

2. Leitung und Teilnehmer:

13 Theologiestudenten nahmen am 2. Praktikum teil. Davon waren sieben aus Hessen und Nassau und die anderen aus fünf anderen Landeskirchen (Rheinland, Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein und

Berlin-Brandenburg), neun waren aus den mittleren Semestern, drei aus dem 1. Semester und einer aus dem 8. Semester. Einer mußte frühzeitig wegen eines Betriebsunfalls und ein anderer wegen Krankheit aufhören. Die Leitung des Praktikums hatten Pastor *Starbuck* (USA) und Pastor Dr. *Börsch*, Mitarbeiter im Goßner-Haus. Pfarrer *Symanowski* und Diakon *Weißinger* halfen bei der Durchführung des Praktikums.

3. Ablauf des Praktikums:

Das Praktikum fing mit einer dreitägigen *Einführung* an. Diese enthielt ein Referat über Kennzeichen der Arbeit in der industriellen Welt von Herrn Dipl.-Volkswirt *Abel*, dem Leiter der Sozialabteilung der Dyckerhoff-Portland-Zementwerke, und ein Referat über die soziale Frage in der industriellen Welt von Herrn *Schuck*, Schlosser bei Dyckerhoff und Vorsitzender des DGB-Ortskartells Wiesbaden-Biebrich, und schloß mit einer Aussprache über die Fragen: Was



Pastorenkursus im Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie, Mainz-Kastel

Ganz links vorn: Diakon Weissinger; vorne ganz rechts: Pastor Symanowski; links daneben: Pastor Starbuck (USA)

geht die soziale Frage uns als Gemeinde an? Und was haben wir als Theologiestudenten in den Betrieben zu suchen?

Es folgte ein achtwöchiger Fabrikeinsatz als Hilfsarbeiter und Schichtarbeiter. Drei Studenten arbeiteten in der MAN (Mainz-Gustavsburg), drei in den Chemischen Werken Albert (Wbn.-Amöneburg), drei bei Kalle & Co. (Wbn.-Biebrich), zwei bei Dyckerhoff (Wbn.-Amöneburg) und zwei bei Blendax (Mainz). Acht waren in der Schichtarbeit und fünf in der Normalschicht.

Während dieser Fabrikarbeit gab es regelmäßige (ein- oder zweimal wöchentlich) Zusammenkünfte, in denen die Arbeit im Goßner-Haus, die eigenen Erfahrungen in den Betrieben und das Buch *Christliche Existenz in der industriellen Welt* von Arthur Rich, besprochen wurden. Am Anfang, in der Mitte und zum Schluß der Fabrikarbeit wurden gemeinsame Ausflüge gemacht.

Das Praktikum schloß mit einer dreitägigen *Schlußbesprechung*, in der die Bedeutung dieser Erfahrung für das künftige Studium und die Aufgabe der Kirche in der Industriegesellschaft (an Hand von einem Tonbandvortrag von *Hans Ruedi Weber*, Genf) besprochen wurden. An einem Abend besprachen die Studenten ihre Erfahrungen und Eindrücke mit fünf Vertretern der Betriebsleitungen von drei Firmen, bei denen sie gearbeitet hatten.

4. Zielsetzung des Praktikums:

Das Hauptziel eines solchen Praktikums ist unseres Erachtens, einen bescheidenen Einblick in die moderne industrielle Arbeitswelt (und deren Mechanisierung, Rationalisierung, Schichtarbeit, Akkordarbeit, Betriebsordnung usw.), in die Auswirkung dieser Arbeit auf die ganze Existenz, ja, auf die Humanität des Industriemenschen, und in die sich daraus ergebende soziale Frage der heutigen Industriegesellschaft zu gewinnen. Weitere Ziele waren, einen Einblick in die Kluft zwischen der Kirche und dem Industriemenschen bzw. der Industrielwelt zu gewinnen und den Anreiz zu einer Neubesinnung über die Aufgabe der Kirche und des Theologen in *dieser* Welt zu bekommen. Aber selbstverständlich kann ein solches Praktikum kein Ersatz sein für eine ausführliche, intensive Untersuchung der Probleme unserer Industriegesellschaft und der Aufgabe der Kirche in dieser Gesellschaft, wie sie z. B. im „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie“ versucht wird.

Es wird uns manchmal sowohl seitens der Kirche wie auch seitens der Unternehmer gesagt, daß ein solches Industriepraktikum, wie wir es im Goßner-Haus bisher durchgeführt haben, *einseitig* sei, weil die Studenten die Probleme nur vom Gesichtspunkt der Arbeiter zu sehen bekommen. Dazu möchten wir folgendes sagen:

Das Hauptziel eines solchen Praktikums ist, wie

gesagt, die soziale Lage des heutigen Industriemenschen kennenzulernen. Wir geben zu, daß es wichtig ist, diese Lage auch vom Gesichtspunkt der Unternehmer zu sehen und auch die soziale Lage der leitenden Angestellten, der Manager usw. kennenzulernen. Wir sind aber der Meinung, daß es einfach unmöglich ist, das alles in einem neunwöchigen Industriepraktikum zu erreichen, und daß bei einem solchen Praktikum das Schwergewicht auf der *sozialen Lage des Arbeiters* liegen muß, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Der Theologiestudent als Akademiker kennt typischerweise die soziale Lage des Arbeiters am allerwenigsten.
2. Die Arbeiter sind in der überwiegenden Mehrheit unter den Menschen, die in der Industrie beschäftigt sind, und ihre soziale Lage ist daher maßgebend für die soziale Lage in der Industrie schlechthin.
3. Der Arbeiter ist in seinem Menschsein durch die sozialen Bedingungen der heutigen Industrie am allermeisten bedrängt und bedroht, und Christen haben daher *seine* soziale Lage besonders ernst zu nehmen.

Es geht letztlich bei der sozialen Frage unserer heutigen Industriegesellschaft nicht um ein materielles Problem, sondern vielmehr um die Frage, wie die Menschlichkeit des Menschen innerhalb der industriellen Arbeitswelt anerkannt und durchgehalten werden kann. Diese Frage läßt sich erst dann lösen, wenn der Arbeitnehmer Anteil an der Gestaltung, Organisation und Bewertung seiner Arbeit gewinnt, wenn er mitreden, mitentscheiden, mitbestimmen und dabei eine gleichberechtigte Person auch in seinem Betrieb werden kann.

5. Auswertung des Praktikums:

Es wäre zu fragen, inwieweit sich dieses Ziel durch ein kurzes Industriepraktikum während des Studiums erreichen läßt. Auf Grund unserer Erfahrungen mit zwei solcher Industriepraktika sind wir der Meinung, daß durch diese Industriepraktika etwas Wertvolles in dieser Richtung tatsächlich erreicht werden kann, daß es aber sehr fraglich ist, ob für die große Mehrheit der Theologiestudenten etwas in dieser Richtung zu erreichen ist, wenn sie ihre Pflicht, sich in der Industrie während des Studiums zu betätigen, als einzelne zu erfüllen versuchen. Wir sind auch der Meinung, daß soviel künftige Pfarrer wie nur möglich und mindestens diejenigen, die für den Dienst an Schwerpunkten der Industriegesellschaft besonders geeignet erscheinen, nach Absolvierung des Theologiestudiums durch eine ausführlichere und intensivere Beschäftigung mit diesen Fragen diese Erfahrungen erweitern sollen.

P. Starbuck / Dr. Börsch

Unsere Mitarbeiter und Arbeit in der DDR



Oekumenisches Arbeitslager in Ostberlin

Liebe Freunde,
heute möchte ich Ihnen ein wenig von dem Tun aller Mitarbeiter der Gossner-Mission in der DDR erzählen und Ihnen dabei zeigen, welche Aufgaben wir haben, welche wir neu sehen und in Angriff nehmen wollen, und wie wir unsere Lage einschätzen.

Als freies Werk der Kirche sind wir in allen Aktionen auf uns und unsere eigenen Kräfte angewiesen. Unser Dienst wird von keiner landeskirchlichen Dienststelle geplant und ist von vornherein nicht abgesichert. Das Schöne aber ist, daß die Landeskirchen — und hier besonders Berlin-Brandenburg und Provinz Sachsen — uns rufen und uns mit unseren Arbeiten ganz ernst nehmen und auch nach Kräften versuchen, uns finanziell zu helfen.

Ich möchte Ihnen nun die bei uns angestellten Mitarbeiter vorstellen und Ihnen erzählen, was die Einzelnen für Aufgaben haben und was sie im letzten Jahr am meisten beschäftigt hat.

Wolf-Dietrich *Gutsch* ist weiterhin mit der Durchführung Oekumenischer Aufbaulager in der DDR beauftragt. Er arbeitet in enger Verbindung mit der Jugendkammer-Ost, der Jugendkammer der EKid und der Jugendabteilung im Oekumenischen Rat. Er hat im letzten Jahr vier Aufbaulager in der DDR vorbereitet und durchgeführt. Schon im Winter sucht er sich die jungen Menschen, die in der Lage sind, Lager zu leiten und bereitet sie vor. Ebenso bemüht er sich schon im Herbst um Projekte für Arbeitslager, die im kommenden Sommer stattfinden sollen. Er fährt viel durch die DDR und besucht ehemalige Teilnehmer an Arbeitslagern in ihren Gemeinden, diskutiert mit Jugendleitern und Pfarrern und versucht, den Jugendlichen zu helfen, daß sie nach einer Teilnahme in einem Arbeitslager nun auch in der Gemeinde aktiv werden bzw. bleiben. Er veranstaltet Treffen mit Lagerteilnehmern und diskutiert den Auftrag der Christen in der DDR. In den 4 Aufbau-lagern, die Wolf-Dietrich *Gutsch* im letzten Sommer durchgeführt hat, nahmen 90 Jugendliche teil; die meisten von diesen sind berufstätig. Sie gaben ihren

Urlaub daran, um in einem Aufbaulager mitarbeiten zu können. In den Lagern geht es nicht nur um geistvolle Gespräche — das auch —, sondern um tüchtige körperliche Arbeit. Das Entscheidende aber ist die Erfahrung der Gemeinschaft, und es gibt solche, die sich jetzt schon auf die kommende Lagergemeinschaft freuen, ja, mit Sehnsucht darauf warten.

Die Lager des letzten Sommers fanden statt: in Herrnhut, Dresden, Ostberlin und Frohburg/Sa. In Herrnhut wurde das Brüderhaus enttrümmert und zum Wiederaufbau vorbereitet, in Dresden haben die 24 im Häuserbau mitgeholfen, in Berlin wurde ein Krankenhaus-Vorplatz planiert und in Frohburg ein kleiner Gemeindefestsaal errichtet. Oekumenisch, wie früher, waren die Lager nicht mehr; es fehlten Freunde aus den Kirchen anderer Länder. Auf solche Teilnehmer werden wir fortan wohl verzichten müssen. Wir wollen aber viel mehr als bisher die Oekumene in der DDR entdecken und auch praktizieren. Einige Methodisten haben in den Lagern bereits mitgearbeitet.

Da diese Aufbauarbeiten solchen großen Umfang angenommen hat, war es notwendig geworden, eine Mitarbeiterin mehr einzustellen. Fräulein *Eva Heinicke*, bisher Gemeindeförderin, arbeitet ab 1. 10. 1959 mit Wolf-Dietrich *Gutsch* zusammen. Beide sind in unserem gesamten Vortragsdienst tätig. Wolf-Dietrich *Gutsch* ist noch verantwortlich für unser Bild-, Tonband- und Zeitschriftenarchiv, das er zusammen mit seiner Sekretärin, Fräulein *Folesky*, verwaltet.

Martin *Iwobn* hat seit vergangenem Herbst die Leitung unserer Wohnwagenarbeit. Diese Arbeit ist unsere älteste und nun auch schon die schwerste. Wir besitzen drei große und einen kleinen Wagen sowie



Pastor und Vikarin im Arbeitslager in der DDR



Einer unserer Wohnwagen in der DDR – Jugendarbeit

ein großes Versammlungszelt. Die Wohnwagen sind z. Zt. stationiert in Weichensdorf und in Jamlitz N.L., und ein Wagen ist seit drei Jahren verborgt nach Leipzig. In Weichensdorf und Jamlitz arbeiten wir schon seit 1955, von 1955 — 1958 waren in jedem Sommer Studenten und Diakonschüler gruppenweise und in Verbindung mit den Wohnwagen in diesen Gemeinden eingesetzt. Die Gruppen leiteten als Bruderschaften die Gemeinden und halfen bei der Ernteinbringung der Privat- und Genossenschaftsbauern und waren auf der Maschinen-Traktoren-Station als



Zeltmission. In der Mitte Pastor Iwohn

Traktoristen und Binderfahrer tätig. Die körperliche Arbeit der „Wohnwagenpastoren“ war leise „Begleitmusik“ für alles, was sie mit Menschen bei der Arbeit, in Gemeindeveranstaltungen und Gottesdiensten redeten. Die Gottesdienste wurden in Gemeinschaft vorbereitet und gemeinsam in den Gemeinden gehalten. Einige Studenten, die 1955 und 1956 als Praktikanten in Weichensdorf und Jamlitz tätig waren, sind nach ihrem 1. Theologischen Examen Industriearbeiter geworden, leben in Industriegebieten in Gruppen zusammen und versuchen, dort durch ihr Leben sich selber und anderen zu helfen.

Im vergangenen Sommer kamen nur noch einige Studenten. Das hängt damit zusammen, daß das Praktikum aller Studenten an den Hochschulen der DDR vom Sommer auf den Februar verlegt worden ist. Martin *Iwohn* hatte im Wohnwagen fünf Diakonschüler, einen Predigerschüler und einen Oberschüler. Er hat versucht, mit diesen „Schülern“ selber Schüler der biblischen Botschaft zu werden und Freund und Helfer der Bauern in Weichensdorf.

Eine Gruppe mit sechs Studenten war mit kleinen Zelten an der Ostsee und versuchte zu entdecken, wie Menschen ihren Urlaub verbringen und ob, wo und wie man ihnen eventuell dabei helfen kann. Auch hier war das gemeinsame Leben und Erleben das Entscheidende.

Außer diesen Einsätzen hat Martin *Iwohn* zwei Rüsten mit Theologie-Studenten durchgeführt und mit ihnen zusammen gearbeitet über die Probleme, die unsere Gesellschaft uns stellt und die wir mit den Gemeinden zu bewältigen haben.

Vom 1. Oktober bis 21. Dezember 1959 war Martin *Iwohn* für ein Vierteljahr ausgeborgt an das Hilfswerk Berlin-Brandenburg als Reisesekretär in der Aktion „Brot für die Welt“. Ab 1. Januar 1960 ist er wieder ganz bei uns, und seine Hauptaufgabe wird es werden, mit Theologie-Studenten in kleinen Gruppen über all die Fragen zu arbeiten, die uns als Christen mit unserer mobilen Industrie-Gesellschaft — bei uns unter dem Vorzeichen des Marxismus — gestellt werden.

Martin *Iwohn* ist auch in unserem allgemeinen Vortragsdienst tätig. (Fortsetzung folgt)



Gespräch mit jungen Leuten auf einer Wochenendtagung

Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDKREIS



Ein treuer Helfer der Goßner-Kirche:
Dr. Sovik, Direktor der Abt. Weltmission des Lutherischen Weltbundes / Genf

1. Die Lage in der Goßner-Kirche.

Es steht nunmehr fest, daß die in der letzten Generalsynode (1.—6. März 1959) wiederhergestellte Einheit und der durch einmütige Beschlüsse herbeigeführte Frieden in der Goßner-Kirche Bestand haben. Es kam alles darauf an, daß die Brücke, die sich vom Ende der Synode bis zum Beginn der Arbeit der Oekumenischen Kommission spannte, hielt. Sie hat gehalten! Das ist Grund genug, um Gott zu loben und zu danken.

Um die Arbeit der Oekumenischen Kommission, die der Goßner-Kirche bis zur nächsten Synode eine neue Verfassung geben soll, in Gang zu bringen, war der Vorsitzende der Kommission, Bischof Dr. Manikam, in der Zeit vom 21.—24. Oktober 1959 in Ranchi. Er rief die indischen Mitglieder der Kommission, genau dieselben, mit denen auch Missionsdirektor Lokies während seines Besuches in der Goßner-Kirche die letzte Synode vorbereitet hat, zusammen, um sich über die gegenwärtige Lage der Kirche unterrichten zu lassen und einen gemeinsamen Arbeitsplan zu entwerfen. Es zeigte sich dabei, daß die auf die Einheit und den Frieden hinzielenden Beschlüsse der Synode noch nicht vollständig und überall durchgeführt waren. Ja, es war inzwischen sogar zu neuen Schwierigkeiten und in einer Gemeinde, Khutitoli, sogar

zu einem neuen Prozeß gekommen. Bischof Dr. Manikam verfaßte mit seinen Mitarbeitern einen Aufruf, der am 1. Advents-Sonntag in allen Gemeinden zur Verlesung gelangte. Darin wird die Goßner-Kirche aufgerufen, im Gehorsam gegen ihren Herrn mit den Beschlüssen der Synode wirklich Ernst zu machen. Nach der Abreise von Bischof Dr. Manikam, der sich gleich danach einer schweren Augenoperation unterziehen mußte, gingen seine Mitarbeiter in Ranchi daran, das Material für den Entwurf einer neuen Verfassung zusammenzutragen. Der junge Pastor Nirmal Minz, der im Auftrage des Lutherischen Weltbundes als Dozent an die Nommensen-Universität in Sumatra gehen sollte, erhielt wegen des über Indonesien verhängten Ausnahmezustandes keine Einreisegenehmigung und stand darum für diese besondere Arbeit zur Verfügung.

Inzwischen haben die beiden andern, nichtindischen Mitglieder der Kommission, Bischof Dr. Meyer-Lübeck (Deutschland) und Professor Dr. Kisbi, Tokio (Japan), zugesagt, entweder für die Zeit vom 17. März bis 10. April oder vom 15. bis 30. April 1960 nach Ranchi zu kommen und in Zusammenarbeit mit ihren indischen Brüdern die neue Verfassung der Goßner-Kirche zu entwerfen. Am 1. Mai d. J. soll dann die verfassunggebende Generalsynode der Goßner-Kirche beginnen.

Während dieser ganzen Zeit hat der in der letzten Synode eingesetzte Vertrauensrat der Kirche (Advisory Board), dem die führenden Männer der Kirchenleitung und der kirchlichen Opposition angehören,



Professor Dr. Kisbi

das Friedenswerk fortgesetzt. So berichtet z. B. Pastor *Kloss*, daß durch den gemeinsamen Einsatz von Vertretern beider Gruppen der Streit in Khutitoli beigelegt werden konnte. Und in Rourkela, wo der Gegensatz zwischen der legalen Kirchenleitung und ihrer Opposition besonders leidenschaftlich in Erscheinung trat, wirkten an der Grundsteinlegung zweier Kapellen gemeinsam mit dem deutschen Auslandspfarrer Dr. *Peusch* sowohl der Präsident der Goßner-Kirche, Pastor *Tiga*, wie auch sein schärfster dortiger Gegner, Superintendent *Khalkbo*, mit.

2. Aus der Heimatarbeit.

Pastor Heinrich *Linnemann-Osteel*, feierte am 14. Februar seinen 70. Geburtstag. Er ist nicht nur Mitglied des Goßner-Kuratoriums, sondern zugleich auch der Schatzmeister der Ostfriesischen Missionsgesellschaft, die die Arbeit der Mission in Indien seit einem Jahrhundert fördert und trägt. Die Heimatarbeit der Goßner-Mission in Ostfriesland ist seit Jahrzehnten mit seinem Namen verbunden. Unsere Missionshäuser in Berlin-Friedenau und Mainz-Kastel und unser gesamtes Kuratorium gedenken seiner in brüderlicher Liebe und Dankbarkeit.

Seit dem 7. Dezember 1958 hat die Goßner-Mission in Ostfriesland in ihrem früheren Missionar, Pastor Helmut *Borutta*, der jetzt Pfarrer in der Gemeinde Logabirum ist, einen Vertreter an Ort und Stelle. Um ihn und den jungen Pastor *Siemens* in Collinghorst sammelt sich außer den altbewährten, der Mission verbundenen Pfarrern auch eine Gruppe junger Pastoren, die auf neuen Wegen die Missionsliebe in den ostfriesischen Gemeinden erhalten und



Pastor Dr. Peusch mit seiner Familie

vertiefen will. So wurde in der Landvolkshochschule Potshausen in der Zeit vom 4. bis 7. Januar erstmalig ein Missions-Seminar durchgeführt, an dem Dr. *Hermelink* vom Deutschen Evangelischen Missionsrat Hamburg, Pastor *Ruf* vom Zentralverband für Äußere Mission in Nürnberg und Missionsdirektor *Lokies* von der Goßner-Mission sprachen. Ein ähnliches Seminar soll im nächsten Jahr wiederholt werden.

3. Verabschiedung von Pastor Hanukh Minz.

Am 14. Februar wurde unser indischer Bruder und Mitarbeiter, Pastor *Hanukh Minz*, in einem Missionsgottesdienst in Riepe (Ostfriesland) durch Landessuperintendent *Siejken* im Namen unseres Kuratoriums verabschiedet. Landessuperintendent a. D. Theodor *Elster* hielt die Festpredigt.

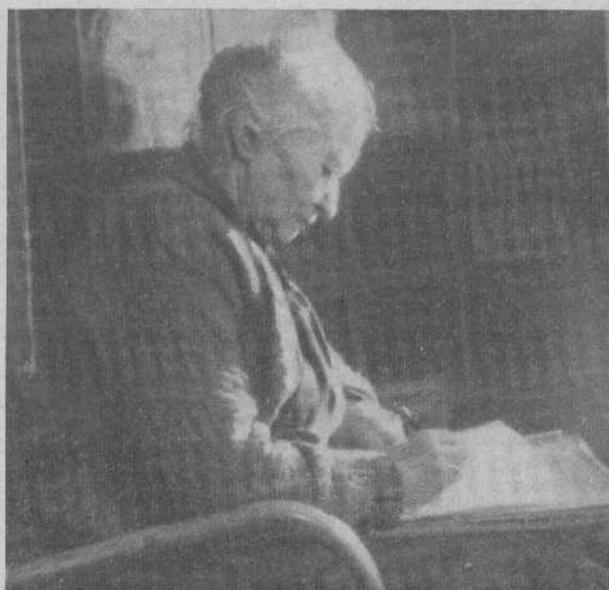


Hanukh und Alamani Minz



Pastor Heinrich Linnemann,
Osteel/Ostfriesland

Pastor *Hanukh Minz* kam am 22. April 1955 in Deutschland an und hat fünf Jahre lang treu und unermüdlich im Heimatdienst der Gofner-Mission gestanden. In Ostfriesland, Westfalen, Lippe, Hessen-Nassau, Württemberg, Bayern und Berlin ist er in den mit der Gofner-Mission verbundenen Gemeinden mehr und mehr ein lieber und stets willkommener Gast geworden, der in Predigt und Bericht die großen Taten Gottes in Indien überzeugend verkündete. Die Gofner-Mission ist ihm für diesen Dienst großen Dank schuldig. Sie dankt aber auch seiner Frau *Alomani* für den Glaubensmut, mit dem sie zu uns gekommen ist. Obwohl sie sich erst ein wenig einsam fühlte, ist ihr doch im Laufe der Zeit Deutschland und die deutsche Mutterkirche eine richtige Heimat geworden. Pastor *Hanukh Minz* kehrt mit seiner Frau nach Indien zurück, um wieder in den Dienst der Gofner-Kirche einzutreten und dort die Erfahrungen auszuwerten, die er in Deutschland gesammelt hat. Die Leitung der Gofner-Kirche hat versprochen, für ihn sobald wie möglich einen Nachfolger zu berufen. Wir begleiten mit Dankbarkeit und Liebe das Ehepaar *Minz* auf seiner Fahrt nach Indien und erbitten für sein zukünftiges Leben und Wirken Gottes Segen.

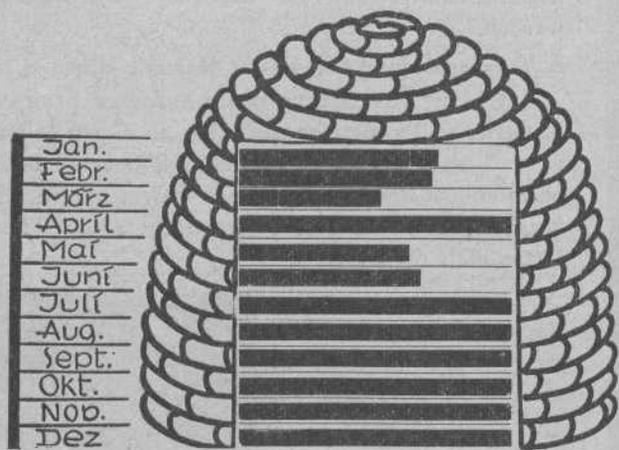


Toni Steiner

Nachruf für Missionsschwester Toni Steiner

Am 24. September 1959 ist Schwester *Toni Steiner* im 89. Lebensjahr heimgelieben worden. Nach ihrer Ausbildung im Morgenländischen Frauenverein wurde sie im Jahre 1895 von der Englischen Kirchenmission für den Dienst auf der Missionsstation Sikandra bei Agra (Nordindien) angefordert und ausgesandt. Neun Jahre lang hat sie dort der Englischen Kirchenmission treu gedient, bis sie im Jahre 1909 in den Dienst der Gofner-Mission übergang, die unter den Ureinwohnern Indiens, den Adivasi, den Grundstein zu einer Kirche gelegt hatte. Der erste Weltkrieg machte

ihrer Tätigkeit ein Ende. Auch sie wurde damals wie alle deutschen Missionare aus Indien ausgewiesen und kehrte in die deutsche Heimat zurück. Hier konnte sie während des Krieges als Dolmetscherin in Gefangenenlagern für Inder aushelfen, um dann später durch einen ausgedehnten Vortragsdienst in den mit der Gofner-Mission verbundenen Gemeinden hin und her im Lande den Eifer für die Sache der Mission zu wecken und lebendig zu erhalten. Am liebsten wäre sie wieder nach Indien zu ihrer Missionsarbeit zurückgekehrt. Ihr Gesundheitszustand ließ es leider nicht zu. So blieb sie bis zu ihrem hohen Alter und auch noch, als Krankheit und Schwäche sie ans Haus fesselten, eine in der ganzen Gegend bekannte und gern besuchte Heimatmissionarin, der die Gofner-Mission viel zu danken hat. L.



Unsere Gabensammlung

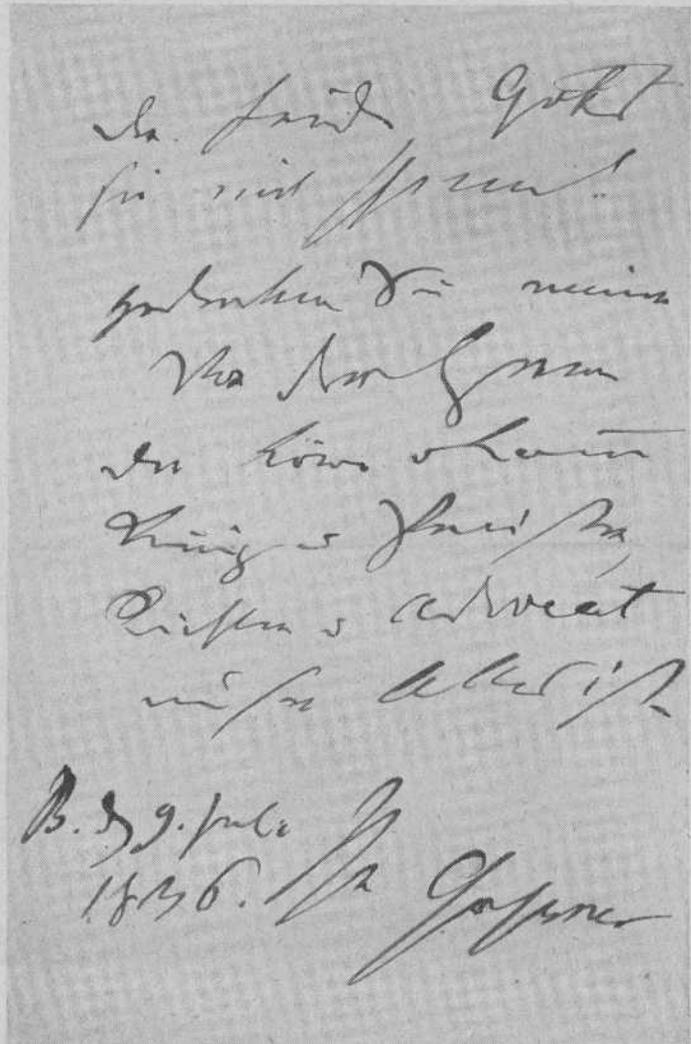
sollte vom 1. Januar bis 31. Dezember 1959	
betragen	216000,— DM
sie beträgt	<u>210848,— DM</u>
Wir haben zu wenig	
gesammelt	<u><u>5152,— DM</u></u>

Unser Gabenkonto:

Gofnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64/ Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Gofnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Gofnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel



„Der Friede Gottes sei mit Ihnen!
Gedenken Sie meiner vor dem Herrn,
der Löwe und Lamm, König und Priester,
Richter und Advokat unser aller ist.
Berlin, 9. Juli 1836 *Ihr Gossner*“



(Aus einem neu entdeckten Handschreiben Gossners)

HERR, LEHRE UNS BETEN

Gossnerworte über das Gebet

Das beste Mittel,
auf Christen und Heiden
mit dem Evangelium einzuwirken,
ist das Gebet.
Einzelnes und allgemeines Gebet,
das ist die Königin, das ist der Hebel,
womit man die Erdkugel
von ihrer Stelle bewegen
und in den Himmel heben kann.

Zu unserem Titelbild:
Paul Singh, Gaststudent aus der Gossner-Kirche, der zusammen mit
seinem Freund Paulus Kerketta in Hamburg Theologie studiert.

Ich bin überzeugt, der Fortgang oder Rückgang des Menschen hängt vom Gebet ab – richtet sich nach dem Gebet eines jeden Menschen. Wie ich bete, so lebe ich – so wachse ich oder nehme ab – alles lernt sich im Umgang mit Gott und Jesu – nichts ohne ihn. Christliche Vollkommenheit ist unerreichbar, unmöglich ohne Umgang mit Jesu – ohne unablässige Herzenerhebung zu ihm – ohne Gebet. Wie ich mich vom Gebet entferne, so entferne ich mich von meinem Ziel – von christlicher Vollkommenheit. O Herr! Wann werde ich beten lernen, unablässig beten lernen – lehre mich's, Herr!

Generalkonsulat
der
Bundesrepublik Deutschland
Kalkutta
Generalkonsul Klaus Curtius

Kalkutta, den 22. Dezember 1960

Herrn Missionsdirektor
Pastor Dr. Hans Lokies
Berlin - Friedenau
Handjery-Straße 19-29, Gossnerhaus

Sehr geehrter Herr Pastor!

Gestatten Sie, daß ich das bevorstehende Weihnachtsfest benutze, um Ihnen persönlich zu schreiben und Ihnen zu sagen, wie sehr das Generalkonsulat Kalkutta der Gossnerschen Missionsgesellschaft und Ihnen selbst zu Dank dafür verpflichtet ist, daß die Gesellschaft die für die Gossner Kirche in Indien bestimmte Modellfarm für die deutsche Beteiligung an der nationalen Landwirtschaftsausstellung Kalkutta zur Verfügung gestellt hat, und daß die Herren Thiel und Dr. Junghans an der Vorbereitung und Durchführung der Ausstellung entscheidend mitwirken dürfen. Durch Nachrichten der beiden Herren sind Sie bereits über die Vorgänge im einzelnen unterrichtet. Ich darf aber noch einmal betonen, daß die Modellfarm mit den zugehörigen Maschinen das Herzstück der deutschen Beteiligung sein wird. Mit den beiden Herren hat sich eine sehr enge freundschaftliche Zusammenarbeit entwickelt. Ich bin sicher, daß die Gemeinschaftsarbeit zu einem großen Ausstellungserfolg führen wird, und daß nicht nur die Bundesrepublik, sondern auch die Mission hiervon reiche Früchte ernten kann.

Leider hat sich die Eröffnung der Ausstellung verzögert, da verschiedene Ausstellungsbeteiligte nicht rechtzeitig zum vorgesehenen Termin am 24. Dezember fertig werden konnten; die deutsche Beteiligung bildet eine rühmliche Ausnahme! Dank Herrn Thiel, der alle Pläne entworfen und die Bauaufsicht in vorbildlicher Weise geführt hat, stehen die Bungalows und alle sonstigen Einrichtungen des deutschen Standes eröffnungsfertig da. Herr Thiel wird am 27. Dezember die vorgesehenen Auditarbeiten für die Gossner Kirche in Chaibassa aufnehmen können. Herr Dr. Junghans wird bis zum Ende der Ausstellung in Kalkutta bleiben. Nachdem er in mühevoller Arbeit die gesamten Maschinen montiert und ausstellungsreif gemacht hat, steht ihm die nicht weniger schwierige Zeit der Ausstellungsvorfürungen bevor.

Die Ausstellung soll, wie Sie sicher erfahren haben werden, am 8. Januar 1961 durch den indischen Vizepräsidenten Dr. Radhakrishnan eröffnet werden. Von der Eröffnung und über den Verlauf bzw. das Ende der Ausstellung darf das Generalkonsulat, zusätzlich zu den laufenden Berichten der Herren Thiel und Junghans, weitere Nachrichten schicken.

Indem ich Ihnen heute noch einmal den aufrichtigen Dank des Generalkonsulats für alle Hilfe und Mitarbeit der Gossnerschen Missionsgesellschaft ausspreche, sende ich zugleich meine besten persönlichen Grüße für das Weihnachtsfest und das neue Jahr.

Ich verbleibe

stets Ihr sehr ergebener

Klaus Curtius

Indiens erste landwirtschaftliche Ausstellung in Kalkutta

(Bericht von Dr. Heinz Junghans)

Am 8. Januar 1961 hat Vizepräsident Dr. Radhakrishnan die erste nationale Landwirtschaftsausstellung Indiens eröffnet. In mühevoller Arbeit haben Ausstellungsleitung und Aussteller das Gelände des ehemaligen Militärflugplatzes Amtaratalla Road zu einer repräsentativen Lehr- und Leistungsschau ausgebaut. Auf einer Fläche von 35 acre (1 acre = 0,4 Hektar) wird dem Besucher ein guter Einblick in den Entwicklungsstand der indischen Landwirtschaft gegeben. Die einzelnen Bundesstaaten sind mit großen Kollektivschauen vertreten und eine Vielzahl indi-

dieser Schule ist eine 150 acre große Versuchsfarm, für die aus Deutschland Landmaschinen im Werte von Rs. 100 000,- gestiftet wurden. Der deutsche Pavillon auf der Landwirtschaftsausstellung in Kalkutta zeigt nun ein Modell dieser Farm und versucht zugleich, das Ausbildungsprogramm dieser landwirtschaftlichen Schule darzustellen. Der Besucher wird schon von weitem durch einen 10 m hohen Turm begrüßt, der die Farben Indiens und der Bundesrepublik trägt und um dessen Spitze sich ein riesiger Erntekranz dreht. Die Ausstellung selbst ist in 2 Teile ge-



Ingenieur Thiel zeigt dem deutschen Generalkonsul von Calcutta, Curtius, das Ausstellungsgelände

scher Industriebetriebe bietet landwirtschaftliche Produktionsmittel an. Auch ausländische Firmen, die eine ständige Vertretung bzw. eigene Produktionsstätten in Indien benützen, sind beteiligt.

Aber nicht nur die Ausstellungsstände der indischen Zentralregierung, der Bundesstaaten und privaten Unternehmungen werden den Besucher anlocken, sondern auch die Pavillons der ausländischen Nationen. Fünf Staaten – die UdSSR, Italien, Japan, Tschechoslowakei und die Bundesrepublik – sind vertreten und versuchen auf verschiedene Weise, ihre Verbundenheit mit dem landwirtschaftlichen Entwicklungsprogramm der indischen Regierung zu zeigen.

Die Ausstellung der Bundesrepublik ist eine Gemeinschaftsarbeit des deutschen Generalkonsulates in Kalkutta und der „Gosner's Evangelical Lutheran Church of Chotanagpur and Assam“. Die Gosner-Kirche – Indiens älteste autonome Kirche – erhält nämlich aus den Mitteln der deutschen Aktion „Brot für die Welt“ eine höhere landwirtschaftliche Schule („multipurpose higher secondary school for agriculture“) geschenkt. Diese Ausbildungsstätte wird in Khutoli/Südbihar errichtet und soll vor allem das Ausbildungsprogramm für Adivasis unterstützen. Ein Teil

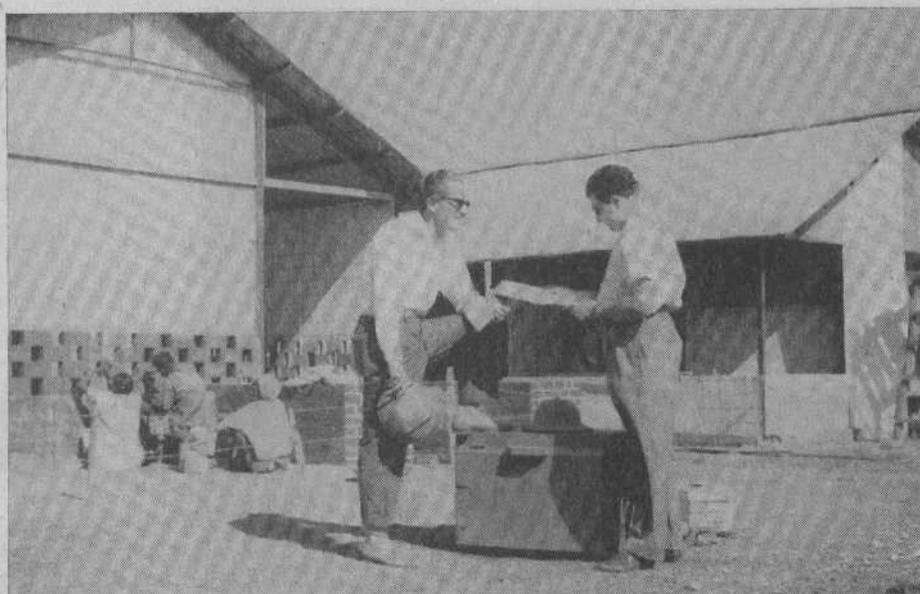
gliedert. Einmal wird der Gast durch einen Informationsstand geführt, der ihn mit der landwirtschaftlichen Produktion der Bundesrepublik vertraut macht. Unmittelbar anschließend daran ist eine Ausstellung aufgebaut, die dem indischen Bauern zeigt, welche deutschen Erfahrungen auch für seinen Hof Gültigkeit haben. So liest man dort z. B.: „Each family farm a dairy“ („Jedem Bauernhof seine eigene Molkerei“). Der Besucher sieht eine Vorführung einfacher, aber zweckmäßiger Molkereigeräte, wie Handbutterfässer, Kleinzentrifugen und Milchkühler. Daran schließt sich eine kurze Lehrschau an, überschrieben: „Build your cow-shed yourself“ („Bau Dir Deinen Kuhstall selber“). Aus Lehm und Bambus ist ein Kuhstall errichtet worden, der wohl von jedem geschickten Dorfhändler erbaut werden kann, aber gleichzeitig den modernen bautechnischen und hygienischen Anforderungen entspricht. Gleich daneben knattert der Benzinmotor einer Saatgutaufbereitungsmaschine, und der Besucher lernt aus Wort, Schrift und praktischer Vorführung die Bedeutung hochwertigen Saatgutes. Gleichzeitig wirbt diese Ausstellung für die Raiffeisen-Genossenschaften, für die gemeinschaftliche Saatguterzeugung. – „Rourkela Fertiliser for India's

fields“ („Rourkela Düngemittel für Indiens Landwirtschaft“) heißt ein umfangreicher Werbestand für den verstärkten Einsatz mineralischer Düngemittel in Indien. – Den Abschluß der Ausstellungsreihe bildet eine Ausstellung moderner landwirtschaftlicher Maschinen.

„Wie pflanzt man heute Reis?“ könnte die Überschrift für den zweiten Teil der Ausstellung sein. Auf einem 50 x 12 m großen Vorführfeld werden täglich landtechnische Vorführungen gehalten. Der Zuschauer lernt hier den Wert einer besseren Bodenbearbeitung kennen, erlebt den Einsatz moderner Drill- und Hackmaschinen und sieht schließlich zum ersten Mal in Indien die Vollmechanisierung der japanischen Reisanbaumethode. Mit Hilfe einer Reispflanzmaschine der Firma Weißte, Soest, werden täglich über 2000 künstliche Reispflanzen eingepflanzt. Beregnungsvorführungen bilden den Abschluß der praktischen Darbietungen.

Joel Lakra, dem langjährigen alten und jetzt neuen Präsidenten der Goßner-Kirche, dem stellvertretenden Vorsitzenden des Oberhauses Bihar und schließlich mit dem Menschen Joel Lakra selbst. Und als die siebenstündige Fahrt vorbei war, als das neue Patna im Lichte der Scheinwerfer glänzte und wir Lakras Parlamentarierwohnung betraten, haben wir gemeint, beten zu müssen: für den Neubeginn unserer Arbeit, für unsere Kirche und für uns selbst. –

Und dann begann unser Gang von einer Regierungsabteilung zur andern: 10 Uhr beim Ministerialdirektor für Landwirtschaft, 14 Uhr zum Minister für Landwirtschaft und um 16 Uhr beim Staatssekretär für Landwirtschaft. Am folgenden Tage hatte Lakra seine große Stunde. Er fuhr zum ersten Mal mit einem Auto vors Parlamentsgebäude – und noch dazu mit einem VW-Bus, unserer Ambulanz. Nachmittags 16 Uhr war die Vorstellung beim Oberhaus überstanden, und sofort starteten wir nach Ranchi. 380 Kilo-



Ingenieur Thiel (links) und
Dr. Junghans
bei einer Arbeitsbesprechung

Das am Nachmittag auf dem Versuchsfeld Gesehene wird abends im Freilichtkino durch Lehrfilme theoretisch vertieft. Vom deutschen Industrieverband, von der deutschen landwirtschaftlichen Gesellschaft und anderen Institutionen wurde ein umfangreiches Filmmaterial zur Verfügung gestellt.

Hoffen wir, daß dieser deutsche Beitrag zur ersten Nationalen Landwirtschaftsausstellung Indiens den indischen Bauern zu neuen Produktionsmethoden und Leistungen anregt; hoffen wir aber auch, daß der indische Besucher die aufrichtige Verbundenheit der Bundesrepublik mit dem indischen Volke verspürt.

(Aus „German News Weekly“, New Delhi)

DER ANFANG

Am 22. November fuhr ich mit P. Joel Lakra und seiner Frau nach Patna zur Regierung des Staates Bihar. Die sieben Stunden lange Fahrt im Gebiet des Nord-West-Sprengels, durch die wunderschöne Landschaft Chotanagpurs und durch die fruchtbare Ganges-Niederung war nicht nur ein Erlebnis der äußeren Eindrücke, sondern zugleich ein Erlebnis mit Pastor

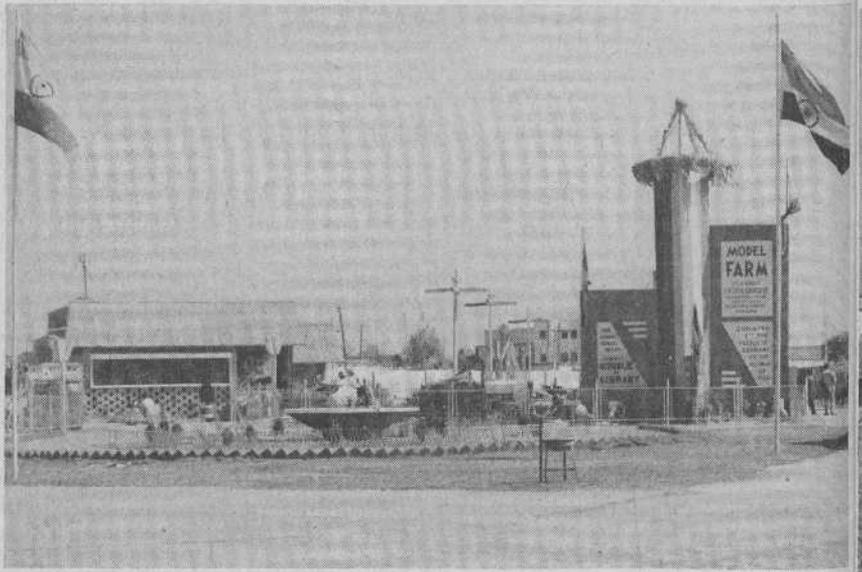
meter waren zu fahren, und gegen 22 Uhr fielen wir ziemlich müde auf dem Missionsgrundstück in Ranchi aus dem Wagen.

Das Resultat: Ab 1958 sind in jedem indischen Bundesstaat zwei bis drei „Multipurpose higher secondary schools – MPHSS – for agriculture“ (Allgemeine landwirtschaftliche Oberschulen) einzurichten. Diese Oberschulen unterrichten die Schüler vom 10. bis 19. Lebensjahr. Das Abschlußzeugnis berechtigt sofort zum Besuch der Universität. Die Ausbildung umschließt das normale Oberschulpensum und eine geschlossene Handwerks- bzw. Landwirtschaftslehre. Bihar besitzt noch keine solche Schule für Landwirtschaft.

1. fehlen die Gelder,
2. fehlen die Fachkräfte,
3. fehlen Schulen mit Farmbetrieben.

Der Leiter muß mindestens Diplomlandwirt sein und nach Möglichkeit praktische Ausbildung haben.

Der Minister hat bereits 1958 der Goßner-Kirche vorgeschlagen, in Khutitoli eine solche Oberschule einzurichten (mit Staatszuschuß); Präsident Tiba hat damals abgelehnt, da Khutitoli im Nordzonengebiet



Oben links:
Viz.-Präs. Radhakrishnan begrüßt Dr. Junghans
(links P. Kloß)

Oben rechts:
Die landwirtschaftliche Ausstellung der
Gößner-Kirche (Gesamtansicht)

Mitte:
(von links nach rechts):
der neue Generalkonsul Taube, der indische
Planungsminister, Dr. Junghans

Unten links:
Ehepaar Junghans zeigt dem Planungsminister
einen Molkerei-Kleinbetrieb

Unten rechts:
Hoher Besuch: Die Gouverneurin von Bengalen
— Ex. S. Naitu — begrüßt von Ehepaar Junghans
und Mitgliedern der deutschen Kolonie





Oben links:

Die beiden Ausstellungsgebäude:
das Informationsbüro und die Modellfarm

Oben rechts:

Generalkonsul Taube begrüßt die
Gouverneurin von Bengalen

Mitte:

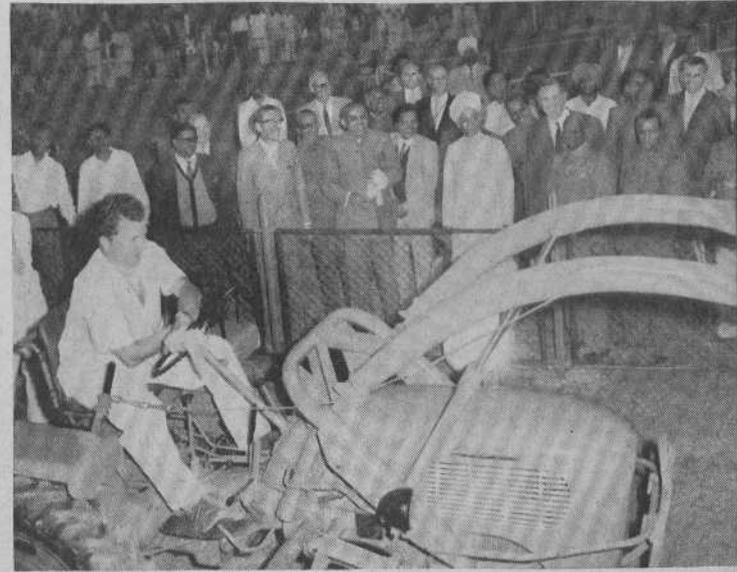
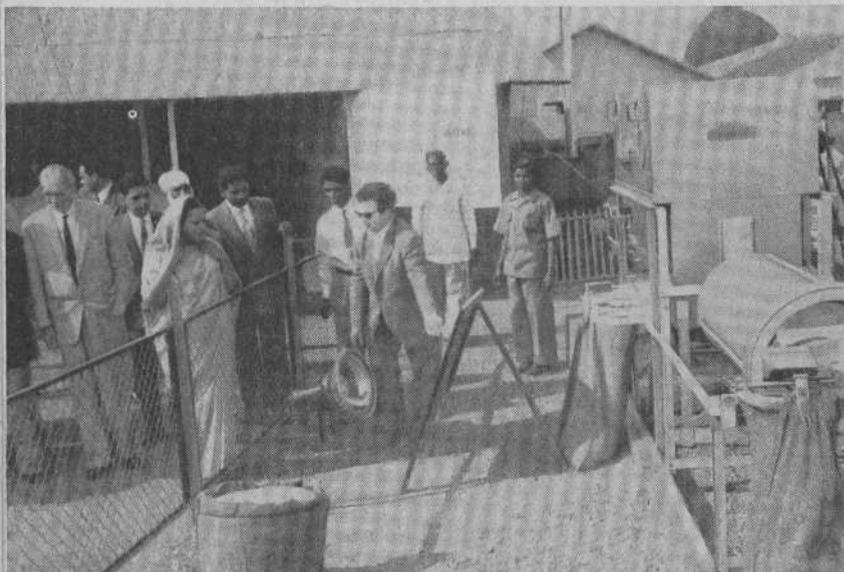
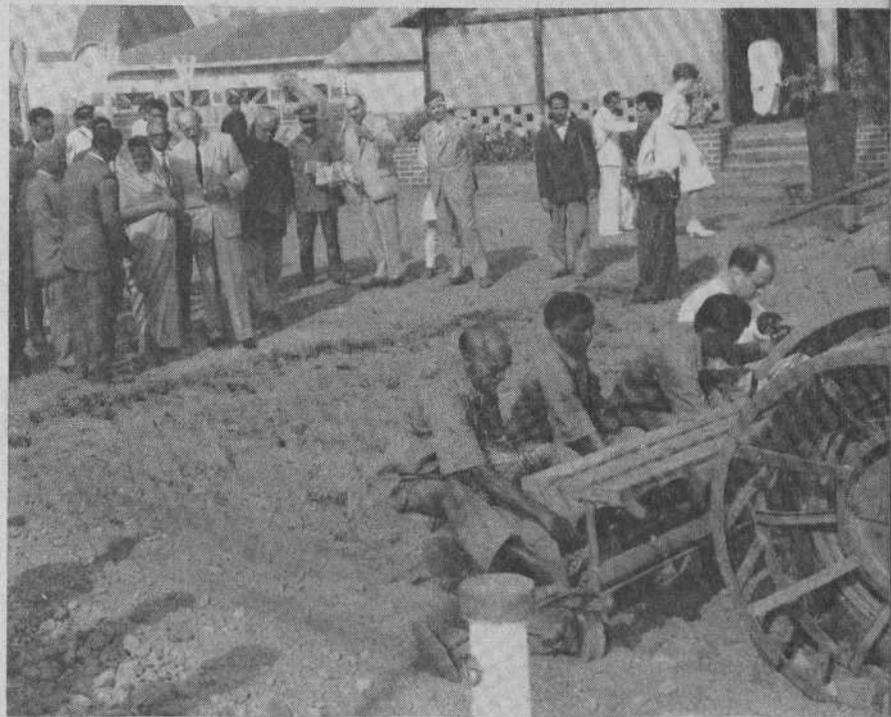
Die Reispflanzmaschine wird vorgeführt

Unten links:

Dr. Junghans erklärt der Gouverneurin,
wie man Saatgut reinigt

Unten rechts:

Vizepräsident Radhakrishnan (Bildmitte mit
weißem Gewand und Turban) und der Land-
wirtschaftsminister Indiens (ganz rechts) sehen
zu, wie Dr. Junghans den Frontlader am
Schlepper vorführt



lag! Daraufhin hat man der kirchlichen Oberschule Khutitoli die staatliche Anerkennung entzogen. Wir haben sofort einen neuen Plan entwickelt und vorgeschlagen:

Wir bieten in Khutitoli ein landwirtschaftliches Zentrum an, bestehend aus:

- a) einer landwirtschaftlichen Oberschule,
- b) einer Musterfarm mit den Schwerpunkten: Eiererzeugung, Gemüsebau und Getreidesaatgut,
- c) einer Ausbildungsstätte für Jungbauern.

Wir brauchen:

- a) staatliche Freigabe für Zuchttiere und Saatgut,
- b) staatliche Freigabe für Baumaterial,
- c) Zollfreiheit,
- d) staatliche Anerkennung der Schule.

Wir brauchen nicht: Geld vom Staat!

Der Minister hat zugestimmt. In der ersten Sitzung des Parlaments von Bihar 1961 – am 1. März – müssen die Pläne vorliegen und vom Parlament bestätigt werden. In der letzten Dezembersitzung hat man bereits die Sache diskutiert und allgemeine Zustimmung gegeben.

Unser eigener Plan ist folgender:

Erster Schritt 1961

Vor der Regenzeit:

Bau des Wohnhauses, eines Verwalterhauses, eines Speichers und der Hühnerställe.

Nach der Regenzeit:

Bau von zwei weiteren Farmgebäuden, Bau eines Heimes für 50 Oberschüler und 10 Oberschülerinnen, Bau eines Heimes für 20 Jungbauern.

Zweiter Schritt 1962

Nach der Regenzeit:

Bau eines modernen Schulgebäudes, Ausbau der bisherigen Gebäude zu Lehrerwohnungen, Bau von Landarbeiterwohnungen.

Calcutta, 1. 1. 1961

Dr. Heinz Junghans



Frau Junghans überreicht der Gouverneurin eine dunkelrote Chrysantheme

Letzte Nachricht aus Calcutta



P. Joel Lakra

Herr Thiel und Dr. Junghans berichten unter dem 12. Januar 1961 aus Calcutta:

„Die „National Agricultural Fair“ in Calcutta wurde am Sonntag, dem 8. ds., formal eröffnet, in Gegenwart des Vizepräsidenten Indiens, *Shri Dr. S. Radhakrishnan*, vieler Minister, des Diplomatischen Korps u. a. Unser Stand wurde dem Präsidenten und seinem Gefolge, die sich rund eine Viertelstunde bei uns aufhielten, von Herrn Generalkonsul *Curtius* erläutert; Bruder *Junghans* führte die meisten der mitgebrachten Maschinen vor. Man darf getrost von einem nachhaltigen Eindruck des Gesehenen sprechen. Gerade vor dem Turm mit den Fahnen Indiens und Deutschlands, auf der Seite mit der indischen Inschrift, blieb der Präsident stehen und las: „Musterfarm der Ev.-luth. Goßner-Kirche“. –

Eine Zeit harter Arbeit ist, mit viel Freude über das Gelingen, abgeschlossen; unser Stand ist, mit einigen wenigen Kleinständen, der einzige Großstand, der termingerecht fertiggestellt worden ist, alle anderen werden erst in den kommenden Tagen fertig werden.

Nun kann man an die neuen Aufgaben herangehen. Wir beide (Bruder Thiel und ich) sind uns darüber einig, daß wir versuchen sollten, so viel als möglich von der Farm unmittelbar nach Beendigung der Ausstellung, also etwa Anfang März dieses Jahres, aufzubauen, unter gemeinsamen Einsatz und mit gemeinsamer Planung.

Sollte tatsächlich der Schulneubau noch vor der Monsumzeit begonnen werden können – noch ist der Platz von der Kirchenleitung dafür eindeutig nicht bestimmt worden –, dann wird sich auch ein Weg finden, daß wir beide zwei Baustellen betreuen.

Weitere Einzelberichte folgen, sobald mehr Einzelheiten bekannt sind, spätestens nach der Fahrt mit den vier Adhyakshs (Landessuperintendenten) nach Khutitoli am 28. Januar d. J. Auch kann dann erst eine genaue Baukostenaufstellung folgen.

Mit brüderlichen Grüßen von der Ausstellung zum Mutterhaus der Mission,

Ihre

W. Thiel K. H. Junghans“

Der veruntreute Himmel

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf und herab fahren auf des Menschen Sohn.“ (Joh. 1, 51)

Es geht in unserem Text um nichts mehr und nichts weniger als um den verschlossenen oder offenen Himmel über uns. Denn jedesmal, wenn der Herr Jesus sich als „des Menschen Sohn“ bezeichnet, betont er seine Zugewandtheit, ja Zugehörigkeit zu uns Menschen: daß er uns zu gut erschienen und bis auf den heutigen Tag für uns da ist. Der über ihm geöffnete Himmel ist auch über uns offen, und vor ihm, außer ihm und ohne ihn ist der Himmel auch für uns Menschenkinder verschlossen.

Was ein geöffneter und verschlossener Himmel bedeutet, begreift man vielleicht nirgendwo so gut wie in Indien. Wenn dort die Sonne an einem wolkenlosen, blaßblauen Himmel auf- und untergeht – Tag für Tag, sechs bis sieben Monate lang, ja bis in den achten Monat hinein – so unbarmherzig, daß die Erde Risse und Spalten bekommt und das Grundwasser sinkt, bis es nicht mehr heraufgeholt werden kann, wenn dann jeder Tropfen Wasser teuer wird, das Reisfeld verdorrt und das Gespenst der Hungersnot und Pest drohend aufsteigt: dann weiß man, was ein verschlossener Himmel ist.

Sobald aber die Regenzeit anbricht, die Regenmassen täglich niedergehen, so daß man das Rauschen und Brausen der Rinnsale, Sturzbäche und Ströme nicht mehr aus dem Ohr bekommt, wenn dann die ausgebrannte Erde über Nacht grünt und blüht und in drei bis vier Monaten gesät und geerntet werden kann – ja in manchen Gebieten bis zweimal – dann weiß man auch, was der geöffnete Himmel ist.

Was aber von der Natur in Indien gilt, gilt auch von der Welt seiner Religionen: Der Himmel über ihnen ist verschlossen, bis – ja bis ... das Wunder geschieht. Der französische Schriftsteller Romain Rolland hat Indien den „brennenden Mutterschoß der Götter“ genannt. Er hat recht damit: Vielleicht ist nirgendwo in der Welt seit Jahrtausenden so leidenschaftlich, so radikal nach Gott gesucht und gefragt worden wie in Indien. Man sucht ihn auf dem Wege des Denkens und entwickelt dabei Methoden der Meditation, die bis in die tiefsten Schichten des menschlichen Bewußtseins vordringen; man sucht ihn auf dem Wege der Werke – je sinnloser, ja verrückter sie sind, um so besser; und man sucht ihn auf dem Wege hingebender Liebe („Bhakti“).

Das sind die drei „Konfessionen“ des Hinduismus. Sie stellen den grandiosen Versuch des Menschen dar, den Himmel selbst zu öffnen: nämlich sich mit dem ganzen Menschen, mit Kopf, Herz und Händen nach Gott auszustrecken und ihn zu ergreifen – aber der Griff geht ins Leere. Der Himmel bleibt verschlossen. Das stellen nicht wir, die Christen, fest; das gehört

mit zum hinduistischen Glaubensbekenntnis. Gandhi, der gläubige Hindu und das letzte religiös-sittliche Genie, das der Hinduismus hervorgebracht hat, antwortet auf die Frage, ob er Gott gefunden habe, mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit: „Wie soll ich Gott finden? Es werden Millionen Jahre vergehen, bis ich ihn finde – vielleicht.“ Und dann erzählt er das allen Indern vertraute Gleichnis von dem Kinde am Meeresstrande, das den Versuch unternimmt, das Meer mit einem Strohhalme auszuschöpfen.

Was haben wir dazu auf Grund unseres Textes zu sagen? Am liebsten möchten wir Gandhi, den Geistesriesen, mit allem schuldigen Respekt bei seinen, vom Fasten abgemagerten, zerbrechlichen Schultern fassen, ihn um 180 Grad herumdrehen und sprechen: „Du hast recht, Gandhi; wenn es darauf ankommt, daß wir Gott suchen, so können wir ihn nicht finden. Aber es ist alles umgekehrt: Siehe, Gott ist es, der uns sucht und gefunden hat. Drehe dich einmal ganz um dich herum: Da ist Gott – in Christus. Über ihm steht der Himmel offen.“

Das ist die frohe Botschaft, die wir Indien zu bringen haben. Die Frage ist nur die, ob wir dessen würdig sind. Haben wir nicht den durch Christus über uns geöffneten Himmel schmähdlich und für immer veruntreut? Haben wir nicht durch die Art, wie wir bisher in Asien und Afrika Weltpolitik und Weltwirtschaft getrieben haben, die Christusbotschaft unglaubwürdig gemacht? Verhält es sich mit der Heidenmission nicht genau so wie mit der Judenmission, von der jemand kürzlich sagte: „Nach alledem, was wir als Deutsche den Juden angetan haben, haben wir kein Recht mehr, Judenmission zu treiben.“ Das Wort ist wahr und doch unwahr. Wir fragen uns nämlich, ob die Boten Jesu Christi jemals ihres Botenamtes würdig waren und ein Recht zu seiner Ausübung beanspruchen durften. Der erste Judenmissionar, Petrus, hatte seinen Herrn dreimal verleugnet, und die Hände des ersten Heidenmissionars, des Paulus, waren noch feucht vom Blut und den Tränen der von ihm verfolgten Christusgemeinde, als sein Herr ihn zu seinem Zeugen und Botschafter berief! So hat denn auch Paulus stets bekannt, wie unwürdig er seines Auftrags sei, und ihn dennoch in demütigem Gehorsam ausgerichtet. Er predigte ja nicht sich selbst, sondern Christus der christuslosen Welt. So haben denn auch wir zu verkündigen, nicht daß der Himmel über Europa oder Deutschland, sondern allein über Christus offen steht.

Es ist wahr: Auch wir sind unseres Missionsdienstes nicht würdig; aber im Glauben an die Vergebung auch unserer Sünde und im Gehorsam des Glaubens dürfen wir ihn tun.

Lokies



Miss. Dir. Santosh Surin

Die Missionsarbeit der Goßner-Kirche

JAHRESBERICHT 1960

Ehe das Jahr 1960 zu Ende geht, lege ich der Goßner-Mission einen kurzen Bericht über die evangelistische Arbeit der Goßner-Kirche in Chota-Nagpur und Assam vor. Seit zwei Jahren haben wir 85 Centren, wo wir die Arbeit unter den Nicht-Christen verschiedenster Gesellschafts- und Gemeindegruppen konzentriert haben.

In diesem Jahre haben wir eine ganz neue Tätigkeit unter den Dafflas aufgenommen. Die Dafflas gehören zu den Ureinwohnern Assams. Im Augenblick haben wir zwei Centren dort, Bojakan und Daldali (beide in den Mikir-Bergen), von wo aus Evangelisationsarbeit unternommen wird.

Wir haben schon einige Dafflas gewonnen und hoffen, daß es in einigen Jahren mehr sein werden, die Christus annehmen. Diese Ureinwohner kommen gewöhnlich um Weihnachten und Ostern herunter von ihren Bergen und nehmen an den Festgottesdiensten teil. Sie rufen nun die Goßner-Kirche, daß sie ihnen das Evangelium verkündige. Da das Nord-Ost-Grenzgebiet unter der direkten Verwaltung der Zentralregierung steht, ist es verboten, ohne besondere Erlaubnis der Indischen Regierung dieses Grenzgebiet zu

betreten. Aber Gott arbeitet an solchen Orten oft in ganz wunderbarer Weise. Er sagt in Offenbarung 3,8: „Siehe, ich habe vor dir eine Tür geöffnet, die niemand zuschließen kann!“ Dort ist bereits eine kleine Gemeinde, und unsere christlichen Brüder – wir haben zwei Katechisten dorthin geschickt – arbeiten dort für den Herrn.

In der Provinz Bengal ist das Feld sehr groß. Da wir lange Zeit keine Bengali-Katechisten hatten, konnten wir dort nicht wirken. Aber wir haben jetzt einen Katechisten, *Suriya Kanto*, einen tüchtigen Arbeiter, eingesetzt. Er arbeitet in Pathardih, einem großen Kohlenrevier in der Nähe von Dhanbad. Seine Art des Evangelisierens ist in rein indischem Stil. In diesem Jahr waren es 28, die sich zu Christus rufen ließen.

Der Distrikt Midnapur in Bengal ist eine andere Gegend, wo fruchtbare Arbeit getan wird. Dort haben wir schon vier Centren mit 120 neuen Christen. Und mehr Rufe kommen aus jener Gegend!

Die Burju-Synode ist dicht bevölkert von Heiden. Wir haben dort 18 Centren, die arbeiten und Frucht bringen. Die Burju-Synode erstreckt sich über den

An der Grenze zwischen Indien und Tibet:
Straßen-

und Marktszene



westlichen Teil des Singhbhum-Distrikts. Dieses Gebiet ist außerordentlich dicht bewaldet. Hier liegen nun die meisten unserer Centren. In diesem dichtbewaldeten Teil des Distriktes gibt es sehr viele wilde Elefanten und Tiger. Wir haben in unserer evangelistischen Arbeit erfahren, daß Gott mit uns ist. Er bereitet sich sein Volk, das ER rufen will, oft durch besondere und schreckliche Geschehnisse zu, die sich von Zeit zu Zeit in einigen Dörfern ereignen.

In den letzten Jahren hatten wir zwei solcher besonderen Erlebnisse; das eine ereignete sich auf dem Missionsfelde in Dulkutam und das andere in Longabera. In beiden Fällen wurden Christen und Heiden durch das Gebet der christlichen Gemeinde wunderbar bewahrt. Nach dieser Erfahrung nahmen beide Dörfer Jesus als den Retter aus aller Not im Glauben an.

So wurde die Königsherrschaft Gottes auch über den Bergen und in den Tälern des Chota-Nagpur-Plateaus aufgerichtet.

Im Singhbhum-Distrikt wird die evangelistische Arbeit getan durch die Goßner-Kirche und durch das „Vereinigte Missions-Komitee“. Die Goßner-Kirche hat dort 13, das „Vereinigte Missions-Komitee“ 27 Centren unter den Hos. Sie sind die Ureinwohner dieses Teils des Singhbhum-Distrikts. Jährlich werden etwa 80 Hos getauft. Dieser Stamm hält im allgemeinen sehr fest an seinem Väterglauben. Er besitzt einen eigenen Ashram (eine indische Art von Kloster), von wo aus ihr Glaube, die Mundu-Religion, verbreitet wird. Unsere Ho-Christen leben nun sehr zerstreut unter den Heiden des Ho-Stammes. So kommt Gottes Wort unter die Hos und wirkt an und in ihnen. Die Schranke der Unberührbarkeit zwischen Ho-Christen und den Ho-Heiden fällt langsam dahin. Und das ist das erste Zeichen, daß das Christentum unter ihnen siegen wird.

In den vergangenen Neujahrstagen des Jahres 1960 wurde eine neue Gemeinde unter den Hos gegründet, und zwar in Tupudang mit 10 Taufen junger Chri-

sten. Tupudang liegt in der Nähe von Jamshedpur. Diese neuen Christen sind sehr lebendig und aktiv. Sie stehen unter der geistlichen Leitung eines Katechisten. Sie bauen jetzt eine neue Kirche und ein Schulhaus. Innerhalb des vergangenen Jahres gingen unsere Brüder von Jamshedpur dreimal in jenes Dorf und verkündeten das Evangelium. Ich fand dort etwas sehr Schönes: Die Christen von Tupudang versuchen, auch die anderen aus den umliegenden Dörfern zu Christus zu führen. Ähnliches ereignet sich in Sishibaha, Nakti, Patung und Kaerom.

Meine Beobachtung und Erfahrung ist, daß die Arbeit unter den Hos noch fruchtbarer ist, wenn wir einen der Ihren aus der Ho-Gemeinschaft zum Katechisten einsetzen. Nun haben wir einen jungen Ho, der die Mittelschule durchlaufen hat und willig ist, sich im nächsten Jahr im Katechisten-Seminar in Gwendpur ausbilden zu lassen. Wir haben unter den Hos kleine Gemeinden, weit verstreut. Die Gemeinden, die in der Bergbau- und Industriegegend leben, sind durch die evangelistische Arbeit aufgewacht und sammeln Gelder für die Arbeit unter den Hos.

Die Orissa-Synode besteht aus den Distrikten Gangpur, Sambalpur, Bamra, Banai, Mayurbhanj und Keonjhar; früher waren das Kleinstaaten unter indischen Fürsten.

Im Gangpur-Distrikt sind die meisten christlichen Gemeinden, während die Christen in den anderen Distrikten weit verstreut leben. Auch hier wird die evangelistische Arbeit getan von der Goßner-Kirche und dem „Vereinigten Missions-Komitee“. Sehr vielversprechend ist die Arbeit in Bamra. Jedes Jahr lassen sich dort mehr als 100 taufen. In Keonjhar arbeiten wir direkt an der Grenze von Orissa. Hier leben vor allem die Juans. Wir haben aber mit der Arbeit unter ihnen noch nicht angefangen, denn jetzt wird die Sache erst im Orissa-Christian-Council beraten. Dieser Christenrat von Orissa ist bereit, diese Gegend unter den verschiedenen Kirchen aufzuteilen. Wir haben unseren besonderen Anspruch auf Missionsarbeit



Eine Birhor-Familie



In einem Juan-Dorf

im westlichen Teil des Distrikts angemeldet, wo die Juans leben. Wir erwarten nun den endgültigen Beschluß des Christenrats von Orissa.

Weiter möchte ich Sie wissen lassen, daß viele Gemeinden der Orissa-Synode jetzt in großer Gefahr sind. *Mr. Gustaf Mundu* von Sundargarh ist abtrünnig geworden. Er hat wieder den heidnischen Glauben angenommen, er verleugnet Christus und hält Reden wider den christlichen Glauben. Auch hatte er Erfolg: 227 Christen sind mit ihm abtrünnig geworden.

Ich habe diese Gemeinden besucht und erfuh mit Schrecken, daß seine falsche Lehre Einfluß auf eine ganze Anzahl von Gemeinden gewonnen hat. In Zusammenarbeit mit dem jeweiligen Ortspfarrer haben wir hie und da Versammlungen abgehalten und den Abgefallenen und denen, die in Gefahr stehen, das Wort verkündigt. Wir haben den abgefallenen Brüdern gesagt, daß diese Bewegung des *Gustaf Mundu* eine politische sei. Vergangenen September besuchte ich wieder diese Gegend und fand, daß einige zur Kirche zurückgekehrt sind.

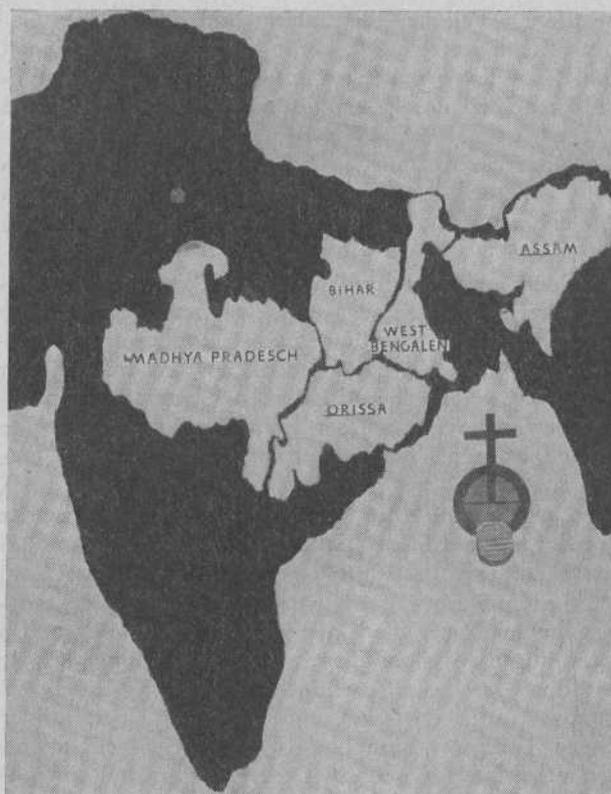
In der Madhya-Pradesh-Synode geht die evangelistische Arbeit gut voran. Mehrere neue Gemeinden wurden gegründet. Diese Synode hat besondere Schwierigkeiten durch den Arya-Samaj, eine radikale, christentumsfeindliche Hindugruppe, die den Christen mancherlei Hindernisse in den Weg legt. Dennoch wachsen die Gemeinden, und viele kommen zur Kirche.

In der Gegend von Kinkel und in der West-Synode wird vor allem unter den Korwas Missions-Arbeit getan. Die Korwas leben besonders in den Wäldern bis hin nach Daltongunj. Im Missions-Centrum Saraipani (Kinkel-Synode) hatten wir 35 neue Christen.

Die Nord-Synode hat 4 Missions-Centren: Bandi, Mesra, Nayalgara und Irgaon, mitten unter den Heiden. In diesem Jahre hatten wir eine Bibelfreizeit in Nayalgara. Viele Brüder der Nord-Synode nahmen daran teil.

Unter der Jugend der Gofner-Kirche ist ein großes Erwachen. Fast in allen Synoden gibt es eine Jugend-Organisation. Unsere Jugend ist sehr aktiv, und gewöhnlich kommt sie zu einer Sommer-Freizeit oder Bibelklasse in ihrer eigenen Synode zusammen.

Vergangenen Oktober war in Burju eine besondere Freizeit zur Ausbildung in evangelistischer Arbeit, organisiert vom Christenrat Bihars. Hundert Mitarbeiter der Gofner-Kirche nahmen daran teil. Wir



Die hellen Flecke: 5 Staaten, in denen die Gofner-Kirche Gemeinden hat und Mission treibt

besprachen im besonderen neue Wege und Methoden der Evangelisation in Indien. Diese Freizeit war von großem Segen für alle.

Die Gofner-Kirche wächst. Die jährliche Zählung stellt fest, daß das jährliche Durchschnittswachstum der Kirche 5000 neue Glieder sind. Obgleich die Kirche durch große Schwierigkeiten, durch viel Auf und Ab zu gehen hat – die Kirche lebt und breitet sich aus. Gott ist mit der Kirche und leitet sie nach Seinem Rat. Gott sei gelobt für Sein machtvolles Tun!

Indem ich nun meinen Bericht abschließe, möchte ich allen denen danken, die uns helfen und uns unterstützen, den Kirchen, den Gemeinden und allen Freunden in Deutschland. Dank vor allem denen, die für uns beten!

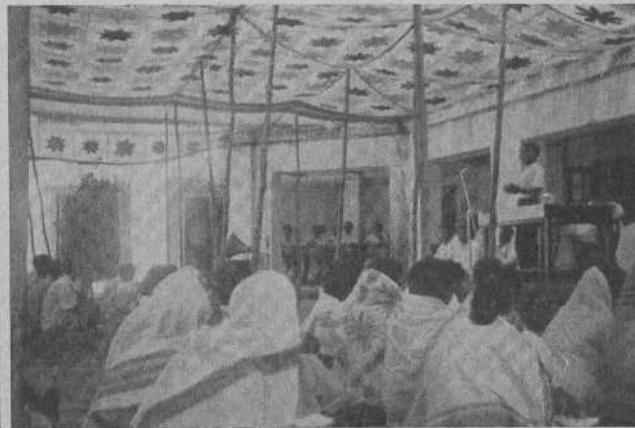
Pastor Santosh Surin

Missionsdirektor der Gofner-Kirche

Die Jugendgruppen der Gofner-Kirche tagen in Ranchi



Ansprache von Dr. Bage



Bericht über eine Dörferfahrt

Amgaon, den 15. 11. 60

In der letzten Zeit war die Zahl unserer Patienten verhältnismäßig klein. „Woran liegt das?“, fragten wir unsere indischen Mitarbeiter. „Jetzt ist Reisernte“, war ihre Antwort, „und da haben die Leute keine Zeit, ins Hospital zu kommen. Aber vielfach sind in den Dörfern und Hütten kranke Menschen, die nicht selber kommen können, wo aber die Angehörigen so mit der Reisernte beschäftigt sind, daß es ihnen nicht möglich ist, den Kranken zu bringen“. Als wir das hörten, wurde unter uns beschlossen, daß Fräulein Gründler und ich einmal in ein paar Dörfer fahren sollten, um nach den Kranken zu sehen.

Am Abend vorher wird alles hergerichtet: die Medikamententasche geprüft, ob alles Notwendige vorhanden ist, noch Spritzen, Salben, Binden, Taschenlampe usw. eingepackt und auch für uns ein kleines Picknick, wobei vor allen Dingen die genügende Menge an Wasser nicht fehlen darf. Die Räder werden genau überprüft, damit sie nicht auf halbem Wege streiken.

Am nächsten Morgen sind wir um 7 Uhr startbereit. Natürlich tragen wir wieder unsern „Punjabidreß“, der sich mit seinen langen, weiten Hosen und dem kurzen Kleid darüber ausgezeichnet zum Radfahren eignet. Nach der Morgenandacht vor dem Hospital schwingen wir uns auf unsere Stahlrösser und fahren voll Erwartung und Freude in den frischen Morgen hinein. Herrlich ist das Wetter in dieser Jahreszeit! Morgens ist es noch angenehm kühl, aber auch im Laufe des Tages wird die Hitze nicht unerträglich, und man weiß genau, daß man nicht mit Regen zu rechnen braucht. Die Straßen sind wieder trocken und nicht mehr „Pudding“ wie in der Regenzeit. Die eingestürzten Brücken sind durch aufgeschüttete Seitenwege durch Felder und Flußbett umgangen, so daß wir nicht mehr durch Wasser zu waten und unsere Räder auf Händen zu tragen brauchen.

Matthias, einer unserer indischen Helfer, begleitet uns, um bei allen möglichen Pannen einspringen und helfen zu können. Unser Ziel ist Richtung Barkot, aber im Grunde fahren wir ziellos, nur mit dem einen Anliegen, dort zu helfen, wo wir gebraucht werden. Die ersten beiden Dörfer lassen wir links und rechts am Wege liegen. Von hier aus haben es die Leute noch leicht, zu uns zu kommen. Als wir das nächste Dorf erreichen, steigen wir von den Rädern, und Matthias fragt die ersten Leute, die uns begegnen: „Habt Ihr irgendwelche Kranke in Eurem Dorf? Die „Mas“ (Mütter) sind gekommen, um Euren Kranken Medizin zu geben“. Wir brauchen nicht lange zu warten, da kommen aus den Hütten auch schon die Leute auf uns zu, vor allen Dingen Scharen von Kindern, aber auch Frauen und Männer. „Ich habe solchen Husten“, sagt eine Frau, „schon seit vielen Monaten. Er hört gar nicht wieder auf“. Ich gebe ihr Hustensaft, sage ihr dann aber, daß sie so bald wie möglich ins Hospital kommen muß, damit wir ihr Blut und sie selbst mehr untersuchen können und dann bessere Medizin geben, denn ich fürchte, daß hinter diesem anhaltenden Husten eine Tbc steckt, die sehr verbreitet ist unter den Menschen hier. — „Ma, ich

habe solche Zahnschmerzen! Kannst Du mir den Zahn nicht ziehen?“ Damit kommt ein Mann auf mich zu und zeigt mir einen ganz schwarzen Zahn mit einem großen Loch. Schade, ich habe keine Zahnzange mitgenommen. So kann ich ihm nur Schmerztabletten geben und ihn auffordern, am nächsten Tag ins Hospital zu kommen, wo wir ihm den Zahn ziehen wollen. — Inzwischen ist die Zahl der Zuschauer um uns herum immer größer geworden, und immer mehr Menschen kommen mit ihren Wehwehs. Eine Mutter hält mir 2 Kinder entgegen: „Sieh mal den Ausschlag, den sie haben. Und auch ich habe ihn am ganzen Körper“. Sie erhält ihre Salbe und zieht befriedigt ab. — Ein Mann hat furchtbare Schmerzen im rechten Ellenbogen, auf den er vor etwa einem Monat gefallen ist. Ganz genau deutet er auf eine Stelle, die bei jeder Bewegung schmerzt. Gerade an diese Stelle erhält er eine Spritze, um den Nerv zu betäuben und die Schmerzen zu lindern.

Langsam bewegen wir uns auf diese Weise durchs Dorf. Ein paar Hütten weiter sehe ich eine Mutter mit einem kleinen Jungen auf dem Arm vor dem Hütteneingang stehen. Sofort erkenne ich „meinen“ kleinen „Sohn“ Gondhei, der über zwei Monate bei uns war und nun seit ein paar Wochen wieder daheim ist. Aber er erkennt mich nicht mehr, sieht mich fremd an und strebt zur Mutter zurück, als ich ihn, auf den Arm nehmen will. Zunächst bin ich traurig, daß er mich so schnell vergessen hat, aber dann weiß ich doch, daß es das Beste für ihn ist, daß er wieder daheim ist bei Eltern und Geschwistern, auch wenn es mir wehtut zu sehen, wie das Hemd, das ich ihm zum Abschied schenkte, von Schmutz starrt, und die Armut spüre, in der die Familie lebt.

Noch einmal wird Fiebermedizin, Augensalbe usw.

Freundschaftlicher Besuch aus dem Nachbardorf





Besuch in einem Christendorf

ausgeteilt, dann steigen wir erneut auf die Räder, um unsere Fahrt fortzusetzen. An einem Bächlein machen wir eine kurze Rast, waschen uns und erfrischen uns an dem mitgebrachten Flüssigkeitsvorrat. Dann geht es in den nun schon heißer werdenden Tag hinein. Wunderschön ist die Landschaft, durch die wir fahren. Unsere Straße verläuft fast parallel zum Brahmani-Fluß, der inzwischen schon wieder ein ganz zahmes Fließchen geworden ist, aus dem an beiden Ufern Steine und Sandbänke hervorragen. Am anderen Ufer des Brahmani steigen die bewaldeten Bamra-Berge auf, die uns aus der Ferne so reizvoll zum Wandern und Steigen erscheinen. Aber wir wissen, daß in ihrem weglosen Dschangel noch Bären und Tiger hausen, was nun wiederum eine nicht allzu verlockende Aussicht ist. Die Sonne taucht alles in ein strahlendes Licht und erfüllt unsere Herzen mit Freude über die Schönheit dieses Stückchens Erde, das uns zur neuen Heimat werden soll.

Im nächsten Dorf brauchen wir nicht lange zu fragen. Es werden uns Kinder mit Fieber und Ausschlag gebracht, Spritzen, Tabletten und Salbe ausgeteilt. Dann kommen zwei Männer auf uns zu und bitten uns, in ihr Dorf 2–3 Meilen hinter Barkot zu kommen, um eine kranke Frau anzusehen. Wir sagen zu und versprechen, so bald wie möglich zu kommen. Aber zuerst machen wir hinter diesem Dorf noch eine Mittagspause. An einem kleinen Fließchen im Schatten von ein paar Bäumen, mit dem Blick auf die bewaldeten Berge, verzehren wir unser Picknick und stärken uns für die Weiterfahrt.

Zur heimlichen Belustigung unseres Begleiters Matthias kommen wir nicht allzu schnell vorwärts, da wir immer wieder einmal anhalten, weil wir unbedingt dieses oder jenes Bild mit unseren Photoapparaten festhalten wollen. Schließlich kommen wir aber doch nach Barkot und fahren gleich weiter in das Dorf, in das wir gerufen wurden. Es ist eine sehr vornehme Hütte, eigentlich ein ganzer Hüttenkom-

plex, den wir hier betreten, mit einem sauberen Innenhof, in dem eine Pritsche steht, auf die wir uns setzen. Stühle braucht man hierzulande nicht. Die Patientin, derentwegen wir gekommen sind, hat eine schwere Gelbsucht und geschwollene Leber. Ich gebe ihr zwar eine Spritze, muß dann aber doch den Leuten sagen, daß es unbedingt nötig ist, sie ins Hospital zu bringen, da diese Krankheit längere Untersuchungen, Beobachtungen und Behandlung braucht. — Inzwischen sind aus allen umliegenden Hütten Leute herbeigeströmt, vor allen Dingen viele Frauen, von denen fast jede einen Säugling oder ein Kleinkind auf dem Arm trägt. Für einige dieser Kinder muß ich gleich noch Durchfallmedizin oder Hustensaft austeilen. Dann werden wir wieder zum Hinsetzen aufgefordert und ganz vornehm mit einem Glas Tee bewirtet und anschließend noch mit einer Frucht, die ein wenig an unsere Birnen erinnert.

Inzwischen ist es aber schon etwa $\frac{1}{2}$ 5 Uhr geworden, und wir müssen an den Rückweg denken, wenn wir nicht ganz bei Nacht heimkommen wollen. Schnell sinkt nun die Sonne. Wir freuen uns auf der Fahrt noch einmal an ihrem Farbenspiel am Himmel und im Fluß, aber dann wird es in kurzer Zeit dunkel. — Als wir das Dorf erreichen, ist es schon fast dunkel. Aber an der Straße steht der Mann, dem ich morgens die Spritze in den Ellenbogen gab. Fröhlich winkt er mit dem Arm und ruft uns zu: „Meine Schmerzen sind weg. Es geht mir wieder gut!“ In der Freude über diesen einen sichtbaren Erfolg kehren wir nach Amgaon zurück.

Aber was war der eigentliche Sinn dieser Fahrt? Wir wollten ja nicht nur ein paar Spritzen, Pillen und etwas Salbe austeilen. Wir wollten ja, daß die Leute etwas davon spüren, daß wir sie liebhaben, daß wir es gut mit ihnen meinen, daß wir ihnen helfen wollen. Leider, leider beherrschen wir die Sprache noch nicht genug, um ihnen das auch sagen und vor allem sie auf die Liebe Gottes hinweisen zu können. Unser Sprachschatz beschränkt sich noch so sehr auf alles, was die körperlichen Leiden betrifft. Aber ob wir nicht durch dieses Tun den Boden vorbereiten können für die Zeit, wenn wir den Samen des Wortes Gottes ausstreuen werden unter diesen Menschen? Das ist unser Gebet bei diesen Fahrten, und das ist es auch, wofür wir die Fürbitte der Heimat erbitten.

Ursula von Lingen

Vornehme Patienten



Bei der Goßner-Mission in Mainz-Kastel am Rhein

Ein Dutzend Jahre besteht nun das Goßnerhaus in Mainz-Kastel. Aus kleinen Ansätzen – sprich Zelten und Baracken – ist ein großes Haus entstanden, das 130 Menschen beherbergt, wenn man den Hausstab mitzählt. „Sie haben ein Jugendwohnheim, also gehören Sie zur Inneren Mission?“ „Nein, die Goßner-Mission gehört zur Äußeren Mission.“ „Ach so, dann bilden Sie hier Missionare aus und senden Sie nach Indien?“ „Nein, das tut unsere Zentrale in Berlin-Friedenau.“ „Ja, was machen Sie denn eigentlich in Mainz-Kastel?“

Diese Frage wird häufig gestellt und ist nicht mit wenigen Worten zu beantworten. Dieses neue Missionshaus ist anscheinend auch ein neuer Typ für Missionsarbeit überhaupt, auf die althergebrachte Bezeichnungen wie ‚innen‘ oder ‚außen‘ nicht mehr passen.

Das *Jugendwohnheim* braucht nicht besonders beschrieben zu werden. Diese Art von Heim mit Lehrlingen, Jungarbeitern, ausländischen Praktikanten und Studenten gibt es überall in der Evangelischen Kirche. Das Besondere des Jugendwohnheims in Mainz-Kastel mag darin zu sehen sein, daß diese jungen Menschen die Probleme der etwa 30 Betriebe, in denen sie arbeiten, in das Goßnerhaus heimbringen, in dem sie dann durchgesprochen, diskutiert und mit den Theologen des „Seminars für kirchlichen Dienst in der Industrie“ aufgearbeitet werden. So bringen die

Bewohner die Themen mit, die oft Monate hindurch im Haus durchgesprochen und durch die die Theologen zur Konzentration auf die Beantwortung solcher ‚weltlicher‘ Fragen gezwungen werden.

Das „*Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie*“, das in den Monaten August bis Oktober Studenten zu einem Industriepraktikum aufnimmt, sammelt alljährlich aus den deutschen Landeskirchen und aus den Kirchen des Auslandes junge und alte Theologen zu einem Halbjahreskursus in den Wintermonaten (ab 1. Nov.). Die Abstinenz von liebgewordener Thematik, von bekannten theologischen Begriffen und – zumindest während des Fabrikeinsatzes – von gewohntem Lebensrhythmus fällt den Theologen oft sehr schwer. Schnell erkennen sie aber auch, daß sie auf diese Weise dem Durchschnittsmenschen unserer Zeit nahe kommen, ihn besser als früher in seinen Wünschen, Hoffnungen und Tätigkeiten verstehen. In den volkswirtschaftlichen Vorlesungen erkennen sie die Zusammenhänge zwischen Arbeit, Arbeitsergebnis, Sozialprodukt, Geld- und Kapitalmarkt, Innen- und Außenhandel, Reichtum der Industrieländer und Armut der Völker im raschen sozialen Umbruch. Wenn nach dieser Vorbereitung dann die 2 Monate Schichtarbeit in der Fabrik erlebt werden, hat sich vielen Theologen eine neue Welt erschlossen, unsere Welt von heute.



Das Goßner-Haus
in Mainz-Kastel

Im Vordergrund steht nicht mehr die Frage, welche Sprache wir wohl für die Menschen unserer Zeit finden sollten, damit sie in die Kirche kommen. Zweitrangig wird die Frage nach Methoden und Formen kirchlicher Arbeit. Es geht nicht mehr um die eigenen kirchlichen Gruppen und Grüppchen, sondern nun sind die Probleme unserer Gesellschaft in den Blick gekommen, und die Frage an die Theologen wird immer dringlicher: was könnt ihr mit eurer Kenntnis der Bibel und der Geschichte der Kirche Jesu Christi beitragen zur Durchdenkung der gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit, zu ihrem Erkennen und zu ihrer Lösung?

Die in der Gesellschaft vorhandenen Gruppen bieten sich geradezu an, zu erproben, was evangelischer Glaube und evangelische Ethik für unsere Zeit bedeuten. Worin besteht die Freiheit der Kinder Gottes für mich, wenn ich Arbeitgeber, Chef, Vorgesetzter oder wenn ich Arbeiter, Angestellter, Beamter bin? Was sagen evangelische Christen zum Eigentum im allgemeinen, zur Konzentration des Kapitals in wenigen Händen oder zur Streuung des Eigentums unter viele? Was bedeuten die Worte Jesu und die seiner Apostel zu solchen Fragen heute? Das will man heute gerade von den Theologen wissen. Deshalb werden sie mehr in den gesellschaftlichen Gruppen unserer Tage gebraucht als in denen der Gemeinde. Eine Frauenhilfe, eine Jugendgruppe, ein Altersheim braucht erfahrene Christen als Leiter, aber nicht unbedingt Theologen. Er wird vielmehr seine Zeit im Gespräch mit den Vertretern der verschiedenen volkswirtschaftlich und sozialpolitisch wichtigen Verbände zubringen müssen, als vor kirchlichen Gruppen eine Andacht zu halten. Das sollten diese in der Kirche des Priestertums aller Gläubigen nach 400 Jahren auch allein tun können. Zu mehr als der Vorbereitung der Gruppenleiter sollte der Theologe keinesfalls herangezogen werden.

Das erfordert allerdings eine *mündige Gemeinde*, also eine Gemeinde mit Mund. Er darf nicht nur im

Chor geöffnet werden. Er muß in der Gemeinde gebraucht werden, um mitzureden von den großen Taten Gottes, um sie für unsere Zeit zu deuten. Deshalb wird der Theologe heute auch in der Gemeinde manchmal mehr hören als reden müssen. Er muß hören, wie das Evangelium den anderen trifft, an welcher Stelle seines Lebens es beunruhigt oder bedeutungslos wird. Aus diesem Grunde reden im Goßnerhaus in Mainz-Kastel bei den Zusammenkünften am Freitag Abend oder an den Sonntagen die Gemeindeglieder mehr als die Theologen. Bei der Taufe diskutieren Eltern und Paten, bei erwachsenen Täuflingen diese selbst mit den Versammelten. Es wird nach dem Warum und dem Wozu des Taufens offen und radikal gefragt. Die Tauffrage wird so zur echten Frage an die für diese Taufe Verantwortlichen. Oft ist bis zum letzten Augenblick durchaus offen, ob auch wirklich mit Ja geantwortet wird oder nicht. Wer um eine Taufe im Goßnerhaus bittet, muß wissen, daß er nicht billig zu ihr kommt, sondern daß hier hart um Wahrheit und Ehrlichkeit vor der versammelten Gemeinde gerungen wird. Das geht gewiß auf Kosten der Feierlichkeit. Sie ist den hier Versammelten aber auch nicht besonders wichtig.

Manches Gemeindeglied wird diese gerade beim Abendmahl vermissen, das allwöchentlich am Montag Morgen, bei Konferenzen von mehreren Tagen auch jeden Morgen, am Frühstückstisch gefeiert wird. Aber dafür gehört das Herrenmahl zum Leben dieses Hauses, zur Kraftquelle für alle Arbeit im Haus und alle Arbeit, die von hier in die Betriebe und in die Verbände ausstrahlt. Daß auch die Kirchen von der so gestalteten Arbeit der Goßner-Mission in Mainz-Kastel profitieren, ist oft gesagt worden.

Ist sie nun ‚innere‘ oder ‚äußere‘ Mission? Wenn schon eine Bezeichnung gefunden werden muß, dann würden die Mitarbeiter im Goßnerhaus diese wählen: gesellschaftliche Diakonie.

Horst Symanowski

Die Freitagabend-Zusammenkünfte
im Goßner-Haus in Mainz-Kastel



Was sagt das Neue Testament über Eigentum?

1. Einige allgemeine Beobachtungen

Eigentum wird als Privateigentum anerkannt; Lukas 19:1-10 (Zachäus). – Für den Besitz gilt die Verfügungsfreiheit; Matthäus 20:1-16 (Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg). – Die Produktivität des Kapitals, auch im Bankgeschäft, scheint selbstverständlich zu sein; Matthäus 25:27; („Ich hätte das Meine zu mir genommen mit Zinsen“, im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden). – Es ist normal, daß „die Eltern für die Kinder Schätze sammeln“; 2. Korinther 12:14. – Der urchristliche „Kommunismus“ ist kein allgemein gültiges Wirtschaftssystem, keine Rechtsordnung für alle; sondern diejenigen, welche aus Liebe und Opferwillen bereit waren, andere Brüder an ihrem Besitz ganz oder teilweise teilnehmen zu lassen, taten dies *freiwillig*. Apostelgeschichte 2:44, 45; 4:34-5, 4.

2. Worin liegt die Gefahr des Eigentums?

a) Eigentum macht innerlich unfrei. „Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz“; Matthäus 6:21.

b) Eigentum macht gierig nach mehr. Jakobus 4:1-4; 5:1-4. Titus 1:11. „Habgier ist eine Wurzel allen Übels“ (1. Timotheus 6:9-10).

c) Eigentum verleitet zu ängstlicher Sorge. „Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschwert werden mit Essen und Trinken und mit Sorgen um Nahrung“, Lukas 21:34.

d) Eigentum macht hart und gefühllos für die Not und Bedürfnisse anderer, Lukas 16:19, und macht gedankenlos und bedenkenlos gegenüber Ausbeutung; Lukas 3:13; Jakobus 2:6. „Ihr Kapitalverwalter! Der Lohn der Arbeiter, die euch zu Gewinn verholfen haben und den ihr niedrig hieltet, damit die Dividenden hoch sein konnten, der schreit und zeugt gegen euch vor den Ohren Gottes“ (Jakobus 5:4).

3. Löst Jesus das soziale Problem?

Sagt Jesus, daß die Reichen ärmer und die Armen reicher werden müssen? Nein. Der reiche junge Mann muß mehr tun als nur seinen Reichtum weggeben; er muß seinem Götzen „Geld“ absagen – und dann Jesus nachfolgen; Lukas 18:22. – Bringt Jesus eine neue Eigentumsordnung? Eine neue Verteilung des Eigentums? Hebt Jesus den Gegensatz von „Kapital“ und „Arbeit“ auf? Nein. Wir finden bei Jesus im Neuen Testament keine direkte Lösung der Eigentums- oder sozialen Frage. Das ist unsere Aufgabe.

4. Aber Jesus leistet einen Beitrag zur Lösung der Eigentumsfrage.

Welchen? Er bringt die „Neue Gemeinschaft“, die Bruderschaft derer, die mit Gott und mit dem Bruder verbunden sind. „Du sollst Gott, deinen Herrn, lie-

ben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst“, (Lukas 10:27). Auf die Frage, wie oft man seinem Bruder in solcher Gemeinschaft vergeben muß, – ob sieben mal genug seien, antwortet er: „Nicht sieben mal, sondern siebenmal“, d. h. ganz – bis die Gemeinschaft wieder hergestellt ist; Matthäus 18:22.

Nach Jesus und dem Neuen Testament soll alles, was wir haben und tun, der Wiederherstellung und dem Aufbau dieser Bruderschaft unter Gott dienen; also auch das Eigentum. „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon“, Lukas 16:9. „Es ist niemand, der Haus oder Bruder ... oder Acker um meinetwillen ... verläßt, und nicht hundertfältig empfangen jetzt in dieser Zeit Häuser und Brüder ... und Acker“, Markus 10:30. „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“, Matthäus 25:40. „Arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf das du habest zu geben den Dürftigen“, Epheser 4:28.

Der Zweck des Eigentums, nach Jesus, ist es, als Mittel zum Wachsen von brüderlicher Liebe zu dienen.

5. Die Aufgabe der Christen zur Lösung der Eigentumsfrage.

Christen haben in jeder Eigentumsordnung, d. h. gegenüber Privat-, Genossenschafts- oder Staatseigentum zu fragen, ob das Eigentum Gemeinschaft aufbaut oder zerstört; ob es verbindend oder spaltend wirkt. Die Antwort wird im Einzelnen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten – je nach der geschichtlichen Entwicklung – verschieden ausfallen.

Eigentum von Konsumgütern ist ein geringes soziales Problem. Aber Eigentum an Boden, Gebäuden und Produktionsgütern gibt Macht über andere Menschen. Es muß daher stets gefragt werden, ob diese Macht dem Wachsen von Gemeinschaft dient oder schadet. – In einer Ordnung, die auf Privateigentum ruht, werden Christen darauf achten, daß die soziale Verpflichtung des Eigentums gewährleistet ist. Ungezügelter Erwerbsgier, die eine im Privateigentum liegende Versuchung ist, spaltet die Gemeinschaft in Ausbeuter und Ausgebeutete. – In einer Ordnung, die auf totalem Staatseigentum beruht, hat die Staatsverwaltung ungeheure Macht. Die Staatsbürokratie ist in Versuchung, die Freiheit der Beherrschten zu beschneiden; und ohne Freiheit gibt es keine Gemeinschaft.

Genossenschaftseigentum oder eine Mischung von verschiedenen Eigentumsarten, die sich gegenseitig das Gleichgewicht halten und die Auswüchse kontrollieren, sind Möglichkeiten, die zu erwägen sind.

P. Theodor Jaeckel, Mainz

Kirchenmusikalische Bibelrüstzeiten in der DDR

Vielen jungen Christen ist das kirchliche Rüstzeitenheim „Rehoboth“ in Buckow/Märk. Schweiz bekannt. Jahr für Jahr kommen etwa 1000 Jugendliche in unser Haus und leben hier für Tage oder Wochen zusammen. Sie lassen sich zurüsten zum Dienst als Christen in der Welt und an der Welt durch Übung im gemeinsamen Leben, gemeinsamen Bibellesen, gemeinsamen Gebet und gemeinsamen Feiern.

Dieses Jugend-Rüstzeitenheim ist ein Haus der Kirche, und die Goßner-Mission stellt den Heimleiter dieses Hauses.

Aus der Erfahrung heraus, daß man sich viel eher „zusammenarbeitet“ als „zusammenredet“, wurde schon lange hier in „Rehoboth“ eine Rüstzeit geplant, die jungen Menschen ermöglichen sollte, sich hier im Hause eine eigene Fiedel bauen zu können. Fünf solcher Rüstzeiten konnten in den Jahren 1959 und 1960 durchgeführt werden. Jeweils 8–10 Jugendliche im Alter von 15–28 Jahren bauten sich innerhalb von 14 Tagen ein eigenes Musikinstrument und lernten gleichzeitig die Grundbegriffe des Fiedelspiels.

Die Goßner-Mission, die für die Durchführung verantwortlich zeichnete, hatte als Ziele dieser Wochen vor Augen:

1. Jünge Menschen sollten durch gemeinsames Bibellesen und durch gemeinsame praktische Arbeit zu einer echten Gemeinschaft zusammenwachsen.
2. Die Teilnehmer sollten sich in Kollektiv-Arbeit jeder ein eigenes Musikinstrument basteln können.
3. Die Jugendlichen sollten ermuntert werden, wieder Hausmusik zu treiben.

Man kann sagen, daß alle diese Rüstzeiten ein voller Erfolg wurden:

Es kam zu einer wunderbaren Gemeinschaft; die Jugendlichen hielten reihum ihre Morgen- und Abendandachten.

Es wurden tadellose Instrumente hergestellt.

Die Freude zum Musizieren wurde geweckt.

Wir hatten viele begeisterte Zaungäste zu Besuch, von denen sich eine ganze Anzahl für weitere Rüstzeiten anmeldeten.

Das Hauptthema der Bibelarbeiten hieß: Was sagt die Bibel über die Musik. Die Jungen und Mädchen suchten eifrig in der Bibel nach den Stellen, die etwas über Musik aussagen und waren zweifellos betroffen davon, wie oft die Musik geistliche Wirkung auf die Menschen der Bibel hatte. Sie erkannten, daß Gott auch heute noch die Musik – und warum nicht auch das Fiedelspiel – in seinen Dienst nehmen will.

Auf jeden Fall lohnt es sich, derartige Rüstzeiten auch weiterhin durchzuführen. Für das Jahr 1961 sind bereits 9 Rüstzeiten geplant. Sobald sich eine entsprechende Anzahl von Teilnehmern gefunden hat, können jeweils weitere Fiedelbauwochen stattfinden.

Neben den Fiedelbauwochen haben wir in diesem Jahre eine Rüstzeit für Freunde des Fiedel- und Flötenspiels durchgeführt. Eine Gruppe von Gliedern der Jungen Gemeinde, die sich in unserer ersten Kirchen-

musikalischen Bibelrüstzeit eigene Instrumente gebaut hatten, kamen, zusammen mit Flötenspielern, für 10 Tage zum gemeinsamen Üben und Musizieren in unser Haus. Als Höhepunkt und Ausklang der Woche fand eine kleine Abendmusik in unserer Buckower Kirche statt, die in der Gemeinde und unter den Kurgästen sehr großen Anklang fand.

Eine solche Musizierwoche wollen wir auch im Jahre 1961 wieder durchführen.

Man muß die Freude der Rüstzeitteilnehmer gesehen haben, wenn sie ihr fertiges Instrument in den Händen hielten; dann kommt man zu dem Urteil, daß diese Rüstzeiten eine lohnende Aufgabe sind.



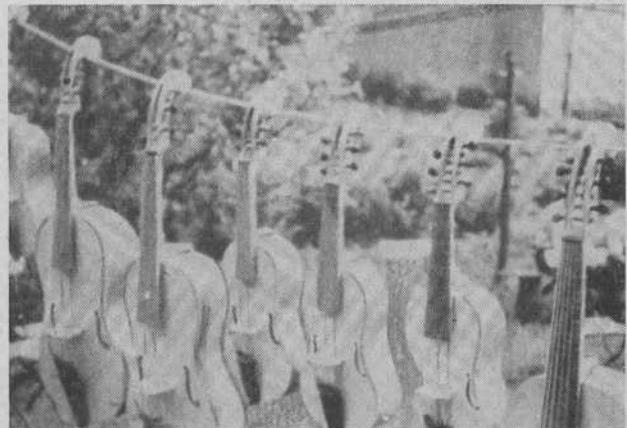
Beim Fiedelbau

An dieser Stelle muß einmal gesagt werden, daß ohne die finanzielle und materielle Hilfe vieler Freunde unserer Arbeit diese Kirchenmusikalischen Bibelrüstzeiten wohl kaum so großen Erfolg hätten haben können. Allen, die unseren Fiedelbau irgendwie unterstützt haben, sei hier sehr herzlich gedankt. Besonderen Dank auch unserem „Fiedelbaumeister“, Herrn Ing. Bernhard Köhler, für seine geduldige und verständnisvolle Arbeit mit den Jugendlichen.

Buckow, Weihnachten 1960

Herbert Vetter, Heimleiter

Die fertigen Geigen



Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDKREIS

1. Jubiläen und Einweihungen

Am 20. November 1960 wurde das neue Katechisten-seminar in Govindpur, das junge Männer aus der Gofner-Kirche zu Evangelisten und Missionaren ausbildet, eingeweiht. Die ganze neugewählte Kirchenleitung war dazu erschienen. Der Leiter des Seminars ist Pastor *Martin Tete*, der eine zusätzliche theologische Ausbildung in Amerika erhalten und auch Deutschland besucht hat. Als sein Mitarbeiter ist Pastor *Hanukk Minz* berufen worden, der fünf Jahre lang in unserer deutschen Missions-Heimatgemeinde gewirkt hat und bei ihr noch in bester Erinnerung steht. Er und seine Frau *Alomani* haben nun endgültig in Govindpur Wohnung genommen. Das Kuratorium der Gofner-Mission hat dem Seminar Segenswünsche und eine Spende von 1000,— DM übersandt aus einer Abschiedsgabe, die die Berliner Katecheten, die Evangelische Lehrerschaft und die Evangelischen Schulen in Berlin Missionsdirektor *Lokies* überreicht haben, der im Laufe dieses Jahres sein Amt als Leiter der Kirchlichen Erziehungskammer niederlegt. Weitere 2000,— DM aus dieser Gabe sind für das Theologische Seminar in Ranchi bestimmt.

Im November 1960 wurde das Rüstzeiten-Heim in der Gemeinde Jarakudar eingeweiht. Jarakudar ist unseren Lesern als die Gemeinde der Gofner-Kirche bekannt, der eine Gruppe von deutschen Ingenieuren und Facharbeitern aus dem Eisenhüttenwerk Rourkela unter Führung von Pfarrer *Dr. Peusch* eine Kirche aufgebaut hat — ein Urwalddorf, etwa eine Stunde von Rourkela entfernt. Jetzt hat dieselbe Arbeitsgruppe ein Rüstzeitenheim fertiggestellt, das sie zunächst für sich selbst zu Wochenendfreizeiten (unter andern auch Bibelfreizeiten) verwenden will. Später soll das Gebäude der Gemeinde Jarakudar für Schulzwecke übergeben werden.

Am 13. Januar beging die Gemeinde Koronjo ihr 75. Jubiläum. Wir gedenken in Dankbarkeit der alten Missionare, die dieses Missionszentrum aufgebaut haben (*Gemsky, Karsten, Klein, Hensel*). Das Kuratorium hat der feiernden Gemeinde seine Grüße und Segenswünsche übermittelt. Wir alle erbitten für ihre weitere Entwicklung nach außen und nach innen Gottes Hilfe.

2. Persönliches

Schwester *Ilse Martin* vom Missionshospital Amgaon hat vom Indischen Generalkonsulat in Berlin den Bescheid erhalten, daß sie Anfang Mai wieder in Indien eintreffen müsse. So ist ihre Abreise für Mitte April vorgesehen. Da sie noch eine Fußoperation durchstehen und dazu vier bis sechs Wochen ins Krankenhaus gehen muß, wird es ihr aus Zeitgründen nicht mehr möglich sein, eine Anzahl von Gemeinden, die sie eingeladen haben, zu besuchen.

Pfarrer *Dr. Peusch* - Rourkela hat uns mitgeteilt, daß er in diesem Jahr mit seiner Familie zu einem kurzen Heimaturlaub (vom 10. Mai bis 30. August) nach Deutschland kommt.

Lokies

Schwester *Anny Diller* zum 60. Geburtstag

Am 4. Januar 1961 beging Schwester *Anny Diller* ihren 60. Geburtstag.

Das Kuratorium der Gofner-Mission gedenkt in Dankbarkeit der langjährigen treuen Dienste, die *Anny Diller* der Gofner-Kirche in Indien im besonderen auf dem Gebiet der Mädchen- und Frauenbildung geleistet hat, und befiehlt sie für die kommenden Jahre, in denen ihr Gott viel Freude schenken möge, Seinem Schutz und Segen.

Wir haben ihre treueste Mitarbeiterin, Schwester *Hedwig Schmidt*, gebeten, unserm Leserkreis einen Bericht über Schwester *Anny*'s Leben und Lebensarbeit zu geben. Schwester *Hedwig Schmidt* schreibt folgendes:

„Schwester *Anny Diller* wurde am 4. Januar 1901 in Chakradharpur in Indien geboren. Als sie fünf Jahre alt war,

kam sie nach Deutschland. So war es früher: Missionare hatten sich von ihren Kindern zu trennen. Das war ein Opfer für Eltern und Kinder. Sie kam nach Nürnberg, und mit großer Liebe gedenkt sie ihrer frommen Pflegeeltern dort. —

Ihre Ausbildungsstätten waren das Lazarus-Krankenhaus in Berlin und die Bibelschule im Missionsheim Berlin-Lichterfelde. 1926 folgte Schwester *Anny* einem Rufe ihrer Eltern, die in einer Missionsarbeit in Java standen. 1927 wurde Missionar *W. Diller* wieder auf sein altes Missionsfeld nach Indien berufen. Die Gofner-Kirche stationierte ihn in Rajgangpur. So kam Schwester *Anny* wieder nach Indien, in



ihr Geburtsland. Doch neun Monate später starb ihr Vater, und Schwester *Anny* übernahm seine Arbeit. Sie reiste (allein mit ein paar Trägern) viel durch die Gemeinden von Rajgangpur, Bamra und Bonai — alles zu Fuß, anders ging es in diesen einsamen Distrikten nicht. Es ist immer bewegend, wenn sie von ihren Erlebnissen und Begegnungen auf diesen Wanderungen erzählt. In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über sie Flügel gebreitet!

1930 wurde sie nach Purulia versetzt. Dort arbeitete sie fünf Jahre in großem Segen. Als sie im vergangenen Jahr Purulia zum Abschied besuchte, war es der Gemeinde eine große Freude, sie wieder zu sehen. Manchmal stellte sich eine junge Mutter vor sie hin, guckte sie schelmisch an und fragte: „Kennen Sie mich noch?“ Ach, war das manchmal schwierig für Schwester *Anny*! Denn das waren frühere Kindergartenkinder, die nun zur Frau und Mutter herangewachsen waren und mit Stolz ihre Kinder zeigten. 1935 kam Schwester *Anny* zum ersten Male auf Heimaturlaub. 1936 ging es wieder nach Indien, zunächst wieder nach Purulia. Aber Oktober 1938 wurde sie mit mir zusammen nach Gumla berufen. Dort fingen wir gemeinsam die Tabita-Bibel- und Haushaltungs-Schule an. Ehe die Schule begann, sind wir viel durch die Gemeinden von Gumla und Lohaedaga gewandert. Am 1. März 1939 begann unsere Tabita-Schularbeit, doch der 2. Weltkrieg zerschlug nach 9 Monaten diese Arbeit. Wir mußten nach Ranchi übersiedeln. Dort haben Schwester *Anny* und ich ein reiches Arbeitsfeld gehabt: Religions-Unterricht in der Bethesda-Schule, Bibelkurse für Frauen und Mädchen, u. a. Ende 1942 wurden auch wir interniert. Bis Dezember 1946 mußten wir im Lager Satara (bei Bombay) warten, bis wir wieder auf unser Missionsfeld, in die Gofner-Kirche zurückkehren durf-

ten. Die Kirche berief uns, die Tabita-Schule wieder aufzubauen. Die erste Station war Burju, von 1946—1950. Dort waren aber ungünstige Verhältnisse für die Schule und im März 1950 fingen wir gemeinsam zum dritten Male das Werk an: in Govindpur. Hier bauten wir gemeinsam das Werk aus, das nun in indische Hände gelegt wurde. In Govindpur ist Schwester Anny durch viel Krankheitsnot gegangen. Aber wir haben erfahren: Wir haben einen Herrn, der da hilft, der da mächtig ist, zu erretten.

Wintermissionsfest in Wolfsburg

Vom 6. bis 8. Januar 1961 fand in Wolfsburg ein Wintermissionsfest der Goßner-Mission statt.

Pfarrer *Dobrmann* hatte alles organisiert. Die Lokalzeitungen brachten ein Bild der zum Dienst in den Gemeinden eingeladenen Missionsleute sowie eine Information dazu. Das Programm lief ab, wie es bei solchen Veranstaltungen abzulaufen pflegt.

Und dennoch, bei diesem Wintermissionsfest war etwas ganz anders.

Gewiß, es waren zwei junge indische Christen da, und außer dem Missionsdirektor war noch Schwester Ilse Martin anwesend — aber das meine ich nicht.

Ich wage zu behaupten, daß das, was uns der junge Inder Paul Singh gab, mehr war, als all' unsere Opfer zusammen. Er hat uns etwas gesagt, das uns aus unserer geistigen Trägheit aufrütteln muß.

Er erzählte: „Wenn der indische Bischof Asariya einen Menschen getauft hatte, dann ließ er ihn beide Hände über den Kopf legen und nachsprechen: „Wehe mir, wenn ich kein Missionar bin.““

„Christ ist nur der, der auch Missionar ist“, sagte uns Paul Singh.

Das gilt auch für uns in Deutschland. Natürlich sollen wir nun nicht alle nach Indien oder Afrika gehen. Unsere Aufgabe beginnt hier.

Wir brauchen nur an unsere Nachbarn, Freunde oder Kollegen zu denken, dann wissen wir, wo wir beginnen können. Und es geht nicht darum, daß sie „christliche Sitten“ annehmen oder fleißiger zum Got-

Schwester Anny Diller hat 33 Jahre im Dienste der Goßner-Mission gestanden; nun ist sie heimgekehrt. Am 4. Januar 1961 hat sie ihren 60. Geburtstag feiern dürfen. Und ich weiß mich mit ihr eins in dem Bekenntnis: „Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind. Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sie ist alle Morgen neu und Seine Treue ist groß!“ Der barmherzige Herr hat dies Sein Wort an ihr wahrgemacht: „Ja, Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet. Ich will es tun! Ich will heben, tragen und erretten.“



Arbeitsgruppe Goßner-Mission beim Wintermissionsfest in der Volkswagenstadt Wolfsburg. Von links nach rechts: Paulus Kerketta, Schwester Ilse Martin, Jugendsekretär Riedl, Paul Singh, Missionsdirektor Lokies.

tesdienst gehen, (das sind Begleiterscheine), sondern daß ihr gesamtes Leben anders wird.

Wenn wir nun noch ganz ehrlich sind und an uns selbst und unsere Familie denken, dann wissen wir ganz bestimmt, wo unser Missionarsein beginnen muß.

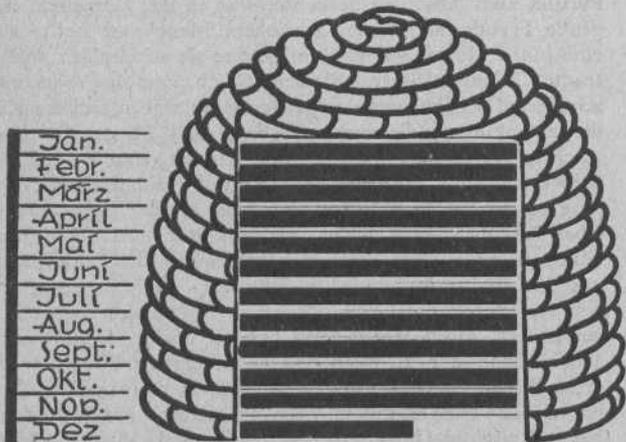
Denen, die für uns draußen in Indien sind, können wir zwei ganz wichtige Stützen geben: 1. unsere Fürbitte und 2. unsere finanzielle Hilfe.

Wenn wir das, außer den vielseitigen Berichten, vom Wintermissionsfest in Wolfsburg mitnehmen, dann war es für alle Beteiligten segensreich.

Eine Gruppe hat das in Wolfsburg sofort verstanden, die Kinder der Christuskirchengemeinde. Sie wollen jeden Sonntag im Kindergottesdienst für die kranken Kinder in Amgaon sammeln.

Wir aber wollen uns noch einmal sagen lassen: „Wehe mir, wenn ich kein Missionar bin.“

Wolfgang Riedl



Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. Dezember 1960

betragen 300000,— DM

sie beträgt 291667,36 DM

Wir haben zu wenig
gesammelt 8332,64 DM

Unser Gabenkonto:

Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64/ Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 52050 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel